
G. Freytag
gesammelte
Werke.





Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Zwölfter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

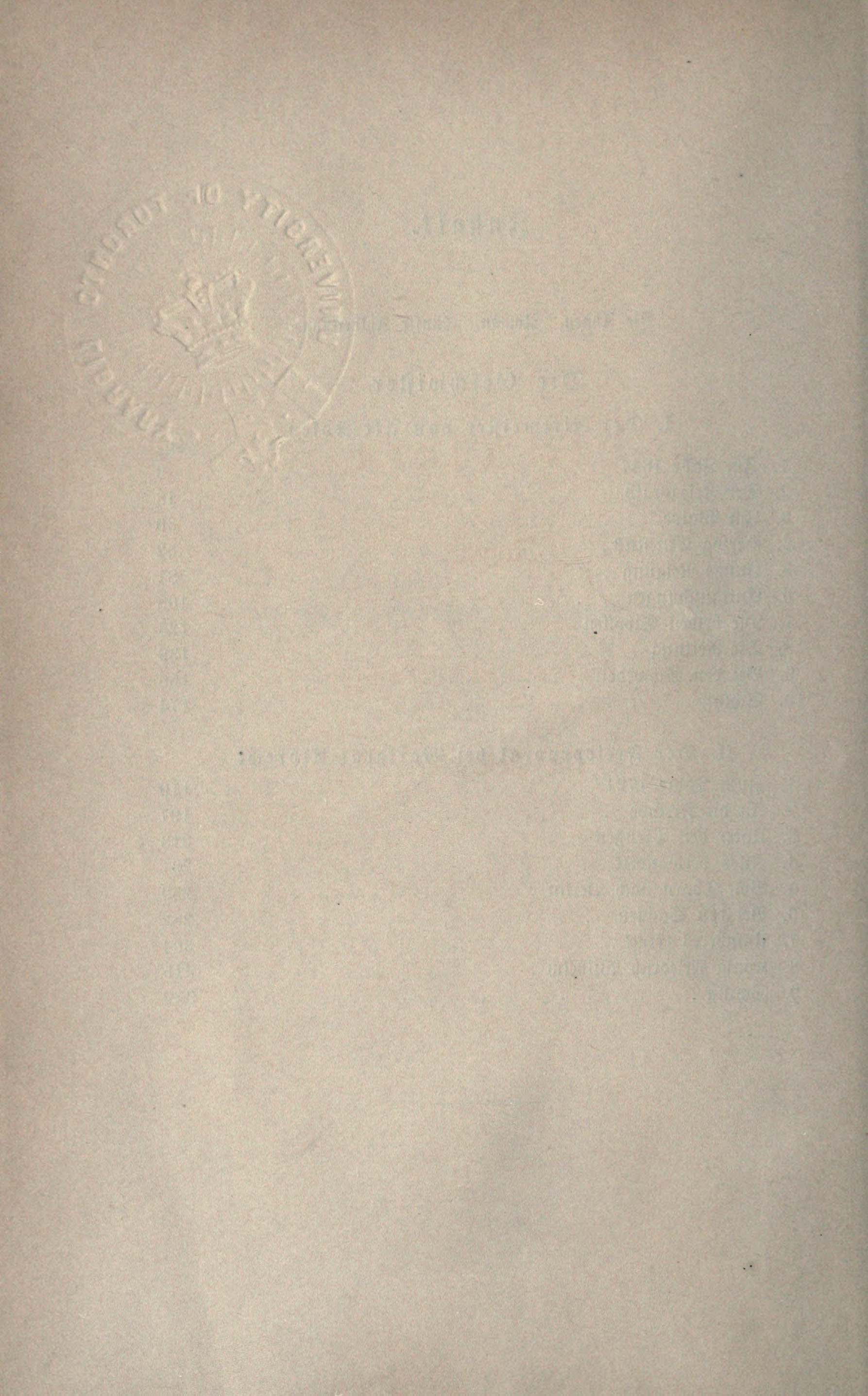
Inhalt.

Die Ahnen. Roman. Fünfte Abtheilung.

Die Geschwister.

I. Der Rittmeister von Alt-Rosen.

II. Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.

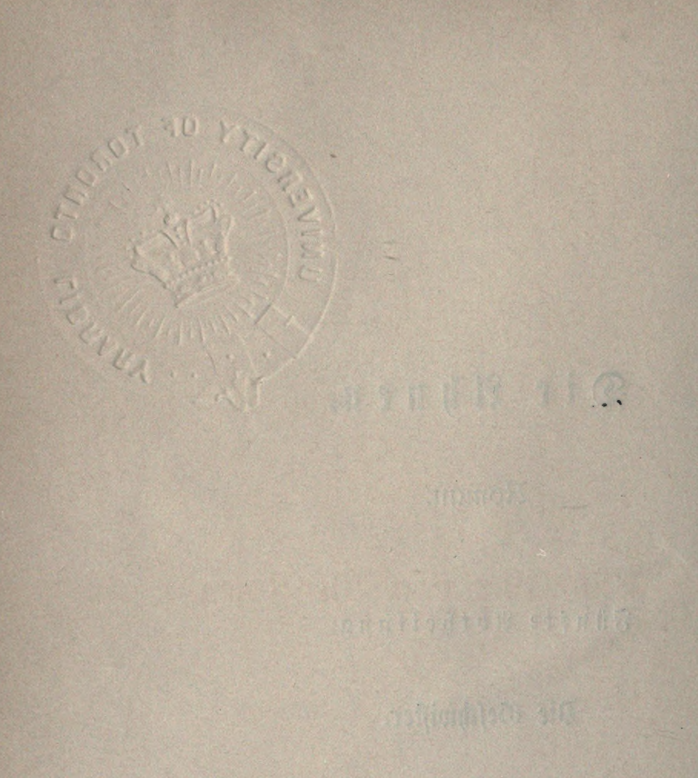


Die Ahnen.

Roman.

Fünfte Abtheilung:

Die Geschwister.



I.

Der Rittmeister von Alt-Rosen.



1.

Im Jahr 1647.

Nahe der Heerstraße, welche von der Tauber zum Main führt, rastete an einem Nachmittage des Frühsommers eine Anzahl Bewaffneter auf niedrigem Hügel. Eine alte Linde gab den sonnengebräunten Männern dürftigen Schatten, die Hälfte des Baumes war durch Feuer zerstört und nackte Aeste starrten zwischen dem Laube in die Luft, dennoch blühte der Baum, und würziger Duft mischte sich mit dem Brandgeruch, welcher aus der Niederung herauf zog.

Rings um den Hügel lagerte Kriegsvolk und man übersah von der Höhe die Reihen der angepflöckten Pferde, kleine Laubschirme aus schnell zusammengetragenen Baumästen, dazwischen wenige Zelte und die Feuer, um welche sich Männer und Reiterbuben bewegten. Dick und wetterschwül war die Luft, sie drückte den Dampf der Feuer an der Erde dahin, und wenn zuweilen ein kurzer Windstoß den Rauch in Wolken emportrieb, dann verhüllte er die Reiterstandarten, welche im Boden steckten, und die Reihen der Pferde, dann ragten die Gestalten der berittenen Wachen, welche die Außenseite des Lagers umgaben, undeutlich aus der mißfarbigen Wolke, und man vernahm auf dem Hügel aus dem Dunst der Tiefe nur Geschrei der Buben, Wiehern der Rosse und gebietende Rufe.

Wer die Standarten musterte, sah, daß sie mehren Reiterregimentern zugehörten, nur eine Compagnie Fußvolk lag dazwischen und ihr großes gelbes Fahnentuch, gebleicht durch

Sonne und Regen manches Feldzugs, hing in den Knoten geschlagen um die Stange. Dem Reiterhaufen fehlten die Karren und das Gesinde seines Trosses. Im Rücken des Haufens zogen sich dichtbelaubte Höhen auf beiden Seiten des Weges nordwärts, und die rastende Schaar war nur eine Nachhut, welche anderen Theilen des Heeres ihren Marsch durch den langen Engpaß gegen einen Feind decken sollte, der südwärts von der Tauber her erwartet wurde.

Anderes freilich mußte einen Kriegsmann befremden. Es waren ausgewetterte Soldaten, welche um den Hügel lagerten, narbige gefurchte Gesichter mit trotzigen Augen, viele mit grauem Haar, in ihren Bewegungen sicher und bedächtig, unter einander schweigsam und von stolzer Haltung, Leute, die auch ohne Befehl zu thun wußten, was die Stunde verlangt; aber nur spärlich waren neben den zahlreichen Corneten die Trompeter zu sehen, welche doch sonst in jeder Compagnie als vertraute Boten der Officiere bei den Feldzeichen lagen. In den Reihen der Rosse und Feuerstellen vernahm man nicht die kräftigen Worte der Unterofficiere, welche anderswo überall die Ordnung des Lagers mit vielem Fluchen und Sausen ihrer Stöcke aufrecht erhalten mußten. Auch der Hügel in der Mitte, der das Hauptquartier vorstellte, war nicht durch Wachen von dem Volke geschieden, wie Lagerbrauch war; zwanglos und ohne Scheu verkehrten die gemeinen Reiter mit den Herren auf der Höhe, sie riefen im Vorbeigehen hinauf und lachten über einen launigen Zuruf, der ihnen von oben gegönnt wurde. Und die Befehlshaber selbst glichen nicht in Allem den Officieren, wie sich diese in anderen Heerhaufen darstellten. Bei den Meisten erwies nur die große Feldbinde, daß sie Rang und Amt hatten, aber Sammt und Seide, goldene Tressen und wallende Federn auf den Hüten waren selten zu erblicken; die Männer lagen im Grase, rauchten aus kurzen Thonpfeifen, spielten mit Würfeln, und einer besserte gar eigenhändig am schadhaften Wamms, das er sich ausgezogen

hatte. Die Mehrzahl schien von demselben Schlage, wie die Soldaten, ein Geschlecht alter harter Kriegsgurgeln, dem der Dienst vieler Jahre anzusehen war. Nur ein jüngerer Mann befand sich unter ihnen mit neuer seidener Feldbinde und silbernem Ringkragen. Dieser, ein stämmiger Herr, saß auf einem Stein in der Mitte, er hatte ein breites Angesicht und große gescheidte Augen, welche in unablässiger Bewegung über die Begleiter, das Lager und die Landschaft flogen. Die weißen Straußenfedern auf seinem Hut kündigten den obersten Befehlshaber an.

Ein kleiner Trupp kam in scharfem Trabe auf der Landstraße heran und hielt außerhalb des Lagers, ein einzelner Reiter sprengte durch die Lagergasse dem Hügel zu.

Der Feldoberst trat dem Ankommenden entgegen und rief mit guter Laune: „Maecenas, atavis edite regibus!

O Bernhard, aus der König altem Haus
Entsprossen, du mein Schutz und Augenschmaus,

was bringst du Neues?"

Der Angeredete sprang vom Pferde, eine schlanke Kriegergestalt mit scharfen blauen Augen, gebräunten Wangen und schwedischem Knebelbart, dem die braunen Locken bis auf den Halskragen herabhingen: „Marschall Turenne hat einen Officier mit Trompeter gesandt, welcher an den Kriegsrath dieses Schreiben überbringt."

Die Miene des Befehlshabers wurde finster. „Hofft der Franzose immer noch durch Briefe und Boten die weimarischen Regimenter in seinen Dienst zurückzuzwingen?" rief er laut. Unter den Officieren auf der Höhe entstand eine Bewegung, sie sprangen empor und umringten den Anführer, welcher das Schreiben öffnete: „Marschall Turenne verheißt zum dritten Mal Verzeihung und Amnestie, wenn wir reuig zurückkehren und uns auf's Neue dem König von Frankreich zuschwören." Er hob den Brief in die Höhe. „Es steht kein Wort darin, daß er unser verbrieftes Recht anerkennen will, uns nur in

deutschen Landen zu gebrauchen und nur für die Sache des Evangeliums."

„Ich warne euch, ihr Herren," rief ein alter Officier aus dem Gefolge, „daß ihr der Redlichkeit des Franzosen jetzt weniger traut als zuvor; der Wolf wird um so bissiger, je mehr ihn hungert. Schon einmal, als er Amnestie verhieß, hat er gleich darauf Reiter von uns, die in seine Gewalt fielen, auf die Folter gespannt, damit sie gegen uns aussagten. Dieselbe schwarze Treulosigkeit wird er auch jetzt gegen unsere Völker beweisen und vor Allem gegen die Befehlshaber."

„Wer ist sein Bote, Rittmeister König?" frug der Feldoberst.

„Der Junker Reinbold, welcher unter dem Marschall meine Compagnie führte," meldete der Befragte, „es war ein seltsames Wiedersehen."

„Wir zerreißen den Brief," rief ein Anderer, „und dem schurkischen Boten, der seine Compagnie um des Franzosen willen verlassen hat, zerbrechen wir den Degen und jagen ihn mit blutigem Rücken von dannen." Der General vernahm beifällig den Ausbruch des Zornes: „Dennoch rathe ich," entschied er, „daß wir dem Marschall nach Kriegsbrauch antworten und seinen Boten ehrlicher behandeln als er verdient. Dem Rittmeister vom Regiment Alt-Rosen befehle ich die Aufsicht. Geleitet den Abgesandten herein." Und näher zu dem Angeredeten tretend, setzte er hinzu: „hindere ihn, mit den Gemeinen zu schwatzen. Wie geberdet er sich?"

„Er faucht wie ein Marder und es wird ihm schwer die Höflichkeit zu bewahren."

Der Rittmeister sprengte zurück zur Lagerwache, während der General, den sich die empörten Regimenter aus ihren Reihen selbstwillig erwählt hatten, mit den Officieren berieth. Kurz darauf ritt der Bote des Marschalls mit seinem Begleiter durch die Lagergasse. Er war ein junger Edelmann von entschlossenem Wesen und sein Gesicht wäre hübsch gewesen,

bis auf den unstäten wilden Blick der Augen, hätte nicht das wüste Lagerleben ihm vor der Zeit Furchen eingegraben. Er sah hochmüthig über die düstern und feindseligen Mienen der Reiter, welche herandrängten, um den wohlbekannten Mann zu betrachten. Als er am Fuß des Hügels abgestiegen war, verbeugte er sich mit höhnender Artigkeit gegen den Feldobersten, dieser aber schnitt ihm die Anrede ab, indem er an seinen Hut rührend im Tone ruhigen Befehls sagte: „Das Schreiben des Marschalls Turenne ist mir übergeben, ihr werdet hier die Antwort des Kriegsraths erwarten.“ — Dabei wandte er dem Boten den Rücken und schritt mit seinem Gefolge dem Zelte zu, welches in einiger Entfernung eilig aufgeschlagen wurde.

„Alle Teufel!“ rief Reinbold spöttisch, „Wilhelm Hempel aus Weimar trägt seine Plumage so stolz wie vor Zeiten Saul, der vom Eseltreiber zum König avancirte. Ich bin ihm dankbar, daß er geruht hat gerade euch zu meinem Hüter zu bestellen, Monsieur König, der ihr mein Fähnrich wart.“

Bernhard antwortete ernst: „Zwingt mich nicht euch zu zeigen, daß ihr jetzt mir zu gehorchen habt.“

„Verzeiht,“ versetzte der Andere, „eure junge Würde als Rittmeister in Ehren; ich bin die verkehrte Welt nicht gewöhnt wie ihr. Bah! Was weiter? Ihr seid auf Fortuna's Rade in die Höhe gestiegen und ich bin herabgeschwenkt. Das ist der Welt Lauf.“ Er rief einen Vorübergehenden an: „Gottlieb Stange, du hast ein Pferd und Beutegeld bei uns zurückgelassen, wir heben's dir auf, bis du wiederkommst.“

Bernhard griff an den Degen: „Ich warne euch, daß ihr zu Niemandem aus dem Volke redet, sonst wird euch eure Ambassade nicht vor einem Stich in die Kehle schützen.“

Der Angerufene war stehen geblieben, ein alter Kriegsmann mit großem Schnauzbart, grauen scharfen Augen und hagerem Angesicht, der schon unter Gustav Adolf als Kanonier gedient hatte und jetzt die Stelle eines Lieutenants versah, er

war ein Liebling des Heeres, wegen harter Tapferkeit und weil er über viele Dinge seine eigenen Gedanken hatte.

„Ob ich Gott lieb bin, werdet ihr am wenigsten wissen, Junker von Reinbold,“ antwortete er, „denn eure Bekanntschaften im Himmel sind mir sehr zweifelhaft. Wenn ich euch wie einem Gaste Rede stehen soll, so verlange ich vor Allem als Lieutenant Stange estimirt zu werden, denn ich trage meine Feldbinde mit mehr Recht als ihr die eure. Mir traben die Reiter nach, wenn ich sie kommandire, euch aber nicht.“

„Da habt ihr euren Bescheid,“ sagte Bernhard.

Reinbold nickte gleichgiltig: „Ihr haltet eure Leute in strenger Zucht, das merkten wir auf dem Wege hierher, bei jeder Raststelle sahen wir arme Sünder, die ihr als Eicheln an die Bäume gehängt habt. Wollt ihr Alle henken, die euer Abzug reuen wird, so werdet ihr zuletzt die Regimenter aus der Luft zusammenblasen müssen. — Ist bei euch auch der Trunk verboten? sonst war es guter Brauch, einem alten Kameraden die Kanne nicht zu versagen.“

„Wollt ihr eure Zunge hüten und euren Zorn bändigen,“ erwiederte Bernhard, „so soll die Kanne nicht fehlen, obwohl unser Wein zur Neige geht.“ Er winkte einem Knecht und bot dem Gesandten Sitz und Becher. Vor der vollen Kanne fuhr Reinbold vertraulicher fort: „Du thust unrecht, Bruder, aus dem Weinlande nordwärts zu reiten, für uns Verlassene ist jetzt Wein der einzige Trost in unserem betrübten Witwerstande.“

„Dann wundert mich, daß ihr und euer Marschall uns nachzieht, über den Rhein, den Neckar, die Tauber bis zum Main.“

„Marschall Turenne sucht und reitet nach seinem verlorenen Glück. Der König von Frankreich hat nirgend Soldaten gleich den acht Regimentern, welche ihr ihm entführt habt.“

„Wir hörten zuweilen den welschen Hahn in unserem

Rücken krähen," versetzte Bernhard. „Wie vertragt ihr euch mit den Franzosen?"

„Wie Hund und Katze, um die Wahrheit zu sagen. Zuerst hat uns der Franzose schöne Worte und hohe Versprechungen eingeschenkt, solange er euch an unseren Feldbinden festzuhalten hoffte; jetzt macht er uns bereits den Trunk sauer durch seine Mienen; und mit seinen Günstlingen, den Laffen aus Paris, gibt es täglich Tänze hinter der Mauer, die mit blutigem Hinfallen enden. Viele von uns denken daran, die Pferde zu satteln und von den Franzosen abzureiten."

„Kommt zu uns zurück," mahnte Bernhard, „noch ist es Zeit."

„Wollt ihr mir meine Compagnie zurückgeben?" frug der Abgesandte schnell; „und wollt ihr wieder Fähnrich unter mir werden?"

„Ich bin's zufrieden," entgegnete der Gefragte, „wenn ihr euch durch denselben Eid bindet, den wir untereinander geschworen haben, und wenn die Compagnie, welche ihr den Fremden zu verkaufen dachtet, euch zurücknimmt."

„Also, wenn Wasser den Berg hinauffließt," lachte der Gesandte, „seid bedankt für die gute Meinung. Doch sage, Bruder, wohin will dein Kriegsfürst Hempel die Völker führen?"

„Das fragt ihn selbst."

„Ich denke doch, Bernhard, du bist sein Vertrauter?" forschte der Andere mit treuherziger Miene.

„Wäre ich's, so dürftet ihr von mir zuletzt Bescheid erwarten." — Reinbold aber fuhr fort: „In Hessen und in Westfalen findet ihr die Betten belegt. Da ihr von den Kaiserlichen ab nordwärts reitet, so denke ich, es zieht euch zu dem Schweden und zu den thüringischen Klößen."

„Ihr selbst seid ein Thüringer?" frug Bernhard ablenkend.

„Vom Rande des Waldes. Gerathet ihr dorthin, so gebe ich euch Grüße mit an einen alten Schatz."

„Erst muß ich wissen, ob ich auch guten Willkommen finde, wenn ich eure Grüße ausrichte," antwortete Bernhard.

Der Fremde verzog den Mund. „Vielleicht wird sie euch freundlicher ansehen, wenn ihr erzählt, daß ihr mich zum Rittmeister ohne Compagnie und zum Junker Habenichts gemacht habt." Er trank hastig aus: „Doch sage ich dir Bruder, manches Weib hat seitdem an meinem Halse gelegen, aber die Dirne vom Walde kann ich nicht vergessen. Wachend und im Traume sehe ich sie vor mir, zuweilen mit geballter Faust, zuweilen mit lachendem Munde; mir sträubt sich das Haar und mich packt die Begierde ihrer Herr zu werden oder sie zu erstechen. — Hoscha! still! trinken wir eins auf euer Wohl bis dahin, wo mir euer Wehe nöthig wird zum eignen Glück."

Bernhard stieß das Glas weg: „Trinkt allein zu so widerwärtigem Wunsch."

„Noch sind wir ja gute Freunde," versicherte der Fremde. „Und wenn ich so neben dir sitze, fällt mir auf's Gewissen, daß du zu deiner Zeit ein ehrlicher Kamerad gewesen bist, vor Allem damals, als du mich aus Lamboy's Dragonern heraushiebst. Trink Bruder, scheiden wir von einander mit heilen Gliedern, dann setze ich mich auf einen Stein und blase drei Federn in die Luft, eine für die Landgräfin von Hessen, die andere für den Schweden, die dritte für den Kaiser und die am höchsten fliegt, der reite ich nach. Es kann wohl sein, daß mir eine Feder, die ich in der Luft vor mir sehe, zum Kaiser nach Böhmen winkt." — Er schwieg eine Weile, hob drohend die Faust und fuhr leise fort: „Kommt Eine dorthin, die ich kenne, so biete ich ihr den Willkommen." — Er lachte wieder. „Laß mein Glas nicht leer stehen, meine Pflicht ist euch zu schädigen wo ich kann, darum will ich vor Allem euren Wein austrinken."

„Holla Pyritzer!" unterbrach Bernhard, einen Officier anrufend: „was hat euch mein Bube gethan, daß ihr ihn gefesselt heranführt?"

Der Angerufene ritt näher, neben dem Pferde lief ein Knabe mit geschnürten Händen, durch einen Riemen am Sattel fest gebunden. Es war ein Reiterbube von etwa zwölf Jahren, doch ungewöhnlich klein für sein Alter, als Junge eines angesehenen Officiers trug er gute Kleider, aber sein Wämmschen war beschmutzt und zerrissen; es war auch kein schönes Kind, das bleiche Gesicht mit Sommersprossen bedeckt, das röthliche Haar kurz geschoren, große Nase, großer Mund und ein Zug von Verschlagenheit in dem jungen Gesicht, der verrieth, daß der Kleine über seine Jahre gewitzigt war.

„Ich wollte die Range dem Rumormeister übergeben, sie hat sich in mein Zelt geschlichen und ich traf sie über meiner Feldflasche. Der Teufel muß ihr geholfen haben einzudringen, denn unsere Knechte und Buben lagen rings um das Zelt."

„Wie, Pieps, du machst deinem Herrn die Schande im Lager zu mausen?" rief Bernhard zornig.

„Es geschah nicht wegen des Branntweins," entschuldigte sich Pieps, „nur wegen der Ehre. Die Reiterbuben von Taupadel verhöhnen mich, weil ich auf die Bank steige, wenn ich das Pferd striegele. Da kroch ich zwischen ihnen durch, um zu zeigen, daß Alt-Rosen mehr versteht als sie."

„Ueberlaßt mir den Buben zur Bestrafung," ersuchte Bernhard, „und wenn ihr mir eure freundliche Gewogenheit erweisen wollt, so gestattet, daß ich euch als Ersatz für den verdorbenen Trank die letzten Flaschen von diesem hier in das Zelt sende." Er bot ihm den Becher.

„Ich fürchte, Herr," sagte der Officier den Knaben losbindend, „der Junge wird der ärgste Taugenichts im Troß. Er ist im ganzen Lager beleumdet."

„Ich wundere mich, Bruder," warf Reinbold dazwischen, „daß du das garstige Krötlein als deinen Läufer unterhältst, mache es zum gemeinen Buben."

„Ich fand ihn in der ersten Woche, als ich zum Heere kam, neben seiner Mutter an der Landstraße liegen. Die

Mutter war tot, das Kind kam zum Leben und wuchs bei den Pferden auf, so weit es vermochte."

Der Pyritzer, ein bedächtiger Pommer, gab den Becher dankend zurück, hielt im Abreiten noch einmal an, und begann vertraulich: „Ihr seid von den Gelehrten, Herr Kamerad, wißt ihr mir den Traum zu deuten, den ich heute Nacht hatte? Ich saß als Schultheiß auf dem Hofe meines Vaters und hinter mir blökte die Herde. Im Traumbuch finde ich Nichts darüber. Das Schaf ist ein seltsames Vieh geworden zwischen Rheinstrom und Oder, wer jetzt Herden scheren will, der muß die Wolle von den Wölfen schneiden. Darum möchte ich wissen, hat dieser Traum eine Bedeutung, und welche Bedeutung hat er?"

„Vielleicht wird er einst zur Wahrheit, ihr erlebt den Frieden und die Herde."

Der Pyritzer schüttelte zweifelnd den Kopf: „Der Schulzenhof ist abgebrannt und die Hammel sind aufgegessen. Meint ihr, daß mir bestimmt ist, den Hof wieder aufzubauen?"

„Wenn Friede wird, will ich euch darauf Antwort geben," entgegnete Bernhard lachend.

„Mir für mein Theil liegt wenig am Frieden," sagte Reinbold, „mir hat eine Zigeunerin prophezeit, daß ich um keine Kugel zu sorgen habe, bevor die Kirchenglocken den Frieden einläuten."

„Setze dich unter das Pferd," gebot Bernhard dem Knaben, „bis ich dich stripsen lasse." Pieps tauchte ergeben in die unrühmliche Sperre zwischen den Pferdebeinen; das Pferd, an diese Mitwirkung zur Disciplin gewöhnt, neigte den Kopf zu dem Uebelthäter herab und Pieps streichelte den Pferdehals aus der Tiefe, worauf er sofort einigen Troßjungen, welche lachend auf ihn wiesen, durch wortlosen Gebrauch seiner Zunge Mißachtung ausdrückte und dieselbe Geberde dem Abgesandten zuwendete, als dieser ihm den Rücken kehrte.

Der General kam mit seinem Gefolge aus dem Zelte

heran. „Empfangt hier die Antwort gegen das Schreiben eures Marschalls. Der Rath hat abgelehnt auf das Angebot einzugehen. Euch aber mahnen wir daran, daß ihr als deutscher Officier zu euren Fahnen gehört."

„Umgekehrt! hochmächtiger Herr Kriegsoberst," erwiederte Reinbold sich verneigend. „Wir in unserem Quartier sind des Glaubens, daß die Reiter zu ihren Officieren gehören, und ich hoffe, Mancher von denen, die hier im Kreise drängen, wird sich noch daran erinnern."

„Darüber sollt ihr sogleich Sicherheit erhalten," versetzte der General und rief mit heller Stimme in den Haufen, welcher den Fremden umstand: „Der Marschall Turenne bietet euch Pardon und zwei Monat Sold, wenn ihr zur Stelle zurückkehrt und euch dem Könige von Frankreich auf's Neue verpflichtet. Antwortet, deutsche Soldaten, wollt ihr das oder nicht?"

Es wogte und murmelte in dem Haufen, dann erhob sich ein lautes Geschrei: „Wir wollen nicht!" wilde Stimmen riefen: „Eher reißen wir das Fahnentuch von den Stangen nnd laufen nach allen Winden." Und ein alter Reiter trat vor den Abgesandten und rief: „Sagt eurem Marschall auf seinen Gruß die letzte Antwort: Wenn Einer unter uns auch nur ein französisches Haar auf dem Kopf trüge, wir würden es ihm ausreißen."

„Wahre du selbst deinen Schopf," rief der Abgesandte dagegen, „daß deine Haare nicht am dürren Baume hängen bleiben, wenn wir dich behandeln, wie einem Verräther gebührt." — Im Haufen erhob sich Aufruhr, die Waffen blitzten und viele Rufe erschollen: „Nieder mit ihm!"

Der General trat rasch vor den Gefährdeten und gebot: „Hinweg! Führt ihn mit sicherer Bedeckung bis zum nächsten Kreuzweg."

„Ich danke dem Herrn Kriegsobersten für die gnädige Entlassung," entgegnete der Gesandte zornig, „und bitte zum Ab-

schiede nur noch um Erlaubniß, meiner eigenen Compagnie einen Gruß zu bestellen." — Er warf seinen Handschuh vor Bernhard's Füße. „Ihr, Fähnrich König, reitet in meinen Stiefeln, die ihr mir gestohlen. Von zwei Rittmeistern bei demselben Cornet ist einer zuviel. Laßt uns zur Stelle entscheiden, wem das Fähnlein gehören soll."

Bernhard hob den Handschuh auf.

„Ich verbiete den Kampf," befahl der General, „der Franzose soll nicht sagen, daß wir seinen Gesandten auf die Erde gelegt haben, bevor er unseren Bescheid zurücktrug."

„Ich preise die Vorsicht des Herrn," antwortete der Gesandte.

„Geduldet euch, Herr," sagte Bernhard, „treffen wir uns wieder, so will ich euch eures Ranges entledigen. Aufgesessen und fort!"

Die Reiter warfen sich auf die Pferde, den Gesandten umschloß die Zeltwache; so stoben sie ins Freie, die Beiden, welche Todfeinde geworden waren, schweigend neben einander. Am Kreuzwege hielt der Trupp, die Gegner wechselten höflichen Gruß und rührten an ihre Degen, der Fremde trabte von dannen.

Als Bernhard zu seinem Befehlshaber zurückkehrte und die Meldung machte, setzte er hinzu: „Er wird nicht weit reiten, bis er Genossen findet; denn während er hier seinen Groll verbiß, flogen ihm die Augen lauernd über den Weg, zumal nach jenem Hügel, als ob er dort etwas erwarte. Auch verrieth er sich, daß Turenne bis über die Tauber unseren Völkern nachgegangen sei. Ich denke, der Marschall selbst ist in der Nähe."

Aus der Ferne jagten die Feldwachen heran.

„Dort kommt Botschaft," rief der Befehlshaber auf die Flüchtigen weisend — „blase, Trompeter! Zu Pferde, ihr Herren!"

Von einer Anhöhe zur rechten Seite dröhnte ein Schuß. Eine Stückkugel schlug gegen den Stein, auf welchem kurz

vorher der General gesessen; ein zweiter, ein dritter Schuß krachte, die Rosse bäumten, die Männer rannten zu ihren Standarten.

„Marschall Turenne spricht," rief der Feldoberst, „er gedachte uns durch den Gesandten sicher zu machen und ließ unterdeß seine Stücke hinauf zerren." Die Ordres flogen zu den Regimentern: „die gelben Musketiere und Rosen-Dragoner gegen die Geschütze, Alt-Rosen dahinter als Succurs. Rittmeister König hat den Befehl des rechten Flügels. Regiment Taupadel gedeckt in Reserve. Unser Feldgeschrei soll sein: Hie Teutschland!" — Das Geschrei summte von Beritt zu Beritt. Noch einen langen Blick warf Bernhard auf die geschwungenen Linien der Hügellandschaft, dann grüßte er den Freund, der die Hand nach ihm ausstreckte, und trabte an der Spitze seiner Schaar vom Wege ab.

Den Musketieren und abgesessenen Dragonern gelang es sich gedeckt den Geschützen zu nähern und diese zur Abfahrt zu zwingen, doch als sie aus der Deckung, welche ihnen das Buschholz gab, heraustraten, ritten die französischen Compagnien gegen sie.

Sie aber ballten sich zu einem Igel, aus den heiseren Kehlen drang der Schlachtruf, der bis dahin nur selten gehört war, und aus den Rohren fuhren feurige Strahlen gegen die Feinde. Im nächsten Augenblick waren die französischen Reiter über ihnen und der wüthende Kampf Mann gegen Mann begann. Da flogen die Compagnien von Alt-Rosen zur Hilfe, Allen voran, Schwert und Pistole in beiden Fäusten, der junge Rittmeister, und in dem Gedränge der Pferde thaten Pistolen und Schwerter ihr blutiges Werk.

„Holt euch die Compagnie, Reinbold," schrie Bernhard auf seinen Feind einstürmend und schlug mit ihm zusammen.

Hinter den französischen Regimentern hielt Vicomte Turenne selbst, noch zweimal sandte er neue Haufen in den Kampf, die gefährdeten Geschütze zu retten, auch der Rückhalt der

Deutschen warf sich in das Getümmel. Doch die gehoffte Ueberraschung war den Franzosen mißlungen, kämpften die Haufen auch fast in gleicher Stärke, die Wucht der deutschen Veteranen erwies sich als mächtiger. Langsam wichen die Angreifer, gedeckt durch gut postirtes Fußvolk. Als die Trompete den Deutschen das Sammeln gebot und der General die Reihen entlang ritt, da riefen ihm die alten Reiter zu: „Hätten wir die anderen Regimenter zur Stelle gehabt, es wäre uns Keiner entronnen, auch nicht der Marschall."

Die Sonne sank abwärts. Die Reiter trieben ihre Gefangenen zusammen, durchsuchten die Taschen und verhandelten kameradschaftlich mit ihnen wegen der Lösung; wer aber einen Officier gefangen, der freute sich des Gewinnes, den er aus Fortuna's Glückstopf gezogen. Auf der Stätte des Kampfes wurde es still, nur hier und da ein Schuß aus erbeuteter Pistole, Rufe der Führer, Hilfeschrei und Gestöhn der Verwundeten.

Unterdeß war die Kunde vom Kampfe dahin gedrungen, wo die Stärke des Heeres und der Troß durch den langen Engpaß zogen, dort erhob sich jetzt wirres Geschrei; die Regimenter an der Spitze hielten an und im Troß begann Getöse und Gewühl, Weiber und Kinder flatterten wie ein Volk Staare, welches durch einen Schuß erschreckt wird, wild auseinander. Die eine Hälfte drängte nach vorn, die andere strömte zurück, um den Regimentern, welche im Kampfe gewesen, nahe zu sein. Wagen und Karren wurden umgeworfen und stopften die Wege. Unter den Zankenden und Schreienden mühten sich die Rumormeister vergebens mit geschwungenen Stöcken die Ordnung herzustellen, die Rückfluth der Waffenlosen zu hindern. Als die Abenddämmerung sich über die Erde legte, breitete sich zwischen den Regimentern der Nachhut, die jetzt neugeordnet zum Aufbruch bereit standen, jauchzend, brüllend, klagend der Haufe ihrer Angehörigen über den Kampfplatz, sie drängten in die Reihen, schrien die Namen ihrer Zeltherren, klammerten sich

an Schweif und Mähne der Pferde, schwangen sich in die Steigbügel, um ihre Liebsten zu umarmen, und kletterten wohl gar dem Gaul des Vaters oder Gatten auf den Rücken. Scheltend und lachend suchten die Officiere ihrer Herr zu werden, aber immer wieder mußten die Compagnien ihre Stelle wechseln, um die Reihen zu erhalten.

Ueber die Berge stieg der volle Mond, aus der Niederung hob sich der Nebeldunst; er kroch an dem Gelände entlang und verdeckte mit grauem Flor die Toten und Sterbenden, nur hie und da ragte ein blutloses Antlitz hervor oder der Leib eines getöteten Pferdes. Aber in dem Dampf, der sich ballte und zerfloß, huschten jetzt gleich Gespenstern die Weiber und Buben des Trosses. Sie suchten nach ihren Herren und Befreundeten, um sie auf Karren zu laden oder in einem Soldatengrabe zu bergen, und sie spähten nicht weniger eifrig nach liegenden Feinden, um sie zu berauben. Hier in Mondlicht und Nebel lautes Geschrei und Schluchzen, daneben scheues Geflüster und behende Arbeit der diebischen Finger.

2.

Der Kriegsrath.

Als die gelichteten Regimenter von der Stätte des Kampfes aufbrachen, um sich zur Nacht mit dem vorausgezogenen Heer zu vereinigen, war unter den Letzten, welche von der Verfolgung zurückkehrten, Bernhard mit seiner Compagnie. Er erkannte die Hutfedern des Feldobersten vor einem Trupp Reiter, welcher am Wege hielt.

„Ich melde mich zu Befehl meines Herrn Generals," grüßte Bernhard.

„Laß die Höflichkeit," gebot der Andere, wandte sein Pferd dem Lager zu und gab dem Gefolge einen Wink, außer Gehörweite zu reiten. „Ich muß vertraulich mit dir reden und ich begehre deinen Rath."

„Den brauchst du nicht, Bruder," versetzte der Rittmeister trocken. „Du warst stets neunmal klug und trägst jetzt deine Hutfeder wie Einer, der jahrelang den Befehl geführt hat."

„Doch sage ich dir, mein Amt muß aufhören, je früher um so besser, denn es wird unmöglich unser herrenloses Volk aus dem Stegreif zu führen, wie wir thun müssen. Wir reiten durch das Land allen Potentaten unheimlich und nur, daß Jeder uns zu gewinnen hofft, bewahrt uns auf kurze Zeit vor neuen Stößen."

„Wir fürchten sie nicht, Wilhelm. Das Wasser muß den Anderen bedrohlich an die Kehle steigen, bevor sie ihr zusammengelaufenes Volk gegen uns senden. Unter allen, die

jetzt im Felde schwärmen, haben wir die schärfsten Stacheln, und sie wissen das."

„Noch sind wir vielleicht zu fürchten. Doch ohne Quartiere, ohne Verpflegung schwinden wir dahin wie Schnee in der Sonne. Muß der Soldat sich täglich rauben, was er braucht, so wird er in Kurzem zum Räuber und Marodebruder."

„Laß jeden, der ein Schelm wird, henken, wie du seither gethan."

„Bis die Unzufriedenen den Profoß erschlagen und uns dazu. Und ich sage dir, die Ordnung ist nicht aufrecht zu erhalten, wenn wir nicht Sold zahlen und Land belegen wie die Anderen."

„Wer nicht Sold zahlt, sind die Anderen. Dränge dich ein zwischen Schweden und Hessen."

„Wir vermögen uns ohne festen Proviantplatz nicht zu behaupten, sobald Schweden und Hessen sich gegen uns conjungiren. Und wir haben kein Geschütz, um eine geschlossene Stadt einzunehmen."

„Was wir nicht haben, wollen wir gewinnen, vertraue dem Glück und unseren Fäusten."

„Wer Alles auf Fortuna's Launen setzt, der kann schnell Alles verlieren."

„Er kann auch Alles gewinnen, Wilhelm."

„Und welchen Gewinn hoffst du für dich und mich?" frug der Feldoberst schnell.

„Was du dir ersehnst, verbirgst du mir, Herr Graf Wilhelm von Weimar," versetzte Bernhard lachend. „Was ich für uns ersehne, ist, wie du weißt, der Frieden; auch für mich selbst und für die Schwester, die ich jetzt im wilden Lager bewahren muß. Ich dachte seither, der frühere Student Wilhelm Hempel könnte ein wenig dazu helfen; für welche rühmliche Arbeit ich auch seinen getreuen Commilito König recommandire."

Der Befehlshaber warf einen mißtrauischen Blick auf den Freund, aber er sagte lächelnd: „Jetzt trabt dein Gaul auf dem rechten Wege; du sollst noch heut für die gemißhandelte Frau Deutschland deine Zunge gebrauchen. Ich habe zur Nacht den Kriegsrath zusammengeladen und will das Eisen schmieden, während es vom Gefecht heiß ist. Wisse, die Regimenter Rußwurm und Schütze werden schwierig, der Schwede Königsmark hat seine Spione unter sie geschickt und den Officieren heimliche Versprechungen gemacht, sie werden fordern, daß wir dem Königsmark zuziehen."

„Du willst ja dasselbe."

„Meint der General," fuhr Wilhelm finster fort, „durch geheime Intriguen unsere Völker zu gewinnen ohne mich? Wenn sie ihm zu Theil werden, so soll er sie nur aus meiner Hand erhalten. Dazu habe ich dir eine Rolle zugedacht in der heroischen Komödie unserer dickköpfigen Officiere, deren Spielmeister ich heute sein muß."

„Du weißt, Wilhelm, ich rede nicht anders, als meine Gedanken sind."

„Sprich nur, wenn du gefordert wirst, wie dir's ums Herz ist, und du wirst mir recht sein; sorge auch, daß Gottlieb Stange nicht fehlt, denn ihn brauche ich nöthig. Es ist Alles bedacht; wir werden dem Willen unserer Herren ein wenig nachgeben müssen," fügte er mit stolzem Lächeln hinzu, „und verhüten, daß kein Schaden geschehe; und ich hoffe, du reitest morgen nach Gotha." Bernhard hielt erstaunt an: „Ich tauge nicht zu deinem klugen Pactiren."

„Ich gedenke dich an einen ehrlichen Herrn zu senden, gegen den du in deiner Art reden kannst."

„Dann danke ich für den Auftrag, auch wegen meiner Schwester Regine. Das Kind ist zu schwach und säuberlich für dieses Leben unter dem Trosse. Ich nehme sie mit mir und schaffe ihr ein Unterkommen bei frommen Leuten bis auf bessere Zeit."

Das Gesicht des Freundes verfinsterte sich: „Wenn du Alles mit dir führst, was dir lieb ist, wer bürgt mir dafür, daß du selbst zu dem verlorenen Haufen zurückkehrst?“

„Der Eid, den ich den Völkern geschworen,“ antwortete Bernhard stolz. „Ich ersuche euch, Herr, solche Gedanken vor mir und euch geheim zu halten.“

„Dein Eid soll dich binden?“ fuhr der Andere grollend fort, „leicht ist ein Vorwand gefunden ihn zu umgehen.“

„Zweifelt ihr an mir, so wählt einen anderen Boten und dies sei das letzte Wort, welches wir als alte Kameraden gewechselt haben. Kommt der Tag, wo euer Befehl aufhört, dann werdet ihr mir Rede stehen wegen eures Verdachtes.“

Wilhelm bezwang mit Mühe seine Bewegung: „Sei nicht so streng gegen mich, Bruder. Mir verstört es die Gedanken, daß ich dich und deine Schwester entbehren soll. Denn was dieses Leben, den scharfen Hader um eine unsichere Zukunft bisher erträglich machte, das waren die Stunden, wo wir drei in deinem Quartier zusammensaßen, du zur Laute spieltest und die werthe Demoiselle Königin uns mit hohen Worten ermahnte, wenn wir uns als Weltkinder zu gröblich geberdeten. Bernhard, ich bitte dich, laß die Schwester hier, ich will an deiner Stelle Tag und Nacht über sie wachen, als wenn ich ihr Bruder wäre.“

„Du bist es aber nicht, Wilhelm.“

„So gib sie mir zur Frau,“ brach der General heraus. Mit großem Erstaunen sah Bernhard auf seinen Freund: „Der Himmel sei mein Zeuge, daß mir kein anderer Schwager lieber wäre als du. Die Schwester aber werde ich nie gegen ihren Willen zwingen. Du selbst weißt, daß sie nicht ist wie andere Weiber und zuweilen schwer heimgesucht wird. Sie ist krank, und kann im Lager nie genesen. Aber auch du, Wilhelm, lebst nicht in einem Stande, der dir rathsam macht den Bräutigam zu spielen.“

„Du meinst, weil ich ein anderes Spiel unternommen

habe, bei dem mein Kopf als Einsatz steht. Es war nicht freundlich, mich in dieser Stunde daran zu mahnen. Daß der Bürgersohn aus Weimar über Nacht zu einem Herrn von acht Regimentern geworden ist, welcher nicht in eines Königs Namen henken läßt, sondern in dem eigenen, das macht ihn zu einem Wunderthier, auf das die Leute mit Fingern zeigen, und es verleidet ihn auch seinem eigenen Freunde als Schwager. Sage mir Nichts," fuhr er ruhiger fort, „es ist möglich, daß du Recht hast; ich aber will dir und Anderen beweisen, daß ich Witz genug finde, in diesem tollen Wagniß meinen Kopf zu behaupten. Ist auch heut keine Zeit zu freien, wenn ich die Völker aus ihrem Aufstand hinüber geführt habe unter neuen Befehl, dann versuche ich, ob du dich als treuer Kamerad gegen mich beweisen wirst. Jetzt wiederhole ich noch einmal die Bitte: laß deine Schwester hier; du weißt, von unseren Reitern wird sie keiner kränken, mir aber ist ihre Nähe wie die Bürgschaft meines guten Glückes. Als sie in Thränen beistimmte zu unserem Widerstand gegen den Franzosen, fühlte ich mich leichter in meinem Herzen und dir ging es ebenso."

„Sie selbst soll entscheiden, ob sie bleiben will oder mit mir gehen," antwortete ernsthaft der Bruder.

„Es sei," sagte der Feldoberst, aber das Zugeständniß wurde ihm schwer. „Doch gönne mir ehrliche Karten, gestatte, daß ich sie in deiner Gegenwart bitte, deine Rückkehr unter uns zu erwarten. Sei unbesorgt, Bernhard, ich werde nicht als ein Liebhaber zu ihr reden, sondern nur als dein Kamerad." Bernhard reichte ihm die Hand.

Neben einem verlassenen Dorfe leuchteten die Lagerfeuer. Als die Reiter näher kamen, umgab sie das Gewühl des Trosses; durch das Gedränge der Karren, zwischen den Weibern und Buben, welche Stroh und Holz an die Feuer schleppten, wand sich der Trupp langsam der Mitte zu, wo ein Raum für die Zelte und das Gepäck der Befehlshaber abgesteckt war. Dort

stand unter den Troßkarren der Officiere ein Wagenhaus, aus starken Bretern gezimmert, hell getüncht, mit zwei kleinen Fenstern. Daneben schlug der Knecht die Pfähle für ein Linnenzelt in den Boden. Bernhard schied von dem Freunde, sprang eilig ab und hielt im nächsten Augenblick ein Mädchen in den Armen, welches ihm schon vom Wagen die Hand entgegengestreckt hatte.

„Ihr seid verwundet, Bruder," rief Regine zurückfahrend, als sie einen zerschlitzten Aermel und tropfendes Blut sah.

„Nur ein Schnitt ins Fleisch, den deine Kunst schnell heilen wird."

„Wir hörten die Schüsse und die Buben schrien, daß Alt-Rosen zum Angriff reite," klagte die Schwester, „ich aber saß festgefahren im Hohlwege, und da ich nach meinem Pferde rief, wußte Niemand wo es war, und mir blieb nur übrig in bitterer Angst den lieben Gott zu bitten. Es war eine qualvolle Stunde, um mich stöhnten die Weiber und forderten, daß ich auch für ihre Männer Gutes vom Himmel erflehen solle, dazwischen heulten die kleinen Kinder; bis endlich der Wilhelm an der Berglehne vorüberritt und mir zurief, daß er euch in guten Kräften auf eurem Pferde gesehen."

Das Weib, welches liebevoll die Hand des Bruders festhielt, war von zarter Gestalt. Beim ersten Blick sah man, daß sie kein abgehärtetes Kind des Lagers war, die Sonne hatte ihre Haut nicht gebräunt und die kleinen Hände waren harte Arbeit nicht gewöhnt. Die großen dunklen Augen mit langen Wimpern und zusammengewachsenen Brauen, sowie die bleiche Farbe der rundlichen Wangen gaben ihr das Aussehen einer Trauernden und Kranken, aber sie bewegte sich behend und kräftig, als sie in den Wagen kletterte und Verbandzeug herzubrachte. „Kommt in das Zelt," bat sie auf den wunden Arm deutend.

„Geh voran, Prinzessin Dorimene, bevor dein unterthäniger Amadeo seinen Arm preis gibt, muß er nach den Pferden sehen."

Wenn Weiber oder stöbernde Buben in die Nähe des Feuers kamen und die Geschwister erblickten, so prallten sie hastig zurück. „Das ist die schwarze Hexe,“ flüsterte ein Troßbube hinter einen Baum zurückweichend seinem Genossen zu.

„Du Mondkalb,“ belehrte dieser, „die schwarze Nonne heißt sie.“

„Das ist Gurr wie Gaul,“ versetzte der erste, „sieh nur, was sie für Augen macht.“

„Fort, Lumpengesindel!“ schrie Pieps und stürmte mit einer Wagenrunge auf sie ein.

Als Bernhard zum Zelt zurückkehrte, erwartete ihn die Schwester am Eingange und zog ihn hastig hinein; er fühlte, wie ihre Hand zitterte, und erkannte bei der brennenden Wachskerze in ihren Zügen die Aufregung.

„Blitz!“ sagte er heiter, mit ihrer Hilfe sein Wamms ausziehend, „hier hängt auch die Laute, sie wird in den nächsten Tagen vor mir Ruhe haben“ — er strich mit der heilen Hand über die Saiten und summte die beliebte Weise: „Venus, du und dein Kind, seid allezwei blind.“

Die Schwester machte den Verband zurecht. „Singt nicht, Bernhard,“ bat sie, „ihr habt heut Menschenblut vergossen.“

„Das gehört zum Amt eines wackeren Reiters,“ antwortete der Bruder. „Doch dir will ich's gestehen, heut wurde uns der Ritt sauer gemacht. Der schlaue Franzose hatte unsere eigenen Officiere zu einer Compagnie formirt, unsere alten Kameraden stürmten mit heißen Gesichtern gegen uns, und meine Reiter stutzten, als ihnen ihre früheren Officiere zuriefen: hie Weimar zur Hilfe! Erst als sie mich im Gedränge sahen, erhielten sie ihren Zorn und es wurde ein scharfes Raufen. Wäre uns nicht Succurs gekommen, du hättest mich vielleicht nicht wieder gesehen, denn der Schelm Reinbold summte um mich wie eine Hornisse, ihm danke ich diesen Schlitz im Wamms. Doch auch er entkam nicht mit heiler Haut, und ich sah, wie er auf seinem flüchtigen Pferd wankte.“

Die Schwester setzte sich und rang die Hände. „Ach wie gern wollte ich sterben, wenn ich euch aus dieser blutigen Gesellschaft erlösen könnte. Die Welt ist ganz ins Arge verkehrt; wo ist noch Liebe und Erbarmen zu finden? auch mein Bruder rühmt sich seiner wilden Thaten. Schaffet den Zorn aus eurer Seele," bat sie, mit dem Schwamm auf seine Wunde tupfend, „und entsaget eurer Freude am Raufen und eurem wüthenden Reiten über Stock und Stein und denket fleißiger an den süßen Herrn, der als Lamm der Welt Sünde trägt."

„Wetter," brummte der Bruder, „das Lamm hat jetzt viel zu tragen." Als er aber die Kränkung der Schwester merkte, fügte er gutherzig hinzu: „Habe Nachsicht mit mir, Frau Pastorin, die Worte sind schlimmer als die Meinung. Ich vertraue gern auf die Bitten meiner frommen Schwester und hänge mich an ihre Schürze. Denn wenn auch ich nicht in der Gnade bin, du bist erkoren und ausgewählt."

Regine legte ihm die Leinwandfäden auf die Wunde.

„Mäßig und gleichförmig sollt ihr sein in eurem Gefühl, immer an die lieben Engelein denken und nicht an die Katzbalgerei in eurer Compagnie; und wie ihr jetzt still halten müßt, während ich die Binde rolle, so sollt ihr immer still dahin leben in ruhigem Gemüth, denn das ist die beste Hilfe zur Seligkeit." Und sie band ihm die Leinwand fest. „Thut es noch weh? Ungern sehe ich euch auch so viel mit dem Wilhelm zusammen, den ihr jetzt euren General nennt, denn er hat nur irdischen Ehrgeiz."

„Er meint es doch gut zu dir und mir. Bereite dich ihn noch heut zu sehen, er will dir Etwas erzählen."

Eine Magd schob die Leinwand zurück, der General trat ein und wandte sich mit ritterlicher Haltung zu Regine: „Zürnt mir nicht, werthe Demoiselle, wenn ich euch den Bruder auf ein oder zwei Wochen versende. Er reitet mit einem Auftrage nach Thüringen."

Die Schwester trat schnell zum Bruder und flehte: „Nehmt mich mit.“

„Ich bitte euch,“ fuhr der Gast gehalten fort, „daß ihr bei uns seine Rückkehr erwartet. Der Weg ist weit und beschwerlich, der Ritt muß schnell sein und würde eure Kraft erschöpfen. Ihr seid in den nächsten Wochen sicherer im Lager als irgendwo anders, denn wir haben jetzt eher die Freundschaft der Mächtigen abzuhalten, als ihrer Feindschaft zu begegnen.“

„Es kann euer Ernst nicht sein, Herr, daß ich mich von dem Bruder scheiden soll; droht ihm auf dem Wege Gefahr, so will ich sie mit ihm theilen. Nehmt mich mit euch, Bruder,“ bat sie wieder, „laßt mich nicht zurück unter fremden Leuten.“

„Bin ich euch ein Fremder, Regine?“ frug der General unzufrieden. „Gönnt mir für diese kurze Zeit das Recht über euer Wohl zu wachen. Mir ist, als ob die Gottesfurcht mit euch von dannen ziehe und aller Schutz des Himmels, und Manchem unter unseren Reitern wird es ebenso gehen.“

„Ach! Monsieur Wilhelm,“ sagte Regine, „ihr seid ein gar weltliches Kind und folgt euren Eingebungen. Ihr hört nur zum Schein auf Andere, und wenn ihr auch gütig gegen mich seid, ihr beachtet mich nur, wie die Kinder ihr Spielzeug.“ Sie bat wieder mit gefalteten Händen: „Laßt mich mit dem Bruder ziehen, hier finde ich den Frieden nicht, nach dem ich mich sehne. Ich gedenke wohl, wie unser seliger Vater, da ich noch ein Kind war, das Land Thüringen rühmte, weil es treu zum Evangelium halte und christliche Gesinnung dort noch nicht geschwunden sei; dort hat auch der erwählte Mann Gottes, Doctor Luther, zu seiner Zeit gelebt, und es steht in meiner Bibel eingeschrieben, daß er unseren Voreltern zugethan war, und daß ihr Glück von ihm seinen Anfang genommen hat. So hoffe auch ich, daß für den Bruder und mich dort ein besseres Glück kommen wird.“

„Euer Bruder aber gehört mir,“ sprach Wilhelm zwischen Unwillen und Rührung.

„Nur solange Gott will," antwortete das Mädchen und schlang die Arme um den Bruder, wie um ihn zu schützen.

„Lebt wohl, Regine," schloß der General, mühsam seine Bewegung niederkämpfend. „Euch, Rittmeister König, erwarte ich im Rath."

In der zerstörten Dorfkirche versammelten sich die Officiere der Compagnien zum Kriegsrath. An den Pfeilern waren brennende Kienfackeln befestigt, auf dem steinernen Fußboden vor dem Altar flammte ein Feuer und der Rauch wirbelte um die glaslosen Fensteröffnungen, oder sammelte sich zu rußigen Wolken an der gewölbten Decke. Im rothen Scheine glitzerten die trotzigen Augen der Geladenen und über die gefurchten Gesichter flogen grelle Lichter und tiefe Schatten. Als der Feldoberst vortrat und seinen Hut lüftete, erstarb das Gesumm in tiefer Stille: „Ich bedanke mich bei den Herren Officieren und ich bedanke mich bei den Regimentern der Nachhut, daß sie heute ihre angestammte Bravour bewiesen haben, als sie den verrätherischen Franzosen verjagten. Seiner sind wir, wie zu hoffen ist, für immer ledig. Darum aber steht uns schwere Wahl bevor, nämlich daß wir entscheiden, welchen Potentaten wir zu unserem Kriegsherrn erkiesen wollen, um ihm das Jurament zu leisten, damit wir vor Gott und der Welt als ehrliche Soldaten erkannt werden und nicht als herrenlose Räuber. Nun ist euch allen bewußt, daß der römische Kaiser Ferdinandus III uns hohe Anträge und Versprechungen zukommen ließ. Unsere Völker aber haben seinen Boten abgewiesen, weil sie die evangelische Sache nicht verrathen wollen. Auch die Landgräfin von Hessen hat uns eingeladen, und der Schwede Wrangel hat eine Ambassade geschickt, welche öffentlich den Rath gab, daß wir zu dem Franzosen zurückkehren sollten, und sich erbot diesen mit uns zu versöhnen; dieselbe Legation aber hat uns auch in höchstem Vertrauen mitgetheilt, daß, wenn solche Versöhnung unmöglich sei, der Schwede selbst sehr content sein werde, uns in sein Heer aufzunehmen. Zwischen

diesen hohen Bewerbern haben wir uns zu entscheiden, und ich bitte Jedermann in eröffnetem Kriegsrath zu einer guten Wahl zu helfen entweder durch Vortrag eigener Meinung oder durch Beistimmung. Da die Völker bereits gegen den Kaiser entschieden haben, so ersuche ich die Herren Officiere zunächst über das Angebot der Frau von Hessen zu verhandeln."

Von allen Seiten erhob sich Gemurr und Einrede.

„Sie lebt in Unfrieden mit ihren Befehlshabern," rief es aus dem Haufen, „sie operirt mit den Franzosen und wir bekommen bei ihr wieder den Turenne auf den Nacken." Es ergab sich nach heftigem Hin- und Herreden, daß in dem Heere geringe Bereitwilligkeit war, hessisch zu werden.

„Wohlan," begann der General wieder, „so bleibt die Conjunction mit dem Schweden. Ich frage, ob der Kriegsrath sich für den Feldmarschall Wrangel zu entscheiden vermag?"

Wieder Gemurr und laute Rufe. „Dort regieren die schwedischen Commissare; sie schicken uns Deutsche ins Feuer und essen die Kastanien, die wir ihnen herausgeholt." — Aber auch Freunde der Schweden ließen sich vernehmen: „Dem Gustav Wrangel glückt es gegen alle seine Feinde. Einst haben wir den großen Schwedenkönig einen Erretter genannt und die Aeltesten von uns haben unter ihm gedient. Es ist das Heer seiner Tochter, der Königin, zu dem wir jetzt zurückkehren."

Da rief ein alter Haudegen des Regiments Rußwurm unter die Streitenden: „General Königsmark!" Und viele Stimmen in seiner Nähe wiederholten den Namen. Der Rufer trat vor: „Der General ist von Blut ein Deutscher wie wir, er ist ein pompöser Herr, der dem armen Soldaten auch das Seine gönnt, und er ist ein tapferer Feldherr, dessen Bravour weltkundig geworden. Bei ihm finden wir Soldaten von Fortune die beste Ehre und Anerkennung. Darum, liebe Brüder, rathe ich, daß wir nur diesen als unseren Feldherrn wählen und daß wir uns nicht darum von ihm abwenden, weil wir

bei ihm der schwedischen Königin das Jurament leisten müssen. Sind die Schweden auch nicht eingeborene Deutsche, so wissen wir doch alle, daß sie echte Martissöhne sind."

Ein Geschrei der Zustimmung kam aus vielen Kehlen, aber auch heller Widerstand erhob sich, und der General, welcher Mühe hatte die Ordnung zu erhalten, blickte forschend in die Versammlung.

Endlich trat Gottlieb Stange in den Ring, er nahm den Hut ab, strich sich mit der Hand sein graues Haar glatt und verneigte sich bedächtig nach beiden Seiten. „Wir vernahmen soeben von meinem Herrn Bruder Rußwurm sechste Compagnie, daß die Schweden die echten Söhne des Martis oder Martinus sind, welches ich nicht bezweifeln will, obgleich ich noch nicht erfahren habe, daß besagter Heiliger seinen echten Söhnen mehr gebratene Gänse und mehr gebackene Martinshörner in ihre Quartiere liefert als uns anderen. Solange der große König Gustavus Adolfus lebte, dachten wir wenig daran, daß der Schwede von Mitternacht her als Fremder kam, denn der König war ein gerechter Herr und wir hofften, daß er ein Retter der evangelischen Sache sein werde. Seit seinem Tode aber hat sich der Eigennutz erwiesen, und Viele von uns zogen unserem seligen Herzog Bernhard zu, weil dieser aus deutschem Blute war, angenehm als Landsmann, wie auch als Kriegsfürst formidabel. Was wir seit seinem Tode von den Franzosen erduldet haben, ist Jedem bewußt, und Viele von uns sind der Meinung, daß zwischen dem Turenne und dem Wrangel, was die gute Gesinnung gegen uns Völker betrifft, kein größerer Unterschied sei als zwischen Kessel und Ofentopf, obgleich einer dem anderen sein schwarzes Gefäß vorwirft. Wir aber sind es herzlich müde einem Fremden zu dienen, und die Reiter stecken die Köpfe zusammen und bedenken die deutschen Potentaten des evangelischen Glaubens, welche wir wählen könnten. Sie finden keinen Mann, der gegenwärtig mit seinen Völkern im Felde liegt, nur die Frau

von Hessen. Diese jedoch behagt ihnen nicht, weil sie ein Weib ist, welches nicht selbst zu Felde zieht, und Manche nehmen auch Anstoß daran, weil sie beim Abendmahl ganze Stücke Brod ißt, obwohl man ihr dies zugestehen könnte, wenn sie dem armen Soldaten den Braten ließe, doch man sagt von ihr, daß sie knickerig Haus halten läßt in ihren ausgesogenen Quartieren. Nun aber sehen und erfahren wir alle, daß der Kaiser seine Freude daran hat, wenn Deutschland verödet wird, und daß der Hahn von Frankreich einen Stolz darin findet in den deutschen Höfen zu krähen, und daß der schwedische Bär auch keine Lust verspürt aus der Nähe der deutschen Stallungen abzuziehen, solange er noch ein Kalb zum Zerreißen findet. Keiner will den Frieden, nur der Bauer will ihn und der arme Soldat, und die beiden müssen einander zuvor totschlagen. Und ich sage euch, ihr Herren, wenn es nach den drei mächtigen Gebietern im deutschen Lande geht, so wird nicht eher Friede, als bis der letzte Bauer an den dürren Ast gehenkt ist; wenn Keiner mehr Brod und Hafer baut, dann gehört das Land ganz den wilden Hunden und dann kommt Ruhe in die Thäler. Darum ist unter den Völkern die Meinung, daß wir, die wir zumeist Thüringer und Sachsen sind, uns auch einen Herrn wählen von unserer eigenen Art, den wir erhöhen und zu einem Kriegsfürsten machen, damit er durch uns dazu helfe den ersehnten Frieden in das gequälte Deutschland zu bringen. Nun aber haben Manche von uns einen deutschen Herrn wohl erkannt, Ernestus, den Bruder unseres seligen Herzogs Bernhard, damals als er bei uns Kriegsdienste that und als er Gubernator in Franken war. Dieser ist ein Mann, an welchem wir keinen Tadel wissen, redlich und treu, und wir trauen ihm zu, daß ihm unser Feldgeschrei von heute „hie Teutschland!" ein angenehmer Ruf sein werde. Darum dachten wir daran, unseren Herrn General zu bitten, daß er vor allem Abgeordnete der Völker zu dem Herzog sende; wenn dieser uns haben wollte

unter billigen Bedingungen, so würden wir ihm am willigsten dienen."

Nach den Worten des beliebten Mannes trat eine kurze Stille ein, dann ein Gemurmel, welches sich endlich zum lauten Geschrei verstärkte: „Wir wollen den Herzog Ernestus!" Und der Feldoberst erkannte, daß die Mehrzahl sich diesen begehrte. Aber auch der Widerpart eiferte heftig. Endlich riefen helle Stimmen aus dem Hintergrunde nach Gehör und einer der Ruhestifter schrie: „Wir haben mancherlei Opinion vernommen, ehrliche Worte und wohl auch Meinungen, welche von Fremden dem Heere zugetragen sind, aber wir wollen eine frische und redliche Rede hören, welche die Völker sonst wohl gern vernommen; wir von Alt-Rosen fordern den Rittmeister König auf, daß auch er seine Meinung sage." Und aus den hinteren Reihen erklang Beifallsruf.

Der Befehlshaber winkte dem Freunde zu und Bernhard trat vor: „Ansehnliche Herren und lieben Brüder! Da ich einer der jüngsten bin, ziemt mir mehr zu hören als zu rathen. Was dem Heere am vortheilhaftesten ist für Sold, Quartiere und Ruhm, darüber haben Viele unter uns mehr Erfahrung als ich. Ich aber will sagen, was uns allen während unserer Händel mit dem Franzosen am Herzen gelegen hat: wir haben uns von dem Marschall darum geschieden, weil wir Deutsche sind und unser Blut nicht länger für den Eigennutz fremder Potentaten vergießen wollen. Wir hören viel von der alten Herrlichkeit des deutschen Landes, wo ist sie hingeschwunden? Ich kenne Manchen unter euch, der mitten in Brand und Plünderung aus tiefem Herzen erseufzte über das Unglück, welches wir ertragen und Anderen zufügen, und ich hörte manchen Kriegsmann mit grauem Haar einen Fluch ausstoßen gegen die vornehmen Perrücken, welche Frieden im Munde führen und den Krieg im Herzen begehren. Fünf Jahre verhandeln die Schreiber über den Frieden und wir sind weiter davon entfernt als je. Ich aber lebe des Glaubens, daß der

römische Kaiser als der hartnäckigste und difficilste Gegner des Friedens gegen uns steht. Er fühlt in seinen Erblanden wenig von der Kriegsnoth und ist wohl zufrieden, wenn die Dörfer und Städte der evangelischen Landesherren verwüstet werden. Und ich sage euch, ihr Herren und Brüder, nicht eher wird er sich einem billigen Vertrage zuneigen, als bis ein deutsches Heer über seine Berge zieht und seine Hofburgen ausbrennt. Darum wenn die Großen üblen Willen haben, das deutsche Land in einen bessern Zustand zu bringen, so meine ich, sollen wir Kleinen dazu helfen. Habt ihr den Muth und den Willen euch als Helden zu erweisen und den Kaiser zum Frieden zu zwingen, so wählt euch einen kühnen Kriegsobersten, dem ihr zutraut, daß er sich mit eurer Hilfe hoher Anschläge vermesse. Und in diesem Falle rathe ich, daß ihr dem General Königsmark zuzieht, obgleich er den Schweden dient. Denn wir wissen, daß er von allen großen Befehlshabern am fröhlichsten schlägt und in seinen Reiterstiefeln weder Tod noch Teufel fürchtet. Wollt ihr jedoch so hohes Wagniß nicht auf euch nehmen, so wahrt wenigstens euer Gewissen, auf daß ihr nicht ferner an der Zerstörung Theil habt, und sucht einen gerechten protestantischen Landesherrn, dem ihr euch zum Schutz seines Landes anbietet und der vielleicht, wenn er die Regimenter entlassen will, mit unseren Völkern, ihren Weibern und Kindern die leeren Bauernhöfe seines Landes besetzt. Wollt ihr in solcher Weise für das Heil des gemeinen Reiters sorgen, so fragt den Herzog Ernestus, den Bruder unseres seligen Kriegsherrn, ob er die Regimenter auf billige Bedingungen in seine Gewalt aufnimmt. Nur zwischen diesen beiden Heerstraßen haben wir die Wahl und heute müssen wir uns entscheiden. Doch worauf die Mehrzahl auch ihren Sinn richte, daran mahne ich euch bei unserer brüderlichen Treue und bei dem schweren Eide, den wir einander geschworen haben, daß die Minderzahl sich nicht beschwert fühle und sich gutherzig mit ehrlichem deutschen Gemüth dem Beschluß der anderen füge, damit wir

fest bei einander stehen und Glück und Unglück gleich Brüdern theilen."

Seinen Worten folgte wieder tiefe Stille, dann wurde auf's Neue die getheilte Meinung in den Rufen laut: „Für den General Königsmark! Für den Herzog Ernestus!" Der Führer erkannte, daß es Zeit sei zum Beschluß zu kommen, er trat vor und rief: „Wer für Herzog Ernestus ist, der hebe die Rechte, damit der Wille des Heeres kundbar werde."

Die große Mehrzahl der Hände fuhr in die Höhe.

„Die Mehrhand ist für den Herzog!" verkündete er und ein langes Beifallsgeschrei antwortete. „Was der Kriegsrath beschlossen hat," fuhr er fort, „soll sogleich ins Werk gesetzt werden. Morgen mit Sonnenaufgang wähle jedes Regiment einen Abgesandten. Dazu wähle ich Einen, der bei der Ambassade meine Stelle vertritt. Noch ersuche ich die Herren Folgendes zu bedenken: zwei Meinungen sind hier verkündet. Die Mehrzahl hat für die eine entschieden. Dennoch ist unsicher, ob es den Gesandten gelingt mit dem Herzoge zu pactiren. Sollte sich wider Hoffen ein Hinderniß ergeben, so schlage ich vor, da die Noth drängt, daß in diesem Fall unsere Abgeordneten Vollmacht erhalten, weiter zu reiten und nach Beschluß der Minderzahl mit den schwedischen Befehlshabern zu verhandeln." Auch dies wurde nach manchem Widerspruch zum Beschluß erhoben und der Kriegsrath löste sich geräuschvoll und mit guten Hoffnungen auf.

Den nächsten Morgen ritt ein Reitertrupp aus dem Lager nordwärts; in seiner Mitte rollte der Lagerwagen Regina's, von vier starken Gäulen gezogen. An demselben Tage führte der Befehlshaber das Heer bei Würzburg über den Main.

Der verlorene Haufe wälzte sich wieder vorwärts auf staubigen Wegen über Felder und Haide, die Rosse zerstampften die Halme des Ackers, die Weiber und Kinder drangen in die Dorfhütten, in welchen noch der Landwirth hauste, und

zernagten wie ein ungeheurer Rattenschwarm das Wenige, was er zur Erhaltung des eigenen Lebens versteckt hielt. Wo der Dampf von den Feuerstätten des Heeres aufstieg, da wurde die Arbeit eines Jahres versengt, vergeudet, verdorben. An den Lagerbränden verkohlte der Muth und die Hoffnung, die Freude an redlichem Erwerbe, Nächstenliebe und Erbarmen in diesem Jahre wie bisher. Seit fast 30 Jahren loderte das Kriegsfeuer im Lande, es war zuerst hie und da aufgebrannt, dann war es zu einer ungeheuren Brunst geworden, welche mit feuriger Lohe über das ganze Land lief, mit heißem Dampf jede Brust beengte und schonungslos Leib und Seele der Lebenden zerstörte. Jetzt war die Flamme kleiner geworden, aber sie flackerte bald hier, bald dort in die Höhe, wo sie unter den Trümmern noch Nahrung fand, und Niemand war stark genug ihr zu wehren, ja die Fremden schürten, während sie vom Frieden sprachen, unablässig in der Glut.

Es ist wahr, viele Eltern der sonnengebräunten Brut, welche jetzt raublustig in Scheuern und Ställe des Bauern sprang, wußten nicht mehr, was Friede bedeute, und was Herrschaft des bürgerlichen Gesetzes; sie selbst waren unter den Schrecken der Kriegsfurie geboren und zu Männern erwachsen und hatten Kinder gezeugt, welche heimatlos und schädlich durch das Land schwärmten, gleich ihren Eltern.

Und doch schien die Sonne warm wie vor Zeiten, im Frühjahr sang die Lerche in der Luft, im Sommer schlug die Wachtel im Unkraut des Ackers, und an den Fruchtbäumen, welche noch nicht als Brennholz gefällt waren, rötheten sich die Kirschen. Wenn die kleinen Reiterbuben dem Johanniskäfer zusangen: „Sonnenvöglein, flieg aus, komm wieder in mein Haus!“ so geberdeten sie, die niemals in eigenem Hause gesessen hatten, sich, ohne es selbst zu wissen, als ehrbare Hofherren, wie vor langen Jahren ihre Vorfahren. Die deutsche Natur lebte ungewandelt wie einst, und der ausgeruhte Acker war willig, neue Frucht zu tragen. Undeutlich klang im tiefsten Herzen

derer, welche noch nicht ausgetilgt waren, in dem verwilderten und verdorbenen Geschlecht, ein Ton der Sehnsucht und Klage. War es nur der Wunsch nach besserem Glück, von dem ihnen eine Sage aus dem Munde der Alten zugekommen war? war es nur Schmerz über alle Angst und Noth, die sie umgab? oder war es ein stärkeres Gefühl, welches wohl einmal dem Manne die Faust um Schwert und Büchse ballen konnte? Die Väter des gequälten Geschlechtes hatten sich lange gerühmt, daß sie Deutsche waren, und hatten doch fremde Sprache, Mode, Sitte ungeschickt nachgeahmt und sich zu Dienern der Fremden entwürdigt; und jetzt, wo Deutschland als Beute der Fremden niederlag und aus den Stuben der Gelehrten die Trauerklagen über den Verfall der alten Herrlichkeit in das Volk drangen, jetzt antwortete aus den Lagerhütten der gemeinen Soldaten, welche eine harte Nothwendigkeit trieb, sich durch Zerstörung und Verderb des Volkes zu erhalten, ein scharfer Gegenklang. Die narbigen Reiter, die zuerst dem Sachsen Bernhard von Weimar gedient hatten, dann dem Franzosen verhandelt waren, und mit Abenteurern aus jedem Lande des Welttheils Schulter an Schulter gekämpft hatten, sie, die gefürchteten Alten des Krieges, die Waffenlehrer des jüngeren Schwarms, sie empörten sich gegen einen fremden Feldherrn und gegen die eigenen Officiere, weil sie zuletzt nur für die deutsche Sache kämpfen und sterben wollten. War das ein verlorener wilder Ton in langer banger Nacht, wie das ferne Gebell eines hungrigen Wolfes? oder waren es die ersten Noten eines Liedes, welches von da ab aus dem Gemüth des deutschen Volkes erklingen sollte, bald so, bald anders angehoben, wie das Gezirp eines jungen Vogels, bis es nach Jahrhunderten unwiderstehlich herausschmettern wird als Schlachtgesang einer siegreichen Nation?

3.

Im Walde.

Von der Werra her ritten vier Reisende auf der fränkischen Seite des Bergwaldes dem Rennwege zu. Voran ein älterer Mann in Lederkoller mit Karabiner und Degen, eine kurze Pike statt der Reitgerte in der Hand; aus dem hageren Angesicht blickten zwei schlaue Augen spähend über die Flur und in das Buschwerk am Wege. An seiner Seite lenkte ein Knabe das Packpferd, welches einen großen Quersack trug. In einiger Entfernung hinter ihnen kam auf bequemem Zelter ein Mädchen in dunklem Reisemantel, neben ihr ein junger, kräftiger Mann, bewaffnet wie der Führer.

Lange zogen die Reisenden schweigend dahin über Hügel und durch Thalwellen in der milden Sonnenwärme des späten Nachmittags. Unter dem lichtvollen Himmel breitete sich eine menschenarme Landschaft. Wenn die Reisenden zu einem Dorf kamen, wurden sie von den Einwohnern scheu und feindselig betrachtet, sie sahen zerzaustes Dachstroh und viele leere Fensteröffnungen, die Kirchenwände schadhaft und die Schalllöcher der Glocken ausgebrochen, dann ritten sie in gestrecktem Trabe auf der Dorfstraße hindurch oder in weitem Bogen herum; nur hie und da fanden sie Arbeiter auf dem Felde, in den Niederungen eine kleine Rinderherde und auf den Anhöhen einzelne bewaffnete Reiter zum Schutz der Dorfleute gegen streifendes Gesindel. Um die Bäume am Wege flatterten die Sommervögel, aber über ihnen flogen ungeheure Schwärme

von Krähen und Dohlen dem Walde zu und bei dem Geschrei der Großen verstummte das Gezwitscher der Schwachen.

Als die Reisenden zum Fuß des Gebirges gekommen waren, hielt der Führer auf dem Anger eines kleinen Dorfes und erwartete seine Genossen. Er sprang vom Pferde, warf dem Knaben die Zügel zu, setzte die Waffen in Bereitschaft und betrat vorsichtig die Dorfgasse. Dort spähte er von Hütte zu Hütte, pochte an verschlossene Thüren und rief, aber er erhielt keine Antwort; nur ein schwarzer Köter kläffte wüthend hinter ihm her, als er zu den Pferden zurückkehrte.

„Geflüchtet!" meldete er und ritt wieder vorwärts. Vor einem kleinen Gebüsch auf dem nächsten Hügel gebot er dem Knaben, der behende seinen Quersack verließ und in das Gehölz kroch, während der Alte spähend in die Runde schaute. Als der Kleine zurückkehrend sein Zeichen machte, winkte der Führer seine jüngeren Gefährten heran und wies hinter dem Rücken des Mädchens bedeutsam in die Ferne nach einer aufsteigenden Rauchwolke. „Ich rathe, Bruder Bernhard, daß wir hier für die Pferde sorgen und unsere Abendkost verzehren, solange wir allein sind; Proviant ist nirgend sicherer als im Magen."

Bernhard hob die Schwester vom Zelter, Pieps leitete die Pferde in das Gehölz zu der Stelle, wo ein Bergquell fröhlich thalab rieselte, dort löste er die Ledertasche mit dem Reisevorrath vom Sattel und half den Thieren zu Weide und Tränke. Die Anderen setzten sich in die Nähe des Wassers und sprachen der Kost zu, wie Reisenden gebührt. „Die blauen Waldglocken blühen," begann Regine erfreut, „gedenkt ihr, Bernhard, wie wir mit einander sangen als ich ein Kind war: Blau sind alle meine Farben und blau ist meine Lust? — denn dies war die Farbe, worauf der selige Vater am meisten hielt."

Bernhard nickte. „Später kamen bessere Arien daran, wie diese: Knabe, geh' und kauf Melonen und vergiß des

Zuckers nicht. Gottlieb, mein ergrauter Knabe, reiche die Flasche mit gebranntem Wasser."

„Jetzt ist die Zeit des Abendgeläutes," fuhr die Schwester fort, „mich wundert, daß wir keine Glocke hören."

Die Männer sahen einander an. „Vielleicht sind sie vom Kriegsvolke entführt," tröstete Gottlieb, indem er seine Bissen zuschnitt, „oder die Bauern fürchten sich am Strange zu ziehen, damit nicht fremdes Gesindel zu ihrem Abendessen gelockt werde."

„Ihr sagtet doch," antwortete Regine, „daß in dem Lande des frommen Herzogs keine Kriegsleute lagern, und daß wir in Sicherheit reisen."

„Es ist nirgend Sicherheit vor streifendem Volk," entgegnete der Bruder, „und da du ein beherztes Kind bist, so berge ich dir nicht, daß Gottlieb zur Vorsicht gemahnt hat."

„Soll ich meine Meinung sagen," begann dieser, „so sind wir nicht die einzigen Kriegsleute, welche heut im Walde reiten. Vielleicht ist der Schwede von Erfurt über den Rennstieg gekommen, um Fichtenzapfen zu beuten, da er auf anderen Gewinnst hier schwerlich hoffen darf."

Bernhard schüttelte das Haupt: „Oberst Ermes bezieht seinen Proviant aus Gotha; wollte er hier rauben, würde er sich selbst die Zufuhr mindern. Streifen Bewaffnete im Holz, so sind es kaiserliche Freireiter vom Frankenwalde her. Um der Schwester willen reut es mich, daß unsre Begleiter an der Werra zurückblieben, weil wir unsern heimlichen Ritt zum Herzoge vor den Schweden verbergen sollten. Doch haben wir seither gutes Glück gehabt und kommen jetzt auf die Höhe des Gebirges und in die Dörfer von Thüringen; dorthin, hoffe ich, folgen die Beutenden nicht." Regine stand auf.

„Haben wir eine Gefahr zu meiden, so bitte ich, daß wir aufbrechen, damit wir noch bei Tage in sicheres Land vordringen."

Damit war Gottlieb einverstanden und sie ritten nach kurzer Rast wieder dem Kamme des Waldgebirges zu.

Auch Bernhard sah jetzt unruhig zurück, bis sie den Hochwald erreicht hatten und hinter den Bäumen der Beobachtung durch raublustige Reiter entzogen wurden. Die Sonne neigte zum Niedergang, zuweilen fiel goldenes Licht zwischen den Baumstämmen auf den Weg, dann kletterten die Pferde in dichtem Schatten bergauf, während sich graue Dämmerung über Berg und Thal legte.

Sie hatten den Rennstieg überschritten, den Aushau des Waldes, welcher die Wasserscheide bildet zwischen Franken und Thüringen, und die Pferde schnaubten und strauchelten mühsam abwärts. Der Weg zog sich zwischen dichtem Tannengehölz in scharfer Krümmung, da hielt der Führer plötzlich an; im nächsten Augenblick knackte es im Holz. Mehre wüste Gesellen sprangen in den Weg, in dürftigen und zerrissenen Kitteln, mit Bauermessern und alten Musketen bewaffnet, einige unter gerolltem Bauerhut, andere barhaupt.

„Holla! halt!“ schrie der erste, „steigt vom Pferde oder der schwarze Hagel fährt euch in den Leib.“

Gottlieb blieb sitzen und musterte die Wegelagerer. „Wahre dich selbst, Bauer, deine Lunte versengt dir den Rock.“ Während der Mann mit der Hand die glimmende Stelle ausdrückte, brachte Gottlieb seinen Karabiner in Ordnung: „Dieser hier gibt auf grobe Worte heiße Funken. Wenn ihr aber ehrliche Flegel seid, wie ich hoffe, so zeige ich euch meinen Freipaß.“ — Er griff in die Tasche, holte einen schmalen Riemen hervor, ritt unter die Waldleute und sprach leise den Reim: „Wer hiermit bindet den Schuh, der bleibt vor dem armen Bauer in Ruh’.“ Die Männer starrten ihn an, unsicher sagte einer zum anderen: „er hat das fränkische Zeichen, ich traue mich nicht ihn abzuthun, wir müssen den Schreiber rufen.“

Während der Bote abwärts lief, hielten die Reisenden umstellt von den Waldleuten. Ein plumper Gesell faßte das Saumpferd am Zügel, Pieps schlug ihm die Hand bei Seite.

„Was ist in dem Sack?" frug ein Anderer und packte einen Beutel an Regina's Pferde.

Regine griff hinein. „Es ist unser Reisebrod, bist du hungrig, so nimm es." Der Mann biß gierig zu.

„Es ist Weizenbrod, dergleichen ist lange nicht in unseren Backofen geschoben; ihr scheint mir rare Vögel." — Ein Genosse riß ihm die Semmel vom Munde, und wies mit drohender Geberde nach dem Sack.

„Es war das letzte," sagte sanft Regine, „jetzt müssen wir euch um Nahrung bitten." — Der Bauer lachte: „Das wäre verkehrte Welt! hier ist Schmalhans Küchenmeister."

Ein breitschultriger Mann in städtischer Tracht mit rothem aufgedunsenem Gesicht kam herzugelaufen, er hielt mit der einen Hand eine Blendlaterne, mit der andern eine Pistole: „Wer seid ihr, und was wagt ihr euch in unser Geheimniß?" schrie er.

„Seid ihr einer von den Beamten Sr. Herzoglichen Gnaden," antwortete Gottlieb, „so wißt, daß wir einen hochnöthigen Auftrag an euren Herrn zu bestellen haben, und daß euch Blitz und Donner auf eure Köpfe fahren wird, wenn ihr uns aufhaltet."

„Gebt eure Waffen ab," befahl der Schreiber, „denn ihr seid jetzt unsere Gefangenen."

„Wollt ihr versuchen, ob wir's sind?" versetzte Bernhard und ritt ihm drohend näher.

Sein Gegner zog sich hastig zurück und rief den Bauern zu: „Auf ihn, Nachbarn! macht den Prahler still!" Regine drängte mit einem Angstschrei ihr Pferd zwischen den Bruder und die Landleute.

„Schande über euch, ihr Männer, daß ihr eine Frau im wilden Walde bedroht," rief eine klangvolle Stimme; ein großes Weib schritt durch die Landleute und faßte Regina's Pferd am Zügel. „Folgt mir," gebot sie den Reisenden.

„Jungfer Judith, mengt euch nicht in diese Sachen!" rief der Schreiber.

„Den Herrn Amtsschreiber warne ich, daß er sich selbst in Acht nehme. Er wird sich schlechten Dank erwerben, wenn er solche hindert, die zum Hofe wollen.“

„Wo ist euer Paßport?“ frug der Beamte finster. Bernhard reichte ihm das Papier, der Schreiber versuchte beim Schein der Laterne zu lesen: „Hier stehen nur Namen ohne Stand und Würde, was gegen die Vorschrift ist. Weiß der Herzog, daß ihr ihm zureist?“ frug er lauernd.

„Ihr habt kein Recht zu solcher Frage,“ war die kalte Antwort.

„Sie kommen als Spione,“ sagte der Schreiber zu den Bauern.

„Wir haben für euch spionirt, ihr Musterschreiber,“ entgegnete Gottlieb. „Jenseit des Rennstieges brennt's, und die Dörfer sind leer; wir aber wollen die feindlichen Reiter vermeiden, ebenso wie ihr.“

Die Bauern wurden unruhig und verhandelten leise. „Wohlan,“ entschied der Schreiber in verändertem Tone, „wir hindern euch nicht länger, ihr mögt euren Weg fortsetzen. Laßt ihnen den Willen, Nachbarn.“ Aber das Weib erfaßte wieder den Zügel: „Ich widerrathe der fremden Frau weiter zu reiten, der Weg ist bei Nacht gefährlich.“

Der Beamte trat ihr entgegen: „Jungfer Judith, ihr mißbraucht die Gewalt, die ihr über mich und Andere habt, wenn ihr unser Geheimniß den Fremden preisgebt.“

„Ich thue es ungern,“ antwortete die Jungfrau, „aber ihr wißt, was ihnen droht, wenn sie abwärts ziehen. Folgt mir,“ mahnte sie die Reisenden; „gebt Raum, ihr Nachbarn.“ Die Bauern räumten willig den Weg.

Regine sah unsicher auf ihren Bruder, aber dieser rief: „führet, wir folgen euch mit gutem Vertrauen.“

Die Frau leitete die Fremden einen Seitenweg bergauf und thalab, bis sie durch dichtes Unterholz an einen Zaun von starken Bohlen kamen. Hier stiegen die Reisenden ab,

die Führerin öffnete das Thor. Um eine alte Eiche lagerte zusammengedrängt die geflüchtete Gemeinde, eine Anzahl Weiber und Kinder kauerte bei ihren Bündeln, unter dem Baume saß ein alter Geistlicher in seinem Amtsrock. Alle Blicke richteten sich neugierig auf die Fremden, aber Niemand regte sich, nicht einmal die Hände der geflüchteten Weiber, welche über die geretteten Ballen gekreuzt waren. Nur der Geistliche erhob sich und lüftete seinen Hut, als er die lateinische Anrede Bernhards vernahm:

„Ehrwürdiger Herr, wir kommen in Frieden, und bitten im Namen Gottes um euren Schutz."

„Der Herr sei mit euch und uns in der Wildniß," antwortete der Alte. „Ihr seht, die Wirthe sind ausgezogen und haben den Gästen kein anderes Obdach zu bieten als das grüne, welches der Herr für das wilde Geflügel errichtet hat. Auch die Kost wird dürftig sein" — er wies auf ein kleines Feuer am Boden, bei welchem einige Kochtöpfe standen.

„Wir wünschen nur, daß ihr uns bis zum Morgen in eurer Nähe duldet," erwiederte Bernhard, und die Führerin bat er, auf Regine zeigend: „Ich flehe herzlich, sorgt für meine Schwester, denn die Tagefahrt war mühsam."

Die Jungfrau wies schweigend auf die Pferde und auf eine Anzahl Pflöcke am Zaun, dann faßte sie die Hand Regina's und führte die Erschöpfte einige Schritte aufwärts, dort breitete sie eine Wolldecke über das Moos, schlug sie um die Glieder des Gastes und schob ihr ein Bündel unter das Haupt; sie selbst setzte sich daneben auf einen Stein.

Bernhard folgte ihr erstaunt mit den Augen, der ruhige Stolz, mit welchem sie gute Gesinnung erwies, war wunderlich bei einer Jungfer vom Dorfe. In dem unsicheren Scheine des Feuers erkannte er eine kraftvolle Gestalt von vollen Formen, ein großes Antlitz mit leicht gebogener Nase, das blonde Haar in starken Zöpfen um das Haupt geschlungen. Er sah, daß sie jung war, und ihm kam vor, als ob sie ein schönes Weib

sein würde, wenn der finstere Zug um Stirn und Mund verschwände. Während Gottlieb mit dem Buben für die Pferde sorgte und die Säcke bei seiner Ruhestätte zurecht legte, setzte sich Bernhard in die Nähe des Pfarrers, welcher das sichtbare Haupt der Gemeinde war.

„Wir hofften hier zu Lande bessere Sicherheit zu finden," begann er. „Ich bedaure, ehrwürdiger Herr, daß ihr in hohen Jahren noch so Schweres erleben müßt."

„Gewiß war es im Ganzen eine schwere Zeit," antwortete der Pfarrer mit düsterem Behagen, „das Lamm ist kahl gerupft und es wird nicht besser, sondern immer schlimmer. Denn obgleich die Gemeinde in der letzten Zeit wieder etwas zugenommen hat, so sind doch die Herzen verhärtet. Es nutzt nichts, zum Vertrauen zu mahnen, wenn der Magen leer ist und das Elend durch große Löcher in die Häuser dringt. Kein Jahr, in dem wir nicht drei- bis viermal hierher geflüchtet sind und daheim ausgeraubt wurden; und dann bedenkt die Pest und die Bosheit mancher Dorfleute, die ihrem Seelsorger nichts Gutes wünschen, wenn er ihnen ihre Sünden vorhält."

„Ihr habt in eurer Jugend bessere Jahre gekannt," versetzte Bernhard theilnehmend, „wir Anderen gedenken nicht, daß es jemals anders war."

„Ja, Herr," bestätigte der Pfarrer, der Erinnerung froh, „noch vor sechzehn Jahren hatte meine Kirche Fenster und zwei silberne Kelche und ich führte den Klingelbeutel ein. Aber schon damals fing der Aerger an, als meine Beichtkinder die Köpfe zusammensteckten und murrten: „Dieser Pfarrer will etwas Sonderliches sein, er will ein Klingelsäcklein in die Kirche bringen, was niemals gebräuchlich gewesen ist, und wir legen Nichts hinein!" Damals aber folgten sie mir zuletzt doch noch, ja die Officiere der schwedischen Einquartierung gaben, und wir unterstützten damit noch fremde Exulanten. Jetzt aber wandert das Säcklein nicht mehr, sogar die Klingel haben die Diebe genommen. Von vierzig Pferden sind noch

vier übrig, und die Weiber spannen sich zu dreien oder vieren vor den Pflug, denn der Männer gibt es wenige. Seht diesen Talar," — er wies auf sein verschlissenes Gewand — „der Schlafrock darunter ist Alles, was ich heut salvirt habe. Susanne, sieh nach der Suppe," mahnte er, sich unterbrechend, eine alte Magd. Dieselbe goß aus dem Topfe in eine irdene Schale und trug die Abendkost mit einem Blechlöffel dem Pfarrer zu. Er hielt die kleine Schüssel unsicher in der Hand: „Ich müßte euch einladen," sagte er.

Der Gast dankte und Gottlieb sprach von seiner Raststelle: „Wir sahen doch Wild im Walde und die Bauern schleppen sich mit Feuerröhren."

„Ihr vergeßt, daß das Wild unserem gnädigen Herzog gehört," antwortete der Pfarrer im Essen.

„Nun, beim Donner!" rief Gottlieb, „wenn der Herzog seinen Bauern nicht das Mehl im Kasten zu schützen vermag, so sollte er ihnen wenigstens die Thiere des Waldes nicht verbieten."

Ein alter Bauer, der als Wächter am Eingange saß, lachte, aber ein warnender Blick Bernhards hemmte die dreiste Rede.

„Seine herzogliche Gnade würde wohl Nachsicht üben," entgegnete der Pfarrer, „aber der Herr Jägermeister ist strenge. Wenn der Herzog im Walde jagt, so treibt die Gemeinde, aber Viele sind widerspenstig geworden."

„Der Herr jagt das Wild und fremde Reiter jagen seine Bauern," brummte Gottlieb aufsässig.

„Er schießt uns auch die Wölfe und läßt die wilden Hunde schlagen," erklärte der Pfarrer, „aber er kann es nicht leiden, daß die Dorfleute mit Feuerröhren im Walde streifen."

„Es scheint, daß diese sich wenig darnach kehren," bemerkte Gottlieb.

Vor ihm fiel, in Farnkraut gewickelt, ein Stück gebratenes Fleisch in das Moos und eine Stimme hinter ihm sprach: „Nehmt, weil ihr für den Bauern gesprochen habt." Gott=

lieb wandte sich um und sah in die spöttische Miene eines kräftigen Schützen, der hinter dem Zaune stand. Er nickte seinen Dank und gebrauchte sein Messer an der verbotenen Kost.

Aus der Ferne vernahm man dumpfen Knall. Zuerst einzelne Schüsse, dann längeres Geknatter; die Weiber steckten ängstlich die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Der Pfarrer aber faltete über seinem Löffel die Hände. „Dort schießt der wilde Feind Victoria bei unseren ausgeraubten Häusern."

Außerhalb des Verschlages riefen Stimmen in gedämpftem Tone und durch einen Spalt im Zaune sah Bernhard weiter unten in einem Erdloch ein loderndes Feuer und Gestalten, welche sich darum bewegten.

„Was bedeuten die Stimmen und das Feuer?" frug er den Pfarrer.

„Es ist der Amtsschreiber mit unseren Männern, welche dort unten für uns Wache halten," antwortete der Pfarrer gleichmüthig.

Bernhard stand auf und sprach leise mit seinem Begleiter.

Das letzte Abendroth war verglüht, am dunklen Nachthimmel glänzten die Sterne, nur im Norden lag ein röthlicher Schein über dem Horizont. Kein Windeshauch regte sich in den Wipfeln der Bäume, auch das Feuer war niedergebrannt und warf unsichere Lichter durch das Gehege der Flüchtigen. Bernhard näherte sich dem Lager der Schwester und als er die tiefen Athemzüge der Schlummernden merkte, legte er wenige Schritte von ihr seine Waffen ab, um sich zur Nachtruhe hinzustrecken.

„Verlaßt die Stelle," gebot eine Stimme, „ihr steht auf blutigem Grunde und euer Lager wäre für euch von übler Vorbedeutung." Bernhard trat näher zu der Warnerin: „Dort wurde vor Zeiten Einer erschlagen; seitdem treibt der Grund jedes Jahr die rothen Nelken hervor und wer bei Sinnen ist, meidet den Ort."

„Ich danke euch für diese Mahnung und außerdem für Größeres," sagte Bernhard leise. „Ich bitte, beantwortet mir redlich die Frage: ist die Schlafende hier unter den Dorfleuten sicher?"

„Ich hoffe, die Gefahr ist vorüber," kam es aus dem Dunkel zurück. „Sagt eurem Begleiter, daß er wach bleibe."

„Nicht ihm, sondern mir gebührt die Wache für eine, die mir das Liebste auf Erden ist."

„Habt ihr Jemand auf Erden, der euch lieb ist," war die Antwort, „so bedenkt auch, daß im Walde heilsamer ist zu schweigen als zu reden." Die Jungfrau zog ihr Gewand zusammen und saß unbeweglich.

Es wurde still. Unter dem Laubdach des Waldes ruhten die Müden und die Geflüchteten. Da erklang in hellen Lauten eine Frauenstimme, langsam und feierlich tönten die Worte einer Schlafenden durch den Raum, wie eine Verkündigung: „Sehet! o seht, ihr Armen und Mühseligen, die ihr in Finsterniß und Todesschatten liegt. Oben am Himmel öffnen sich die Wolken und heller Schein strahlt herab. Hoch über Sonne und Mond leuchtet ein Tempel, gebaut aus Morgenroth und Sternenglanz und die Schaaren der Seligen schweben hinauf anzubeten. Sehet, der süße Herr sitzt auf goldenem Thron in seiner Herrlichkeit, er hält einen Blumenstengel in der Hand, daran sind blaue Glocken; und er winkt mich zu sich: komm auch du, arme Seele. Ach Herr, mir war so bange auf Erden."

Bernhard hatte sich aufgerichtet und beugte sich ängstlich über die Schwester, welche mit geschlossenen Augen dasaß, das Angesicht von freundlichem Traume verklärt. Dem fragenden Blick des Weibes, welches neben der Schwester kniete, antwortete er traurig: „ihr ist eigen, zuweilen so im Schlafe zu sprechen." Auch der alte Pfarrer war erwacht, faltete die Hände und starrte nach der Sprechenden, die Dorffrauen regten sich und traten näher. Wieder begann Regine: „Höret, ihr

Frauen, ein lichter Engel schwingt die Flügel und ruft mit starker Stimme auf die Erde herab: halte an, du armes Gesindlein, welches ruhelos durch Disteln und Dornen des Ackers dahinzieht, schirre die Rosse ab und treibe sie auf die Weide; denn ich verkünde Frieden den Menschen und neue Herrlichkeit der Erde. Die sich haßten, versöhnen sich, auf den Feldern blüht der Weizen und die Böcklein springen lustig in der Herde. Friede, Friede soll sein im deutschen Lande.

„Alle die ich sehe, sind weiß gekleidet zum Feste der Seligen und ihre Gürtel sind golden. Eine aber sitzt neben mir in grauem Gewande und die Schatten verbergen ihr Angesicht. Warum bist du allein fremd und traurig unter den Fröhlichen?

„Wo seid ihr, mein Bruder? O, kommt eilig, daß wir zum Tempel des Herrn hinaufsteigen, die Glocken läuten und ein weißes Gewand habe ich euch zurecht gelegt; wo weilt ihr? Ich fahre allein dahin zu den Seligen, ich suche euch traurig mit meinen Augen und ich sehe euch nirgend." — Sie seufzte tief: „Lieber Gott, schütze ihn, lieber Gott," und sank auf das Lager zurück.

„Du treue Schwester," rief Bernhard und winkte mit einer bittenden Geberde dem Pfarrer zurückzutreten; auch die Weiber schlichen nach ihrer Schlafstätte. Zu der Jungfrau Judith aber, welche der Schlummernden leise das Haupt zurecht legte, sagte er: „sie schläft jetzt fest und morgen weiß sie Nichts von Allem, was sie gesprochen, und grämt sich, wenn man zu ihr davon redet."

Wieder wurde es still im Gehege, bis vom Norden her ein graues Licht über den Himmel zog, der Vorbote des Morgens; aber noch lag das Dunkel auf dem Waldboden, als weigere sich die Erde den schwachen Schein von oben aufzunehmen. Unten im Kesselthal rührte sich's, Boten gingen und kamen und heftige Reden und Antworten summten nach der Höhe. Bernhard erwachte aus leisem Schlummer, er fühlte den Schmerz seiner Wunde und blickte fröstelnd um

sich, noch lag die Schwester regungslos unter der warmen Hülle, das bleiche Antlitz auf den Arm gestützt. Aber als er die Stelle neben ihrem Haupte suchte, wo das fremde Mädchen gesessen hatte, fuhr er zurück, denn ihr Angesicht war in das einer runzligen Alten verwandelt, und die Alte winkte und lächelte und wies auf den Eingang des Geheges. Der Bauer am Eingange war verschwunden, aber Pieps kauerte dort an dem Zaune, wies mit der Hand in den Thalkessel, hob drei Finger in die Höhe und machte die Geberde des Kehlabschneidens. „Sahest du die Feldzeichen der Getöteten?" frug Bernhard leise. „Roth," versetzte Pieps. — „Ist die Luft rein?" — Der Bube nickte.

Bernhard wies auf die Schwester zurück und Pieps glitt in Regina's Nähe auf den Grund.

Vorsichtig schritt Bernhard zwischen den Baumstämmen an den Rand des Hochwaldes und blickte über die Berge und Baumwipfel hinaus in den Nebel der Ebene, während in der Nähe die ersten leisen Vogelstimmen das beginnende Leben des Tages verkündeten; die Trilllerche, welche im Laubholz die Nachtwache hält, erhob ihren kurzen Ruf, bald pfiff die Amsel, ihr folgten viele kleine Sänger, vom Himmel fiel ein rosiger Schein auf die höchsten Gipfel und glitt langsam herab an den Stämmen. Es war so feierlich und friedlich zwischen den Bergen und Bäumen, als hätte nie der Menschen Unruhe, Eigennutz und Haß einen Weg in die stille Wildniß gefunden. Auch der frische Gesell, dem jetzt das Frühlicht sein verblichenes Antlitz röthete, fühlte etwas von dem Frieden, obgleich er sich des Morgens lieber am brodelnden Feldkessel seiner Kameraden gefreut hätte.

Seitwärts knisterte ein dürrer Ast. Eine hohe Frauengestalt schritt, das Haupt nach vorn geneigt, langsam durch Haidekraut und Ginster. Sie suchte am Boden, zuweilen kauerte sie zwischen den hohen Wedeln des Farnkrautes nieder und dem Manne war, als vernehme er ihr leises Murmeln,

dann erhob sie sich wieder und barg Gepflücktes in einem Tuche. Er dachte, daß sie heilkräftige Kräuter sammelte, und da er sich scheute sie bei ihrem geheimen Werke anzureden, trat er hinter den Baum. Doch konnte er den Blick nicht von ihr abwenden; sie ging so geräuschlos und feierlich dahin, in dem dunklen Gewande und verhüllten Haupte einem Geiste der Dämmerung vergleichbar. Vor ihr bewegten sich auf dem Boden kleine dunkle Schatten; sie huschten durch das wilde Kraut, hoben sich in die Luft und verschwanden wieder am Boden. Als die Frau einmal dem Standort des Mannes näher kam, erkannte er zwei Vögel, welche wie Hündlein um sie herumliefen; endlich schwang sich der eine auf die Spitze eines Strauches und pfiff das Morgenlied der Amseln in das Thal hernieder als Antwort auf den Ruf seiner wilden Stammgenossen. Bernhard vermochte jetzt auch die edlen Züge des Angesichts zu erkennen, wenn es sich dem Lichte zuwandte. Nur einmal richtete sie die Augen nach dem Baume, als sie das Geschrei eines Kauzes hörte, welcher seinen Gesellen zur Heimkehr ermahnte, aber sie verrieth durch kein Zeichen, daß sie den fremden Mann erblickt hatte, und wandte sich langsam und suchend wieder dem Lager zu.

Doch hatte sie ihn gesehen; denn kurze Zeit darauf stand sie neben ihm. Die rosige Farbe ihrer Wangen ließ nicht erkennen, daß sie die Nachtruhe entbehrt hatte, sie sah ihm voll ins Gesicht wie eine Herrin, welche die Miene eines Untergebenen mustert. Freudig grüßte Bernhard: „Daß ich der Jungfer vor Sonnenaufgang begegne, ist eine gute Vorbedeutung für den Tag.“

„Das Gute, welches euch der Tag bringen soll, erwartet nicht von uns,“ antwortete sie ruhig. „Was ihr in der Nacht unter den Waldleuten erfahren habt, bewahret still für euch. Haltet euch in der Nähe des Pfarrers, wenn wir in das Dorf zurückkehren, denn die Männer haben

Argwohn. Sie meinen, ihr müßt zu der Partei gehören, welche uns in dieser Nacht die letzten Kühe rauben wollte."

„Der Raub ist mißglückt," erwiederte der Fremde, „eure Nachbarn waren die Stärkeren."

„Die Bauern gebrauchen jetzt das Grabscheit, damit nicht ruchbar werde, was in der Nacht geschehen ist," fuhr sie fort. „Der Bauer erschlägt jeden Soldaten, dessen er heimlich Herr wird, der Rache und der Beute wegen; und das Bauermädchen ist stolz darauf, wenn sie sich ein Brusttuch aus der Feldbinde eines Officiers schneiden kann, den ihr Liebster mit schwarzer Erde zugedeckt hat. Darum werdet ihr bei unserm geplagten Volk keine gute Gesinnung finden, und ich rathe, achtet auch auf das Futter und auf die Hufe eurer Pferde, damit ihnen Nichts zustoße, was eure Reise hemmt."

„Warum haltet ihr mich für einen Officier?" frug Bernhard.

„Ihr trugt sonst eine Feldbinde auf eurem Rock," entgegnete die Jungfrau flüchtig über seine Schulter sehend.

„Verzeiht eine Frage, Demoiselle."

„Mein Name ist Judith Möhring," antwortete sie kurz.

„Dann also, werthe Jungfer Judith, haltet mir meine Neugierde zu gut. Ihr lebt, wie ich erkenne, unter den Bauern; seid ihr das Herrenkind des Dorfes?"

Ein trauriges Lächeln zog über das Gesicht des Mädchens. „Ich bin eine Waise, mein Vater kam als Flüchtling in das Dorf, da ich noch ein kleines Kind war. Seit er tot ist, dulden sie mich, obgleich ich in der Fremde geboren bin." Sie wies in das Thal: „dort bin ich aufgewachsen zwischen Baum und Stein. Ich bin gewöhnt aus dem Dorfe nach dem Wald zu flüchten und habe oft von hier herabgesehen, wie heut, ob eine Rauchwolke mir verkündet, daß meine letzte Zuflucht auf Erden von den Soldaten niedergebrannt ist."

„Auch ich sehe in die Ferne nach den Thürmen der Stadt," sagte Bernhard theilnehmend, „und ich bin unsicher, ob sie

uns ein gastliches Obdach gewähren wird. Denn ich suche für meine Schwester eine Stätte, wo sie weilen kann bis auf bessere Zeiten, die wir immer noch hoffen."

„Wollt ihr bei uns bleiben?" frug das Mädchen schnell.

„Ich habe, wie ihr vernahmt, bei eurem Herzoge ein Geschäft und muß wieder in die Fremde."

„Ihr wollt wieder zu einem Heere der Mordbrenner, welche das Land verderben? Ich frage Nichts mehr, fahrt dahin!" Sie wandte sich ab und schlug die Arme übereinander.

„Nicht jeder Soldat ist ein Mordbrenner, liebe Jungfer."

„Wie dürft ihr mir sagen, daß ich euch lieb bin?" antwortete das Mädchen über die Schulter, „solche Höflichkeit spart für Andere, welche vielleicht williger darauf hören. Ich bin euch fremd und ich bin euch nicht mehr werth, als die Ringeltaube dort auf dem Ast, oder als die Katze, welche vor einer Hausthüre sitzt, an der ihr vorbeireitet. Mißbraucht eure Stimme nicht zu Geschwätz."

„Zürnt nicht," entgegnete Bernhard, betroffen über die herbe Abweisung, „ich bin ein ehrlicher Knabe und wollte euch nicht durch Unwahrheit verletzen. Duldet wenigstens, wenn ich euch sage, daß es mir von Herzen lieb ist, euch in der Wildniß gefunden zu haben, denn ihr wart gütig gegen mich und meine Begleiter. Wisset, da ihr mich für einen Soldaten haltet, daß der Kriegsmann sich noch mehr freut als ein Anderer, wenn er irgendwo freundlichen Gruß und eine gute Gesinnung erkennt; denn sein schweres Amt ist Anderen zu schaden, und er weiß, daß die friedlichen Leute ihn verwünschen."

„Wie er es werth ist. Ihr dient den Fremden; seid ihr schwedisch?" frug sie.

„Ich bin von den weimarischen Völkern."

Die Jungfrau wandte sich ab und machte eine Bewegung, welche ihm Entfernung gebot; aber Bernhard, welcher gedachte, daß der Unwille gegen die französische Dienstbarkeit deutscher

Soldaten in Vielen lebte, fuhr eifrig fort: „Duldet, daß ich noch sage, woran euch, wie ich merke, wenig gelegen ist. Die Regimenter haben, weil sie Deutsche sind, den Franzosen verlassen. Vor wenigen Tagen haben wir uns mit dem Marschall und mit unseren alten Officieren, welche uns verriethen, gerauft und diesen Säbelhieb erhielt ich von meinem eigenen Rittmeister."

Die Jungfrau kehrte ihm das erblichene Angesicht zu und frug mit rauher Stimme: „Warum ließt ihr euch schlagen, anstatt selbst zu treffen?"

„Auch mein Gegner erhielt sein Theil."

„Ihr habt ihn getötet?" frug sie fast schreiend.

„Weiß nicht. Ihn trug sein flüchtiges Pferd von dannen. Er war ein Edelmann von diesseits der Berge," setzte er hinzu.

„Wie war sein Name?" kam es heiser aus ihrem Munde. Bernhard nannte den Namen. Mit einem Schrei schlug das Mädchen die Hände vor's Gesicht.

„Es steht ein Wort des Herrn geschrieben: die Rache ist mein," begann sie nach langem Stillschweigen. „Meint ihr auch, daß es unrecht ist, sich an seinen Feinden zu rächen?"

„Ich bin Soldat und meine Ehre gebietet loszuschlagen, wo mir eine Kränkung widerfährt."

„Ich bin ein Weib und, verzeihe mir der Himmel, ich habe zuweilen dasselbe gedacht." Sie faßte ihn am Armgelenk und sprach, seine Hand schüttelnd, heftig: „Ihr sollt nicht uneben von mir denken, hört zu: der Mann, den ihr nanntet, warb vor Jahren um ein Mädchen, das einzige Kind eines flüchtigen Dorfpfarrers. Die Thörin hörte gern auf seine schmeichelnden Worte und träumte davon seine Hausfrau zu werden. Da verschwor er sich einst in der Trunkenheit vor ruchlosen Buben seinesgleichen, sie trotz ihrem Widerstande zu gewinnen. Er drang in ihr Haus, dessen Thür sich ihm nicht öffnen wollte, und schleuderte den alten Vater, der gegen ihn rang, so hart auf den Stein der Schwelle, daß der Alte nicht

wieder aufstand. Die Jungfrau hatte sich in den Wald gerettet; als sie am Morgen in das Haus zurückkehrte, sagten ihr die Leute, daß sie eine Waise war; der Bube aber ritt ungefährdet über die Berge zu den weimarischen Völkern. — Wer hat euch die Wunde verbunden?"

„Die Schwester hat darin gute Wissenschaft," antwortete der erstaunte Bernhard, „doch dachte ich einen Medicus der Stadt zu Rathe zu ziehen."

„Wenn ihr gestattet den Schaden zu sehen, vielleicht vermag ich euch zu heilen," sagte sie bittend. Unter dem Zauber ihres kräftigen Wesens nestelte Bernhard bereitwillig an seinem Wammse.

„Nicht hier," gebot die Jungfrau, „noch ist die Sonne nicht über den Bergen und was in der Nachtluft schwebt, ist heillos für offenen Schaden. Weicht zum Lager, ich folge euch."

Bernhard trat scheu zurück; als er sich umwandte, sah er sie auf dem äußersten Vorsprung des Felsens stehen, die Arme gekreuzt, das Haupt geneigt, die beiden Vögel liefen und flatterten um sie her.

In dem Gehege fand er Gottlieb mit den Pferden zum Aufbruch bereit. Regine kam ihm ängstlich entgegen. „Die Weiber starren mich mißtrauisch an," klagte sie, „ich wollte, wir wären wieder allein im grünen Wald."

Bernhard wies tröstend nach dem Morgenhimmel. „Steigt die Sonne über die Berge, so denke ich, brechen wir auf."

Auch der Pfarrer erhob sich, schüttelte die Waldstreu aus seinem Talar und begann: „Unter Anwünschung eines guten Morgens allerseits empfehle ich den Gegenwärtigen sich mit mir zu einem Buß- und Klagelied für Abwendung der Feindesgefahr zu vereinigen." Ihn unterbrach der eindringende Amtsschreiber; mit finsterem Blick und ohne Gruß eilte er an den Fremden vorüber: „Beeilt euch, ehrwürdiger Herr, die Luft ist rein, die Räuber sind abgezogen."

Die Weiber regten sich in froher Geschäftigkeit um die

Kinder und die geflüchtete Habe. Der Pfarrer aber ließ sich in seiner Pflicht nicht beirren und verkündete: „Demnach lege ich an das Herz, zu einem kindlichen sowohl Dank- als Freudenliede für unsere Rettung aus Todesgefahr zusammenzutreten." Doch bevor das Danklied angestimmt wurde, sah er unzufrieden in die Runde und frug: „wo sind die Nachbarn, wo sind eure Männer?" — Niemand antwortete, endlich kam aus einer Frauenkehle: „sie halten Wache." — „Sie sind über der Theilung," verrieth unbesonnen eine Andere.

„Wenn sie Speise und Trank zu vertheilen haben, so mahne ich, daß sie auch ihren alten Pfarrer nicht vergessen." Und der arme Herr begann mit zitternder Stimme das Lied.

Regine neigte sich über die gefalteten Hände und ihre Andacht war wohl die wärmste, denn die Dorffrauen kamen zögernd herzu und der Schreiber drehte unruhig an seinem Hute, Bernhard aber blickte seitwärts auf die Jungfer Judith, welche geräuschlos eingetreten war und die Augen dem goldenen Licht des Morgens zuwandte.

Die Geflüchteten drängten aus dem Gehege, Weiber und Kinder liefen, mit Bündeln beladen, in unruhiger Erwartung den Thalweg hinab und die bewaffneten Männer, welche voranzogen, hatten Mühe die Aufgeregten zurückzuhalten. Bernhard bot, der erhaltenen Warnung eingedenk, dem alten Pfarrer den Sitz auf seinem Pferde an, und da dieser sich bescheiden gegen die Erhöhung sträubte, so schritt auch er die Pferde führend zu Fuß an seiner Seite, ein wenig beruhigt durch die Zuversicht seines Gefährten Gottlieb, der mit den Bauern Bekanntschaft gemacht hatte und wohlwollend aus seinem Tabaksbeutel für ihre Holzpfeifen mittheilte. „Die Hunde haben außer Montur und Geld der kaiserlichen Reiter auch einige Pferde gebeutet und im Walde versteckt," raunte er Bernhard zu, „ihre jungen Burschen lauerten gestern Abend weiter unten auf unserem Wege, und wir könnten jetzt arkebusirt sein, wenn nicht die Jungfrau ein Einsehen gehabt hätte."

In der Nähe des Dorfes, wo sich von steiler Berglehne ein gewundener Pfad zur Straße zog, hielt die Gemeinde an. Die Landleute schrien und jauchzten, als sie aus dem dichten Tannengehölz Brummen und Gebrüll der Rinder hörten. Eine kleine Herde von Kühen und Jungvieh kam in lustigen Sprüngen herab, getrieben von Knaben des Dorfes; lauter als über die eigene Rettung freuten sich die Dorfleute darüber, daß ihre beste Habe im Waldversteck den Feinden entgangen war. Die Kinder liefen im Haufen den Thieren entgegen. Auch Judith rief: „Bleß“ und lockte eine stattliche Kuh, die stärkste der Herde. Das Thier leckte die Hand seiner Herrin und Bernhard, welcher jetzt in der Nähe ritt, hörte, daß die Jungfer sich mit ihr unterhielt wie mit einer Vertrauten. „Wie war euch die Nacht im Haidekraut, junge Frau? Habt ihr euch vor den Wölfen geängstigt?“ Und die Kuh brummte ihre Antwort und schritt bedächtig im Zuge nach dem Dorfe, als Judith ihr liebkosend die Hand zwischen die Hörner legte.

Im Thalgrunde lag das Dorf an beiden Seiten des Bergbaches, der weiß über die Steine schäumte. Zwischen den bewohnten Hütten von Tannenholz, welche die Zeit grau und braun gefärbt hatte, lag das Gebälk zertrümmerter Häuser, eingefallener Ställe und Scheuern.

„Die Räuber haben geplündert,“ rief der Schreiber und wies auf das zerschlagene Hofthor des nächsten Hauses. Da schlug die Freude plötzlich in Jammer um, die Leute fluchten und rannten auseinander nach ihren Hütten; dort fanden sie aufgeschlagene Truhen, zerbrochene Stühle und den Vorrath, der etwa noch in Scheuer und Keller gewesen war, verzehrt oder verwüstet, von dem Geflügel des Hofes nur die ausgerauften Federn. Die Fremden standen allein auf der Straße, nur der alte Pfarrer, welcher ihnen auf dem Wege ehrenhalber ein Obdach angeboten hatte, harrte noch eine Weile bei ihnen aus und sah trübselig nach dem Pfarrhofe, in welchen seine Magd vorausgelaufen war. Judith hielt mit ihrer Kuh und

der alten Frau, ihrer Dienerin, schweigend in der Nähe. Die Pfarrköchin kam mit gehobenen Armen zurückgerannt. „Alles zerschlagen, auch die Bibel zerrissen und beschmutzt.“ Einige Weiber liefen aus den nächsten Häusern und stimmten mit ihr Wechselklage an. „Nur das Haus der Jungfer Judith ist unversehrt,“ schrie die eine.

„Die Jungfer versteht die Kunst den Leuten die Augen zu verblenden,“ rief neidisch die Magd des Pfarrers.

Judith lächelte: „Das Haus liegt abseit im Schatten des Berges und die Nacht war finster.“ Sie trat zu Regine. „Ist es euch genehm, so kommt mit mir.“

Die Reisenden folgten dem Mädchen auf einem schmalen Stege über den Bach und durch den Wiesenrand dahinter. Auch dies Haus, in eine Krümmung der Bergwand eingebaut, war aus Holzbohlen gefügt, aber ein Oberstock sprang mit seinen kleinen Fenstern über den unteren hervor, und ein starker Holzzaun umschloß das kleine Gehöft. Judith holte einen großen Schlüssel aus ihrer Ledertasche und öffnete die Zaunthür, dann wies sie auf ein wüstes Haus, das in der Nähe stand. „Dort mögen die Herren sich und die Pferde unterbringen, denn hier fehlt es an Gelaß, doch die Ladung der Pferde rathe ich bei uns Frauen zu bergen, auch die Herren selbst müssen zu uns in die Küche kommen, denn dort drüben ist Alles ausgeleert.“

Sie zog Regine an der Hand in das Haus, während Gottlieb mit dem Knaben die Pferde entlastete und unter Vortritt der alten Ursula nach dem Nachbarhause führte. Als Bernhard die Stufen hinaufstieg, stand die Jungfrau im Hausflur und wies mit der Hand auf die Schwelle. „Setzt euren Fuß das erstemal nicht auf den Stein,“ sprach sie traurig, „damit euer Eintritt euch nicht Unheil bereite.“ Aber als sie mit den Geschwistern in der Stube stand, grüßte sie fröhlicher: „Seid willkommen! Es ist Alles unverändert. Die Katze hat gut Haus gehalten,“ sprach sie rühmend, als eine große schwarze Katze vom Ofen vor ihre Füße sprang und schmeichelnd ihr

Fell am Gewande rieb. „Es ist auch Mehl vorhanden und Milch im Keller und wenn die Jungfer mit ihren Begleitern fürlieb nehmen will, so wird sie hier nicht schlechter daran sein als irgendwo im Dorfe."

Die Geschwister sahen sich neugierig in der Stube um. Es war ein wohnlicher Raum mit dem Hausgeräth einer stattlichen Bauernwirthschaft, ein Tisch, Holzstühle, die Ofenbank, das Spinnrad, die buntbemalte Truhe, Alles sauber und behaglich, um die Fenster sogar Vorhänge von Leinwand mit gesticktem Saume, an den Wänden aber mehre Holzfächer, auf denen außer dem Geschirr viele große und kleine Flaschen und andere Gefäße von seltsamer Form standen, dazwischen Kräuterbündel und große Bücher. „Wundert euch nicht über die Apotheke an meinen Wänden," sagte Judith, „ich bin bei Krankheiten ein Beirath und Medicus in den Walddörfern noch von meinem seligen Vater her, der aus der Heimat große Kräuterkunde mitbrachte und wegen seiner Heilkunst berühmt war." Und wieder trat sie zu Regine: „Gern möchte ich mit euch an der Wunde des Herrn Bruders meinen guten Willen erweisen, denn ich kann euch einen Balsam geben, der oft wundergleich geholfen hat." Regine sah den Bruder fragend an und wunderte sich, als dieser ohne jede höfliche Rede und Entschuldigung sogleich seinen Arm darbot.

Die Frauen waren beide eifrig bei dem guten Werke und als dasselbe vollbracht war, dachte auch Regine, daß die Fremde von freundlichem Herzen sei, und sagte, die sichere Gewandtheit bewundernd: „ihr seid meine Meisterin." „Der Schaden ist größer als der Herr meint," mahnte Judith ernsthaft, „und hätte ich Gewalt über euch, so würde ich euch zwingen einige Wochen still zu rasten."

„Wenn ihr es gestattet, spreche ich wieder vor," antwortete Bernhard, „denn mein Herz ist voll Dankes; ich weiß jetzt, Jungfer, daß Schwester Regine und ich durch euch in dieser Nacht einer Lebensgefahr enthoben wurden."

„Es ist gefügt worden, daß ich mit euch zusammentreffen sollte,“ entgegnete Judith, „beide haben wir's nicht gewußt und nicht gewollt.“ Und mit verändertem Tone setzte sie hinzu: „jetzt aber sorgen wir nicht um Vergangenes, nur um das Nächste, daß wir euch Herren die Tageskost bereiten. Vertraut mir die Jungfer Schwester an und kommt bei guter Zeit mit eurem Gefährten zu Gaste bei der Armuth. Die Jungfer Regine aber bitte ich sich's bequem zu machen und wenn es ihr recht ist, weise ich ihr auch den Keller, die Küche und ein Stübchen, wo sie sich ausruhen kann.“

Gottlieb saß in der verfallenen Hütte und schraubte zufrieden an seinem Carabiner. „Dies ist das beste Quartier, das wir seit lange gehabt haben,“ lobte er gegen den eintretenden Kameraden, „der Regen könnte durchlaufen und als Hausgenossen spüre ich nur Mäuse und Sperlinge, aber die Nachbarschaft ist günstig. Es sind kluge Frauen, und die junge ist in ihrer Art eine Prachtjungfer. Und was das Hauptsächliche ist, wir sind hier angenehm und gern gesehen. Seit vielen Jahren ist mir dergleichen nicht vorgekommen. Die Alte hat Heu geschafft und sie sprach sogar Etwas von einem Säcklein Hafer. Ich sage dir, dies ist ein gesegnetes Land, vivat Ernestus! Vermögen wir noch die Thür zu schließen, so sind wir hier in Abrahams Schoß.“

„Wie magst du dich hier ins Quartier legen? sind die Pferde gefüttert und die Wege geöffnet, so reiten wir zum Herzoge.“

Aber dieser Vorschlag fand wenig guten Willen. „Laß dir sagen, Bruder,“ begann Gottlieb die Asche seiner Pfeife ausklopfend, „daß ich in der Stadt Gotha mehr Kundschaft habe, als mir lieb ist. Und um dir Alles zu vertrauen, ein Weib von mir haust an diesem Orte und deshalb ist er mir verleidet.“

„Das hast du mir nie bekannt,“ versetzte der erstaunte Bernhard.

„Ich war nicht stolz auf mein Gespons. Sie war zu ihrer Zeit eines Schlossermeisters Witwe, nicht mehr jung, aber die Nahrung war leidlich. Sie rieth mir, da ich als Altgeselle bei ihr arbeitete, ich würde mich gut stehen, wenn ich sie heiratete. Jedoch sie erwies sich als Hausdrache; ich versuchte es mit Leder und mit Holz, aber Nichts wollte helfen, und da ich das Eisen bei ihr nicht anwenden konnte, so nahm ich holländischen Abschied, weil ich dachte, daß ich mit dem Kriegsteufel eher auskommen würde, als mit dem Eheteufel."

„Wie?" lachte Bernhard, „du Eisenbeißer fürchtest dich vor einem Weibe? War sie älter als du, so kann sie längst dahin sein."

„Du sprichst leichtsinnig, weil du sie nicht kennst," antwortete Gottlieb bekümmert. „Ihre Rachsucht ist terribel und ich habe heut von der Alten erfahren, daß sie noch in diesem Jammerthal verweilt und scharf nach mir aussieht, denn sie ist in der Bruderschaft der alten Weiber wohl bekannt. Und kurz! mir wäre lieb, wenn du unsere Sache mit dem Herzog allein ausmachen könntest, sintemal ich außerdem sein Landeskind bin und nicht gern auf seine Fragen antworten möchte. Der Weg zu unseren Abgesandten führt dich doch über dies Dorf zurück."

Die Alte lud zur Mahlzeit, sie forderte auch den bereitwilligen Pieps in die Küche und als Gottlieb vertraulich einwendete: „aber Mutter, die Pferde im leeren Hause," da tröstete die Magd: „ich bleibe derweilen hier und bin euch gut, daß die Dorfleute mir nichts wegnehmen." — Gottlieb sah sie schlau an und auch die Alte lachte. „Furcht ist allemal gut, selbst wenn es nicht Furcht des Herrn ist; auch ein alter Kriegsmann versteht sich mit dem Schwarzen auf gutem Fuß zu erhalten." Die Männer fanden in Judith's Stube den Tisch gedeckt, Regine kam dem eintretenden Bruder in einer Dorfhaube mit der Schürze entgegen und half geschäftig wie ein Kind des Hauses die einfache Kost herzutragen. Ju=

dith aber sprach das kurze Tischgebet und lud zum Sitzen ein, wie Bernhard meinte, mit dem Anstand einer Königin. Er sah sich während des Essens vergnügt um. „Wo sind die Reisebegleiter unserer Jungfer Wirthin? ich sehe die Amseln nicht."

„Sie sind in der Stube nicht säuberlich," entschuldigte das Mädchen, „und flattern hier nebenbei in der Kammer; dort können sie durch ein Guckloch ins Freie, so oft sie wollen. Sie haben mir manchmal Sorge gemacht, als der selige Vater hier mehre Jahre die Stelle des Pfarrers versah; denn der frühere war in der Kriegsnoth gestorben und der jetzige noch nicht hergeschickt; damals fehlte auch der Küster und ich mußte als Gehilfin des Vaters alle Kirchenämter versehen, ich zog die Glocke, bekleidete den Altar und sang der Gemeinde vor; es waren nur Wenige, welche außer uns im Dorfe beharrten. Da wollten sich meine kleinen Gesellen nicht zu Hause verhalten und sie flogen mir durch ein zerschlagenes Fenster in die Kirche nach, rannten um den Altar und behandelten den Taufstein ärgerlich und unchristlich. Es kam vor, daß der Vater nur gepredigt hat vor zwei alten Frauen, vor mir und den Amseln und einmal pfiff das Männchen mitten im Vaterunser über der Kanzel sein Lied. Auch sie halten Gottesdienst auf ihre Weise, so gut sie es verstehen."

Die stille Freude machte ihr Antlitz so schön, daß Bernhard sie mit unverhohlener Bewunderung betrachtete. „Zürnt nicht der dreisten Frage, wie konntet ihr dies einsame Leben unter dem wilden Volk ertragen?"

„Ja, es ist einsam hier," antwortete Judith mit trübem Blick. „Die liebe Sonne kommt auch im Sommer spät und scheidet früh; im Winter sperrt der Schnee zuweilen die Pforte und ich bin mit meinen Gedanken allein, mit der alten Ursel und mit den Hausthieren. Dann schwatzt und erzählt Jedes in seiner Weise. Doch fehlt es mir niemals an Zuspruch von Armen und Kranken, welche um Rath fragen, auch werde ich

oft nach auswärts geladen, und draußen am Rand des Waldes leben auf den adeligen Gütern einige Frauen, wenn sie nicht gerade in die Stadt geflüchtet sind, welche es gut zu mir meinen; dort helfe ich in den Nothzeiten bei der Pflege."

„Schrecklicher noch als die Einsamkeit ist die Gefahr unter dem Landvolk und dem Raubgesindel, welches umherstreift," bedauerte Regine.

„Ich bin daran gewöhnt, auch ist mir die alte Ursel ein guter Schutz, sie ist klug und weiß mit den Leuten fertig zu werden."

„Dennoch wundert mich," fuhr Regine fort, „daß ihr euch nicht in die Stadt gerettet habt."

„Mir gefiel nicht zu dienen," entgegnete die Jungfrau mit gehobenem Haupt; „hier habe ich ein Heimwesen, das mir der liebe Vater hinterlassen hat. Soll ich mich unter fremdem Dach um Gunst und Gabe mühen?"

Bernhard stimmte warm zu. „Auch wir, Schwester Regine und ich, sind freundlos in der Welt und uns ist es nicht so gut geworden, daß wir ein eigenes Obdach haben. Darum, werthe Jungfer," fuhr er bittend fort, „gibt mir eure bewiesene Freundlichkeit den Muth ein Gesuch an euch zu richten, daß ihr meine Schwester länger als heut bei euch leidet, bis ich für sie gefunden, was wir begehren; auch mein Geselle wünscht als Salva Guardia im Dorfe zu bleiben, bis das Geschäft in Gotha vollendet ist."

Und Regina hörte wieder mit Verwunderung, daß Judith feierlich antwortete: „Ihr habt ein Recht darauf, daß das Haus meines Vaters eurer Schwester ein Obdach werde, solange ihr es begehrt."

4.

Herzog Ernestus.

Ein Bauer schlug heftig an die Pforte und rief in den Hof: „Der Herzog ist im Dorfe; er fordert die fremden Männer."

Bernhard eilte hinaus, zögernd folgte sein Begleiter. Auf dem freien Platze am Gemeindehause hielten Bewaffnete, Jäger und Trabanten, in ihrer Mitte der Herzog, welcher die Berichte des Schreibers und des Pfarrers anhörte. Er nickte ein wenig auf den ehrfurchtsvollen Gruß Bernhards und beobachtete ihn, während er zu den Dorfleuten sprach, prüfend aus der Ferne. Er war ein hagerer Herr, den Jahren nach nicht alt, aber mit gefurchtem Antlitz und einem Zug von Trauer um den Mund, so daß man ihm ansah, er hatte Schweres erlebt. Endlich ritt der Jägermeister auf die Fremden zu und frug von oben herab: „Ihr seid zur Nacht über den Wald gekommen; habt ihr Etwas von den fremden Räubern gesehen?" — „Nur eine Rauchsäule in der Ferne und ein leeres Dorf." „Ihr habt vorgegeben, einen Auftrag an herzogliche Gnaden zu haben. Wer seid ihr?" Bernhard griff in das Wamms: „Hier ist unser Creditiv, welches ich dem Herrn Herzog in eigene Hand zu übergeben bitte."

Der Jägermeister reichte das Schreiben dem Herzog; dieser las lange darin und sah wieder erstaunt auf die Abgesandten, endlich barg er das Papier in seiner eigenen Tasche, winkte Bernhard heran und gebot, daß die Umstehenden zurücktraten.

„Ich kenne Niemanden von denen, welche euch sandten,“ sagte er und Mißtrauen klang aus der Rede. „Was sucht der Herr Rittmeister König, wenn ihr der seid, bei mir?“

„In einer importanten Sache erbitte ich ehrerbietig bei Eurer herzoglichen Gnade Audienz.“

„Ihr habt einen Begleiter? Ist das jener Mann? — Und wie der Pfarrer berichtet, führt ihr auch ein Weib mit euch.“

„Meine Schwester,“ antwortete Bernhard, „sie hat in jenem Hause ein Obdach gefunden.“

Wieder musterte der Herzog das Aussehen des Fremden. Die mannhafte Haltung mochte ihm gefallen, denn er schloß freundlicher: „Ihr traft es ungünstig mit eurer Ankunft. Der Beamte hat euch als Soldaten erkannt und behauptet, daß die Plünderer zu eurem Volke gehören. Ich hoffe er war im Irrthum. Ein Trabant, den ich zurücklasse, soll euch morgen in der Frühe nach Gotha geleiten.“ Er winkte den Abschied und hörte wieder auf die Klagen der Dorfleute.

Am nächsten Morgen ritt Bernhard mit dem Reiter des Herzogs der Stadt zu. Der Führer schaffte ihm Einlaß bei der Wache, und hielt nahe am Thor vor einer Herberge: „Da ihr von der schwedischen Salva Guardia, welche in der Stadt liegt, nicht beachtet werden wollt, so stellt euer Pferd hier ein, und folgt mir zu Fuß nach dem Schlosse.“ Er wies die Richtung und ritt davon. Bernhard schritt durch enge Gassen nach dem Markte, er fand die Straßen voll von geschäftigen Menschen, die den Fremdling neugierig und forschend ansahen, viele unter ihnen in mangelhafter Bekleidung mit bleichen und vergrämten Gesichtern. Auch die Häuser waren mit Einliegern überfüllt, noch in den Dachluken guckten Kinderköpfe und hing die Wäsche armer Leute. Aus den engen Höfen hörte er Gebrüll der Rinder und neben den Hunden liefen grunzende Schweine vor den Hausthüren. Denn viele Landleute waren nach der Stadt geflüchtet und hausten mit ihrem

Vieh gedrängt in jämmerlichen Wohnungen. Vor wenig Jahren hatte überdies eine große Feuersbrunst den Ort verwüstet, nur die Hälfte der Häuser war aufgebaut, auf vielen Brandstätten standen zwischen verkohlten Balken ärmliche Holzhütten. Auch der Marktplatz war mit Breterbuden und Leinwandzelten besetzt, an welchen armselige Frauen wuschen und kochten und halbnackte Kinder auf den Steinen spielten, dazwischen standen Rüsthölzer, geschichtete Ziegel und Kalkbühnen, Wagen mit Bauholz und Lehm. Ueberall belästigte Straßenschmutz, Geschrei und Zanken der Menschen, und Bernhard dachte mit Sorge, wie die Schwester in der wüsten und gefüllten Stadt ein Unterkommen finden werde. Ueber der Stadt aber erhob sich auf steiler Höhe ein gewaltiger Ziegelbau, das neue Schloß des Herzogs. Auch dort vernahm man das Geräusch der Bauarbeit, Hiebe der Aexte und laute Zurufe an eine lange Reihe geschirrter Pferde, welche die Dachbalken mit starken Seilen hoch hinaufhoben. Es war überall wenig zu sehen, was das Auge erfreute, aber aus dem Wirrwarr, der Noth und Drangsal erkannte man doch schaffende Kraft. In den Werkstätten schnitten und pochten die Handwerker, an vielen Fenstern boten sich ausgestellte Waaren, in den Kaufläden standen die Kunden, auch die Schenken waren gefüllt.

Bernhard stieg den steilen Schloßberg hinauf und wurde von dem Trabanten, der ihn am Thor erwartete, eilfertig zu den Gemächern des Herzogs geführt. Ein Kammerjunker öffnete die Thür des Arbeitszimmers und Bernhard stand dem Herzog allein gegenüber. Dieser hielt das Creditiv in der Hand. „Ihr seid also Bernhard König?"

„Rittmeister der Leibcompagnie von Alt-Rosen, deren Standarte ich sonst trug."

„Wir lasen in den Avisen, wahrlich mit Bedauern, von einem Aufstand der weimarischen Völker, und wie ich sehe, sind es fahnenflüchtige Empörer, welche euch zu mir deputirt haben."

„Die Regimenter, welche mich gesandt haben, führen die alten Cornete und Fahnen, die sie zum großen Theil durch Ew. Gnaden Bruder empfangen haben, von dem wortbrüchigen Franzosen hinweg. Und weil sie das Andenken an den deutschen Kriegshelden Herzog Bernhard mit getreuen Herzen bewahren, stehe ich jetzt vor dem Angesicht seines erlauchten Bruders."

„Ihr sprecht hohe Worte," antwortete der Herzog, „sie rechtfertigen das unerhörte Unterfangen nicht."

„Eurer herzoglichen Gnade ist bewußt," fuhr der Abgeordnete fort, „wie nach Herzog Bernhards Tode die Obersten des führerlosen Heeres mit der Krone Frankreichs pactirten. Von Allem aber, was damals beschworen wurde, hat der Franzos uns Nichts gehalten; seit vollends Graf Turenne als unser Feldhauptmann aus Frankreich geschickt wurde, hat man uns über alle Gewohnheit den Sold vorenthalten, so daß der Hunger Troß und Pferde im ausgesogenen Lande fraß; in die Commandostellen drängten sich Franzosen, vornehme Gecken mit Affengeberden, prahlerisch und hochmüthig, welche unsere Sprache nicht verstanden und sich damit berühmten, daß sie die deutsche Art verachteten. Unwillig trug der Soldat durch Jahre die fremde Dienstbarkeit. Als aber der Marschall sich rüstete, uns vom Elsaß aus in fremde Länder zu führen, klagten Officiere und Gemeine über den Bruch des Vertrages, sie verweigerten den Marsch und weil der Franzose uns mit seiner Gewalt bedrohte, forderte sich das Heer unsern Generallieutenant Rosen zum Führer und zog aus dem Elsaß bei Straßburg über den Rhein zurück; Turenne aber setzte den Rosen hinterlistig gefangen, während dieser in guter Meinung zwischen dem Heere und dem Marschall vermittelte. Da kehrten die Regimenter dem treulosen Franzosen den Rücken und wandten sich nach dem Schwabenland. Turenne kam nachgerückt und gewann durch listige Versprechungen unsere Obersten und Officiere, die auf sein Veranstalten, getrennt von ihren Soldaten, in städtische Quartiere gelegt waren. Die uns

führen sollten, dieselben, welche den Widerstand gegen die Franzosen genährt hatten, verriethen unsere Sache. Doch die gemeinen Soldaten traten zusammen, und weil sie herrenlos und verkauft zwischen Feinden standen, wählten sie aus den alten Reitern sich selbst ihre Befehlshaber und schworen einander bei den Feldzeichen zu, als redliche Deutsche Blut und Leben mit einander daran zu setzen, nimmermehr aber dem falschen Franzosen zu gehorchen."

Der Herzog murmelte: „Die Welt verkehrt sich! Die Herren sind Diener des Erbfeindes, und der verlorene Haufe handelt von der Ehre des deutschen Namens."

„Vom Neckar zogen wir dem Main zu in fester Ordnung, doch noch immer kam uns der Franzose nach, bat und drohte; wir aber ließen ihm sagen: das Tuch sei zerschnitten zwischen ihm und uns. Nahe dem Main ersah er seinen Vortheil; als ein Hohlweg unsere Völker theilte, griff er die Nachhut an, wir aber schlugen ihn zurück," fuhr der Bote mit leuchtenden Augen fort, „und der arge Mann entwich nach Frankreich."

„Ihr warft den Turenne zurück?" frug der Herzog ungläubig, „uns wurde geschrieben, daß der Hauptheil der Weimarischen bei ihm geblieben sei und nur schlechtes Volk entwichen."

Unwillig rief der Bote: „eine Lüge war's. Ich verberge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß unser tapferes Heer zerrissen ist. Vier berittene Regimenter, die gesondert lagen, hielt er am Rheine von uns ab. Jedoch die Stärke blieb vereint. Es sind die acht Reiterregimenter Alt-Rosen, Mazarin, Fleckenstein, Wittgenstein, Ohme, Rußwurm, Taupadel, Schütze; dazu die Hälfte von Rosen-Dragoner und die letzte übrige Compagnie des alten gelben Regiments, das König Gustav Adolf selbst geführt."

„Ihr nennt wohlberühmte Feldzeichen," rief der Herzog erstaunt.

„Diese sind es, die mich zu Ew. herzoglichen Gnaden gesandt haben. Auch unsere Reihen sind gelichtet; Mancher wurde weggelockt, dem der Muth versagte vor der unsicheren Zukunft, denn heimliche Boten kamen täglich von den Officieren mit hohen Versprechungen. Den Schlechten aber mißfiel die strenge Kriegszucht, welche wir halten. Sie hatten auf Räuberleben gehofft und wenn wir einen Lump arquebusirten oder an die Bäume hingen, so verschwanden seine Genossen in der nächsten Nacht; ich denke, diese vergingen im elenden Krieg mit den Bauern, bevor sie ihrer Freiheit froh wurden."

„Dennoch seid ihr nicht besser daran," entgegnete der Herzog, „jeder ehrliche Befehlshaber wird sich gegen euch rüsten, denn ganz unleidlich ist solcher Abfall und ein bedrohliches Exempel für alle Kriegsherrlichkeit."

„Wir fürchten keine Gewalt," antwortete Bernhard, „und haben noch wenig von fremdem Haß gemerkt; dagegen kann ich Ew. herzoglichen Gnaden nach Wahrheit versichern, daß wir bis jetzt nur Gunst genossen, denn wie zu einer reichen Braut, so ritten bei uns die Freiwerber ein: Kaiserliche, Hessen und Schweden. Wir haben die Wahl zwischen großen Potentaten und wir meinen, daß uns Jeder mehr verspricht, als er halten wird."

„Und wollt ihr euch vermessen im Kriege zu bestehen gegen Alle und gleich wilden Wölfen durch die Länder zu trotten, damit euch Jedermann erschlage?" frug der Herzog.

„Wir suchen einen Landesherrn, der unseres Stammes und Glaubens ist, damit wir ihm als redliche Soldaten gehorchen, und darum, Herr Herzog, stehe ich hier, denn wir suchen Euch."

Der Herzog trat zurück, und der Abgesandte fuhr fort. „Diese Botschaft senden Euch die alten Reiter Herzog Bernhards: Als der beste erscheint Ihr uns von den Brüdern unseres ruhmreichen seligen Herrn. Mancher unter uns hat

seinen ersten Kriegsdienst zugleich mit Euch gethan, da Ihr als Oberst in unserem Heere gebotet. Euch rühmt die allgemeine Sage als gottesfürchtig und gerecht, als einen Fürsten, der das Wohl seiner Angehörigen nie vergißt und der zwischen harten und eigennützigen Gebietern den Vortheil des deutschen Landes höher achtet als den eigenen Nutzen. Auch ist uns wohl bewußt, daß unser theurer Herzog Bernhard, Euer Bruder, in seinem Testamente Euch zum Erben seines ganzen Heeres gesetzt hat. Und seine Regimenter, welche der Krieg noch nicht getilgt, denken jetzt daran, daß sie als Erbtheil Euch zugehören. Darum erbieten wir, die Ihr verlorene Kinder des deutschen Landes nanntet, uns gegen Euch zu treuem Dienste, ob Ihr durch unsere Fäuste dazu helfen wollt, daß unser deutsches Land den ersehnten Frieden gewinne. Sind's auch acht Regimenter nur, zweitausend Mann in Reih' und Glied, die heute durch mich vor Euer Angesicht treten, ich darf es sagen, Herr Herzog, die Spreu ist von uns weggeflogen, ein Kernvolk ist's, das dreifache Uebermacht nicht fürchtet; und rühren wir in Eurem Namen die Trommel, so strömt in wenig Monden ein Herr zusammen, das Euch den Kaiserlichen und Schweden furchtbar macht."

„War ich ein Kriegsmann," entgegnete der Herzog in tiefem Ernst, „das Amt ist abgethan. Seit neunundzwanzig Jahren hat die Kriegsfurie Tod und Verderben in die Länder geführt; mein fürstliches Amt ist zu erhalten und zu retten, was noch am Leben ist, nicht neues Blutvergießen aufzuregen. Ich weigere euch, was ihr mit hoher Mahnung von mir verlangt, Denn wenn ich wagen wollte, was für mich ein frevelhaft Beginnen wäre, ich könnte mir aus dem zerstörten Lande vielleicht einen größeren Lappen zu meinem Fürstenmantel schneiden, aber ich würde neue Steine legen in den Pfad, der jetzt zum goldenen Frieden für uns gebahnt wird. Und wenn ich für meinen und meines Hauses Vortheil nur um vier Wochen den Abschluß des theuren Friedenswerkes verzögern wollte,

so wäre es vor Gott und meinem Gewissen ein schweres Unrecht."

„Hoffen Ew. herzogliche Gnaden, daß der Frieden komme? Der müde Soldat glaubt nicht, daß er ihn erleben wird."

„Wir alle harren zwischen Furcht und Hoffnung," antwortete der Herzog. „Sind ohnedies die Schwierigkeiten zahlreich, die den Abschluß des Friedens verhindern, wie darf ich durch freches Unterfangen auch das umstürzen, was bereits in gutem Vertrauen beschlossen ist. Ein neues Heer schafft sich neuen Krieg, das solltet ihr wissen; denn der Soldat vermag nicht von Luft zu leben und nicht von Hoffnung auf den Frieden."

„Herzogliche Gnaden gestatte mir zu sagen: ein redlicher Herr, der seinen Feinden schreckhaft wird durch ein kriegshartes Heer, und auf den Vortheil Aller denkt, wäre wohl im Stande, die Fürsten der protestantischen Partei in einem Bündniß zu conjungiren, die Sachsen, Hessen, Braunschweiger, den Brandenburger, und solches Bündniß, wenn es auch nur Neutralität begehrt, würde den Kaiser und die Fremden zum Frieden zwingen."

„Die deutschen Fürsten conjungiren!" rief der Herzog, „ihr kennt die Staatsraison nicht, die Jeden verhindert dem Anderen zu trauen. Kann der gemeine Soldat in schwerer Stunde einmal den eigenen Vortheil vergessen, die großen Landherren können das nicht. — Wo habt ihr euer Heer verlassen und wohin geht euer Marsch?"

„Die Regimenter lagerten bei Neustadt, als ich von ihnen ritt. Sie wollten langsam heranziehen bis Wasungen."

„An meine Grenzen?" frug der Herzog, „und wie viel Köpfe zählt der Haufe?"

„Mit Reitern, Weibern, Buben und Kindern an achttausend Menschenhäupter, dazu dreitausend Pferde."

Der Herzog schritt heftig durch das Zimmer. „Achttausend Mäuler, dazu dreitausend Rationen, sie verzehren in

wenig Wochen mein ganzes Land. Ich weigere euch den Eintritt, soweit ich es vermag. Wollt ihr aber meinem fürstlichen Willen trotzen und euch in meinen Dörfern setzen, so werdet ihr selbst sehen, daß wenig darin zu holen ist. Bald wird der Hunger euch tilgen. In dem Nest der Grasmücke sitzt bereits ein Kukuk. Meine Unterthanen darben, weil wir den Schweden in Erfurt zu füttern haben."

„Sorgen herzogliche Gnaden nicht," antwortete Bernhard traurig, „wir meiden den Bezirk, welcher dem schwedischen Kriegsvolk contribuirt, und werden Euer Land nicht beschweren, wenn wir nicht dazu gezwungen werden."

Beide schwiegen still, bis Bernhard wieder begann: „In treuer Meinung und hohem Vertrauen sandte mich unser Volk einem Herrn, den alle Welt als klug und redlich rühmt. Ist Eure herzogliche Gnade außer Stande mich mit einer freundlichen Antwort zu entlassen? Viele unter uns waren der Hoffnung, daß dem Herzoge von Gotha, auch wenn er nicht heilsam befinden sollte, mit eigenem Kriegsheer ins Feld zu ziehen, doch eine wehrhafte Mannschaft willkommen sein könnte. Die Mehrzahl unserer Soldaten ist aus Thüringen und Sachsen, sie würde sich wohl zu der Bevölkerung des Landes schicken. Auf dem Wege hierher erfuhr ich, daß fremdes Kriegsvolk ungebändigt im Lande beutet, ich sah viele leere Höfe und wüste Aecker, gern würde der Soldat, wenn er nicht mehr zum Schutz des Heimatlandes gebraucht wird, mit Weib und Kind die leeren Höfe besetzen und einem huldvollen Herrn, der ihn seiner Dienste entläßt, als friedlicher Unterthan gehorchen."

Der Herzog trat zu dem Sprechenden: „Ihr führt die Sache eurer Kameraden, wie ich erkenne, mit Verstand, und ich will ehrlich auf euer Vertrauen antworten. Wenn ich euch mein Gebiet öffne und euch in meinen Dienst nehme, nur zum eigenen Schutz, so sind eurer zu viel und ich bin nicht reich genug, euch zu unterhalten, zumal ich euretwegen sogleich mit dem

Schweden in Händel käme. Wenn ich euch aber annehme mit dem Versprechen euch abzulohnen und statt des Soldes mit Wohnstätte und Land zu begaben, so würde euer wildes und hungriges Gesinde schnell darauf pochen und verlangen, daß ich sie bis zu nächster Ernte füttere und noch darüber hinaus, falls ihnen die ungewohnte Bauernarbeit nicht gedeiht. Darum muß ich auch diesem Wunsche widerstehen. Wollt ihr jenseit der Grenze mit eigener Faust das Tuch von den Standarten lösen, und wollen die entlassenen Soldaten mit Weib und Kind als friedliche Wanderer in mein Land ziehen, so will ich sie günstig aufnehmen und ihnen leicht machen, die leeren Höfe zu besetzen."

„Der Soldat fühlt in seinem Herzen, wie bitter und schwer die Zeit ist," antwortete Bernhard mit Zurückhaltung, „aber er weiß auch, daß er jetzt als ein Herr der Welt gebietet. Denn weil er nicht gequält und zertreten werden wollte, darum ist er der Fahne zugezogen. Solange er in friedlicher Arbeit keine Sicherheit findet, und solange im Herzogthum Gotha noch der Schwede und der kaiserliche Freibeuter herrisch über die Flur reiten, werden Ew. herzogliche Gnaden nicht verlangen, daß die Axt zum Holzblock werde, von dem die Fremden ihre Späne hauen."

„Wollt ihr so trotzig des Teufels Werke weiter üben," rief der Herzog unwillig, „so fahrt dahin auf dem Wege, den euch der Böse führt; ich versage mich euch." Da Bernhard gekränkt schwieg, fuhr der Herzog nach einer Weile ruhiger fort: „Meint ihr, daß ich das Elend meines wehrlosen Status weniger fühle als ihr? Keiner wird so gedemüthigt durch die Herrschaft der Fremden und durch den Raubsinn ihrer Befehlshaber, als der Fürst, der seinem Gott gelobt hat ein Vater des Landes zu sein. Glaubt mir, Fremdling, daß es meinem fürstlichen Blut bitter und sauer ankömmt, jedem wilden Räuber, der mit einem Heerhaufen über die Grenze bricht, zu zinsen und zu zahlen, und dazu noch groben Hohn

zu ertragen. Aber der Herr hat mir das christliche Amt anvertraut nicht zu zerstören, sondern zu erhalten, vor Allem aber meine eigenen Unterthanen, deren wenige geworden sind, aus Zuchtlosigkeit und Verderb wieder in die Ordnung zu zwingen, damit sie nicht wie Drohnen im Stocke leben, sondern wie nützliche Bienen. Andere Waffen führe ich als eure Reiterpistolen; ich weiß wohl, daß der Uebermuth dieser Welt sie verlacht und daß Viele mich einen Thoren schelten. Dennoch denke ich fest zu bleiben und mich gegen die blutige Faust des Krieges mit meinem Rüstzeug zu wehren. Wollt ihr dies Rüstzeug kennen lernen? ich will es euch weisen." — Er hob eine Handbibel in die Höhe, die auf seinem Tische lag. „Hier das Wort Gottes! Dies Geschlecht hat den Glauben verloren und ich schüttle sie täglich an den Ohren, damit sie wieder beten lernen. In weltlichen Dingen aber ist mein Werkzeug dies hier!" — Er wies auf einen Bogen Papier. „Auf solchen Bogen sende ich täglich meine Befehle und Ordnungen für jeden Stand, für jedes Amt und jeden Ort durch das Land. Meine verwilderten Unterthanen schnellen sie zuweilen in die Luft, sie sind säumig zu gehorchen und verlachen ihren Herrn als einen machtlosen Schreiber; aber sie gewöhnen sich doch daran Befehle zu empfangen, und da sie merken, daß der Nacken des Herzogs noch steifer ist als der ihre, so werden meine treuen Beamten allmählich ihrer Meister. Und endlich mein letzter Helfer ist dieses Geräth," — er wies durch das Fenster auf den Hof, wo eine Reihe Arbeiter mit Handkarren fuhr. „Der Radkarren ist es, durch den ich sie gewöhne an täglichen Fleiß und an den Dienst für mich, damit ich das ruchlose Herumlungern bändige. Es that bis jetzt ein Jeder, was er für sich selbst wollte, ich aber bin gewillt, ihn zu solcher Arbeit zu zwingen, welche Anderen frommt."

„Herzogliche Gnaden sprechen als Friedensfürst; aber noch rast der schädliche Krieg, welcher jederzeit in wenig Tagen

zerstören kann, was eines guten Landesherrn Fürsorge durch jahrelange Mühen gebessert hat, und ich erflehe Verzeihung, wenn ich daran erinnere. Ich halte hier ein Gewicht in der Hand, zweitausend der besten Soldaten, das biete ich Eurer Gnade, damit Dieselben es in Ihre Wagschale stellen; verschmäht der Herzog von Gotha dies Gewicht für sich zu verwenden, so faßt ein Anderer darnach. Vielleicht der Schwede. Herzogliche Gnaden mögen selbst ermessen, ob solcher Zuwachs, wenn er in die Schale eines Fremden fällt, für dieses Land Frieden oder Verlängerung des Krieges bedeutet. Von den Heeren, die im Felde liegen, zählt zur Zeit keines mehr als zehntausend wirkliche Soldaten; fallen zweitausend, welche dem Franzosen abgehen, jetzt dem Schweden zu, so kann wohl geschehen, daß dieser dadurch das stärkste Gewicht in deutschen Landen erhält und Meister des Spieles wird."

„Was ihr mir einwendet, Herr," entgegnete der Herzog, „das klingt wie eine Drohung; auch darauf will ich euch runde Antwort geben. Zu dem heiß ersehnten Frieden vermag ich nur zu helfen durch meine Gesandten an der Stätte, wo über den Frieden verhandelt wird, und durch Mahnung an befreundete Fürsten, daß sie zu hoch erhobene Prätention einschränken. Im Uebrigen habe ich mich und meine Unterthanen vertrauend in Gottes Hand gegeben, er allein ist jetzt der große Fürst, der unserem Elend helfen will und kann. Vertraut auch ihr, daß dieser Helfer die Herzen der Gewaltigen dem Frieden zuwende."

Da Bernhard, ohne zu antworten, der Entlassung harrte, fuhr der Herzog nach einer Weile in gütigem Tone fort: „Ich habe mit euch, der ihr mir fremd seid, verhandelt wie mit einem alten Bekannten. Denn wisset, wenn ich auch dem Antrag eurer Völker widerstehe, es ist mir doch genehm, daß sie wegen meines seligen Bruders und meines ehrlichen Namens in guter Meinung an mich gedacht haben. Auch ihr selbst, Herr Abgesandter, seid mir wohlgefällig, und ich habe solche

Rede, wie ihr zu mir gethan, nicht aus eurem Lager erwartet. Woher stammt ihr? Ich höre aus euren Worten, daß ihr ein Literatus seid, wie kamt ihr zu den weimarischen Völkern?"

„Mein seliger Vater zog als ein vermögender Kaufmann von Frankfurt nach Nürnberg, er starb in der Nothzeit, die unter König Gustav Adolf hereinbrach. Die Mutter erzog in Treue mich und eine junge Schwester, zu Straßburg habe ich das Jus studirt und gedachte in meiner Heimat Frankfurt durch Freunde und Gönner ein Amt zu erhalten, da gerieth ich mit einem vornehmen Lothringer in Zweikampf und entzog mich der Rache seiner Angehörigen unter der Standarte."

„Ihr führt die Schwester mit euch umher? der Troß des Heeres ist ein übler Aufenthalt für ein sittsames Frauenzimmer."

„Vor zwei Jahren starb die liebe Mutter, da kam mir aus Nürnberg ein Brief der Schwester zu; sie war dort ohne Anhang, und obgleich sie würdige Bekannte gefunden hatte, so sehnte sie sich doch hinweg und zu mir." Als Bernhard zögernd inne hielt, fuhr der Herzog mit neuem Antheil fort: „was ist es mit ihr? Der alte Pfarrer hat mir Wunderliches erzählt."

„Sie lebt in schwacher Gesundheit, gnädiger Herr, und vor Jahren ist eine Heimsuchung über die fromme Magd gekommen, daß sie im Schlafe zuweilen laut Gebete und allerlei gottselige Worte spricht. Die Geistlichkeit zu Nürnberg aber, welche durch unsere Mutter Kunde davon erhielt, achtete stark auf ihre Reden und wollte ein Wunder aus ihr machen. Das widerstand ihrer Sittsamkeit, denn verzeihen Ew. herzogliche Gnaden, wenn ich als Bruder sie rühme, sie ist bescheiden und ehrbar und dabei von nicht gemeinem Verstande. Aus den Winterquartieren wagte ich mich nach Nürnberg und nahm sie zu mir mit der Intention, ihr sobald als möglich an einem guten Ort bei redlichen Leuten ein Unterkommen

zu schaffen. Darum als ich hierher deputirt wurde, beschlossen wir zu versuchen, ob sie in der Stadt Gotha, wo das Evangelium geehrt wird, bleiben könnte. Die Kosten ihres Unterhaltes würden Niemandem zur Last fallen, denn sie ist von unseren Eltern her trotz der Kriegszeit nicht ganz ohne Vermögen. Jetzt haben herzogliche Gnaden selbst mir den Muth gegeben, zu flehen, daß ihr verstattet werde, hier in ehrbarem Haushalt unter hohem landesherrlichem Schutz zu weilen, bis ich weiter für sie zu sorgen vermag."

„Hat sie den christlichen Sinn, welchen ihr rühmt," antwortete der Herzog gütig, „so soll sie auch die Sicherheit genießen, welche die Mauern meiner Residenz bieten können. Habt ihr sie zur Stadt geführt?"

„Ich ließ sie im Dorfe zurück unter dem Schutz meines Gefährten im Hause der Jungfer Möring. Sie ist gut bei der Jungfer aufgehoben, aber die Gegend ist unsicher. Doch hoffe ich, sie wird von dort aus besser als ich Kundschaft in der Stadt gewinnen. Denn ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich nach dem hier erhaltenen Bescheide genöthigt bin mit erwählten Deputirten der Regimenter, welche in Wasungen meiner Antwort harren, zum Schweden nach Erfurt zu reiten, und ich wage deshalb noch die Bitte, meinen Gefährten den Zug durch das Gothaische gnädigst zu verstatten."

„Wie viel sind eurer?" frug der Herzog mit erwachender Unruhe.

„Dreißig Pferde. Ich bürge dafür, daß wir weder mit Kost noch mit Quartier die Einwohner beschweren."

„In diesem Fall habe ich Nichts dawider. Meldet euch bei dem schwedischen Officier, welcher als Salva Guardia unten auf dem Markte einliegt. Wenn ihr zu dem Schweden reiten müßt, so wird euch selbst daran gelegen sein, daß eure Sendung an mich nicht ruchbar werde. Führt euch euer Weg wieder in mein Land, so laßt euch vor mir sehen; ich freue mich,. daß ich meine Wohlmeinung auch eurer Schwester er-

weisen kann.“ Er neigte sich gegen den Gesandten zu gnädigem Abschied.

Als der Herzog allein war, pfiff er auf einer silbernen Pfeife, die er am Halse trug, und befahl dem eintretenden Diener, sogleich den Licentiatus Hermann zu holen, welcher die Aufsicht über den sechsjährigen Prinzen hatte und außerdem von dem Herrn als vertrauter Sekretär gebraucht wurde. „Ihr wart längere Zeit in Nürnberg? Habt ihr allda von einer Jungfer Regina Königin Etwas vernommen, Gutes oder Schlimmes?“

„Gewiß habe ich,“ antwortete der Licentiat. „Der hochwürdige Propst, mein verehrter Gönner, der mich meinem gnädigsten Landesherrn empfahl, hat selbst ein Scriptum über sie aufgesetzt. Die Jungfer wurde als eine gottselige Bekennerin gerühmt, welcher nach Meinung Einiger die Gabe der Prophezeiung verliehen war. Mir ist vergönnt worden, den Aufsatz abzuschreiben und werde ich denselben herzoglicher Gnaden unterbreiten können.“

„Holt ihn zur Stelle,“ gebot der Herzog eifrig, „schreibt der Vorsicht halber nach Nürnberg und sorgt, daß der Brief mit dem nächsten Expreßboten ablaufe, damit man erfährt, wie die Jungfer von Nürnberg geschieden ist und was es mit ihrem Bruder für Bewandtniß hat.“

Als Pieps allein war und die Pferde besorgt hatte, steckte er die Daumen in seinen Gürtel und stellte sich vor dem Hausknecht auf, welcher verwundert das weltmännische Benehmen des Kleinen betrachtete und noch mehr erstaunte, als dieser in einem Gespräch genaue Kenntniß der Stallgebräuche offenbarte, indem er frug, wo hinaus Erfurt liege und Anderes, was einem Reiterjungen am Herzen lag. Da Pieps Zutrauen zu dem Knechte gewann, empfahl er ihm die Pferde, stolzierte auf die Gasse und betrachtete in seiner Weise die Stadt. Er widerstand der Versuchung aus dem Fleischladen,

in welchem viel Lockendes offen dalag, sein Frühstück zu beuten, verschmähte aber nicht, die Bekanntschaft eines Straßenjungen zu machen, und ließ sich von diesem das Haus der Schmiedin Stange zeigen. Als er in dem offenen Hausflur eine hagere Frau von unzweifelhaftem Alter am Waschtrog beschäftigt sah, trat er auf die Schwelle und begann: „Seid ihr mit einem Herrn Oberst Stange verwandt, der am Rheinstrom bei den weimarischen Völkern wegen seiner Bravour sehr gefürchtet ist? Man sagt, daß er aus Thüringen stammt.“ — Die Frau starrte auf den Knaben, der fremdländisch sprach und stattlich gekleidet war.

„Seid ihr nicht mit ihm verwandt, so schadet's auch nicht, adjes!“ fuhr Pieps fort und wandte sich zum Abgehen. Die Frau trat auf ihn zu, packte ihn schnell beim Kragen, riß ihn in die Stube und schnappte die Thür zu. Der Bube ließ sich die Gewaltthat ohne Widerstand gefallen, setzte sich nieder und antwortete auf die heftigen Anklagen und Fragen der Verlassenen bereitwillig, aber nicht wahrhaft, während seine Augen scharf in alle Ecken spähten.

„Der Genannte hat große Beute gemacht, und man sagt, er will nächstens heimkehren, habt ihr Etwas an ihn zu bestellen? Ich habe keine Zeit, denn ich will frühstücken.“

Unter harten Beschwerden über ihren einsamen Stand schloß die Frau den Brotschrank auf.

„Käse nehme ich nicht,“ sagte Pieps und sah genau in den Schrank, „denn ich bin Page eines vornehmen Officiers und esse nur Wurst.“ Aber so hohen Genuß vermochte ihm die Schmiedin nicht zu bieten und er ließ sich endlich zu Geringerem herab. Als er sein Botenbrot verzehrt hatte, entzog er sich weiteren Zumuthungen seiner aufgeregten Wirthin, indem er behend einen Stuhl bestieg, das Schiebefenster öffnete und auf die Straße sprang. Die Frau fuhr ihm an das Fenster nach, er aber zog einen kleinen Beutel aus der Tasche, warf ihn in die Stube und rief stolz: „Nehmt die Bezahlung für

das Frühstück." Darauf wandte er sich mit der Sicherheit eines Straßenläufers der Herberge zu und erwartete den Rittmeister.

In gestrecktem Trab kehrte Bernhard nach dem Walddorfe zurück. Er hielt an, um die Lerchen in der Luft zu hören, und rief dem Hasen, der neben ihm aufsprang, einen Jägerruf nach. Das Herz war ihm leicht und der große Auftrag, der ihm bis dahin im Sinn gelegen, beschäftigte ihn wenig. Bevor ich über die Berge kam, dachte er bei sich, stand mir der Muth mehr nach der schnellen Reiterei bei dem Schweden als nach dem Trabantendienst eines kleinen Hofes, jetzt aber fühle ich ein Vertrauen zu dem Herzog und ich denke, er wäre der Landesherr, unter dem ich gern im Frieden hausen würde. — Er kam beim Ritterhofe eines Dorfes vorbei, an der Brücke des Grabens stand der bewaffnete Hofherr, welcher soeben von auswärts heimgekehrt war, und begrüßte sein Weib, das mit dem Sohne an der Hand aus dem Hofe entgegen trat. Bernhard sah, wie der Mann das Weib küßte und den Knaben zu sich heraufzog, und als er selbst freundlich grüßend vorbeiritt und verwunderten Gegengruß erhielt, da lachte er und ihm fiel ein, daß auch er ein solcher Gutsherr werden könne durch redlich gewonnenes Beutegeld und durch die Hinterlassenschaft seiner lieben Eltern. Er sah sich als Herrn im steinernen Hause, die Schwester wohnte bei ihm, Gottlieb war Hofverwalter, Pieps wurde sein Leibknecht und am Sonntage lud er den Pastor zum Braten. In seiner Kammer hing die Armatur am Nagel und daneben in einem Schranken stand Einiges, was ihm von Büchern werth war, darunter sein kleiner Horaz und der anmuthige Sänger Martin Opitz. Aus diesem las er an Winterabenden den Anderen vor und sang seine Lieder zur Laute. Auch der junge Sohn, den der Gutsherr zu sich heraufgehoben hatte, kam in seinen Träumen wieder und dazu vernahm er eine Frauenstimme: Küsse deinen Sohn, bevor er zu Bett geht. — Dieser

Gedanke wurde dem Rittmeister der liebste und er konnte gar nicht davon abkommen, so daß er sich über sich selbst wunderte.

Als er durch eine offene Landstadt kam, hielt er bei der Schenke und ließ den Hausknecht die Pferde besorgen. Die Wirthin, eine leidliche Frau, trat heran und frug, ob er sich nicht auch eine Ergötzlichkeit begehre. Sie trug ihm einen Schemel zu und während er trank, stand sie die Hände unter der Schürze, bereit ihn zu unterhalten und sagte laut, daß sie ihn schon am Morgen mit einem Trabanten des gnädigen Herzogs im Vorbeireiten gesehen. Da faßten sich die Nachbarn ein Herz, welche ihn vorher neugierig aus Fenstern und Thüren betrachtet hatten, sie kamen näher herzu, und er saß von einem Kreis umgeben, welcher zutraulich fragte und von dem Einbruch der fremden Reiter in die Walddörfer erzählte. Sonst wäre ihm solches Geschwätz der kleinen Leute lästig gewesen, heut freute er sich, daß sie ihn wie einen friedlichen Mann und Nachbar behandelten, ihm fiel auf die Seele, wie fröhlich es mache, wenn Einer von allen Seiten solche Ansprache finde, und er dachte sich wieder in der Nähe als einen sicheren Mann angesessen und in freundlichem Verkehr mit der Umgegend. Und als er ins Freie kam, die grünen Triften vor sich sah und dahinter die Waldhügel, da begann er laut die Worte des Dichters zu singen:

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüsten und du stiller Wald,
Mein Trost und bester Aufenthalt
Ist jetzt bei euch allein zu finden.

Er spornte sein Roß, daß es hoch aufsprang, und wie er über den Steg lenkte und vor dem Hause hielt, empfand er in seligem Herzen, daß Alles ähnlich war, wie er sich's eingebildet hatte, die Pforte war geöffnet, die Schwester eilte ihm entgegen; und Eine stand dabei und reichte ihm ihre Hand, die er nicht wieder loslassen wollte.

Als Pieps hinter seinem Herrn im Quartiere anlangte, berichtete er dem Alten, was er spionirt hatte. „Stark von Knochen,“ sagte er, „und fest im Greifen. Die Schmiede war kalt, einiges Werkzeug vorhanden, der Brotschrank leer, euren Beutel warf ich durch's Fenster.“

„Sie fluchte sehr?“ frug Gottlieb bekümmert.

„Es war nicht der Rede werth,“ tröstete Pieps.

5.

Junge Neigung.

Die Männer hatten das Walddorf verlassen und waren mit den übrigen Deputirten der Regimenter nach Erfurt geritten. Dort erfuhren sie, daß alle großen Mächte ihretwegen in Bewegung waren, und daß die schwedische Regierung, um das verbündete Frankreich nicht zu beleidigen, darauf bestand, noch einen Sühneversuch zu machen. So wurden sie durch fruchtlose Verhandlungen aufgehalten. Beim Abschied hatte Bernhard seiner Schwester den Buben und ihren Zelter zurückgelassen mit dem Versprechen, in das Dorf zurückzukehren, bevor er dem General Königsmark zuziehe.

Regine saß am Spinnrade und Judith stand neben ihr, sah der Arbeit zu und prüfte den Faden. „Er ist ganz fein und gleichmäßig,“ lobte sie, „übt ihr euch eine Weile, so werdet ihr eine Meisterin.“

„Lange hat mir das Hauswesen gefehlt,“ klagte das Kind, „und die stille Arbeit, bei der man sich jeden Abend am Ofen über das Fertige freut und bedenkt, was den nächsten Tag zu schaffen sein wird.“ Sie stellte das Spinnrad zur Seite und Judith drehte die Schnur los, welche um das Rad lief. „Warum löst ihr die Schnur?“ frug Regine wißbegierig. Judith lachte: „Sie sagen, bei ungelöster Schnur kommen die Erdmännchen und spinnen am Rocken, dann hört man die Spule schnurren.“

„Glaubt ihr, daß sich solche Geister zu einem Mädchen

drängen, welches dem lieben Gott vertraut?“ sagte Regine besorgt und sah in die Stubenecken.

„Wir wissen es nicht,“ versetzte Judith ruhig, „und Vorsicht ist rathsam. Denn es gibt viel geheimes Leben auf der Erde, das uns Menschen unbekannt ist, schädliches und heilsames; das erkennt Jeder, der um wohlthätige Arznei zu sorgen hat. Viel hängt ab vom Tag und von der Stunde, an welcher man sie zum Gebrauch gewinnt, und die weisen Leute sagen, daß in den Kräutern der Flur kleine Geister leben, welche man die guten Holden nennt, und die man sich geneigt machen kann. Wir merken auch, daß manche von ihnen Männlein sind und andere Fräulein, und ihre junge Brut halten sie um sich gesammelt.“

„Jungfer Judith, davon steht nichts in der Schrift,“ rief Regine eifrig.

„Aber es ist zu lesen in Wald und Feld,“ antwortete Judith, „dort hat es der liebe Gott verzeichnet.“

„Ihr seid so gut gegen mich, und ich merke auch gegen Andere, denn die Leute hier achten sehr auf euch. Liebe Jungfer, seid mir nicht böse, wenn ich frage, warum singt ihr des Morgens und Abends nicht aus dem Gesangbuch?“ — Judith strich der Fragerin liebkosend über das Haar.

„Ich bin eines Pfarrers Kind und habe gelernt still mein Sprüchlein zu beten. Ich halte nichts von langem Absingen und Hersagen, denn wer seine frommen Gedanken zur Schau trägt, der betet sich durch den Himmel durch, wie die Rede geht, und muß jenseits Gänse hüten. Euch wird das nicht begegnen,“ sagte sie herzlich.

Regine mußte lachen: „Auch ich denke so, daß der stille Dienst am wohlgefälligsten ist. Diesen aber sollen wir den ganzen Tag üben.“

„Auch seines Amtes redlich warten ist ein Gottesdienst,“ versetzte Judith. „Ist euer Bruder ebenso gesinnt wie ihr?“

„Ich fürchte, er folgt mehr eurer Weise,“ antwortete Regine.

„Nach seinem Herzen aber ist er ein liebevoller Knabe, das weiß ich am besten.“

Judith setzte sich neben sie. — „Denn ihr müßt wissen,“ fuhr Regine gewichtig fort, „eine Schwester kennt den Bruder anders als jede Fremde, und der selige Vater sagte im Scherz: die Mutter sieht das Knäblein nackt und die Schwester sieht es im Hemde, fremde Jungfern aber sehn es im Seidenwamms.“

Jetzt lachte Judith. „Der Herr Vater war wohl ein kluger Mann?“

„Das war er,“ bestätigte die Tochter, „er sah auch dem Bruder ähnlich, hielt sich stattlich und war von heiterem Wesen. Und ihr könnt mir glauben, um den Bernhard ist's schade, daß er ein Kriegsmann werden mußte, denn er hat gute Wissenschaft in gelehrten Dingen, spielt auch auf dem Clavicordium, singt dazu mit einer guten Stimme und macht allerwege die Leute fröhlich. Ich aber bin ein trauriger schwarzer Butz und er hat seine Noth mit mir; ich bin aus der Art geschlagen, sie sagen, weil die Mutter, bevor ich geboren wurde, sich sehr wegen der Kroaten geängstigt hat.“ Sie sah bekümmert vor sich hin.

Judith nahm liebkosend die Hand des Gastes und hielt sie in ihren Händen fest.

Unterdeß war das zugereiste Mädchen im Walddorfe, ohne eine Ahnung zu haben, der Gegenstand hoher Beachtung geworden. Den Herzog beschäftigte seit der Unterredung mit Bernhard der Gedanke an die Geschwister; doch um die Wahrheit zu sagen, er gedachte weniger des Bruders, der ihm fremdes Kriegsvolk angeboten hatte, als der Schwester, welche im Rufe stand zu prophezeien. Und das war nicht zu verwundern. Denn Jedermann wurde durch die Schrecken der Gegenwart gepeinigt und fühlte ungeduldiges Verlangen in der Zukunft ein besseres Glück zu erkennen. Im Volke wucherte der Aberglaube und Viele suchten durch geheime Künste, die seit der

Heidenzeit nicht vergessen waren, künftige Ereignisse zu deuten und sich vor drohender Gefahr zu schützen; überall erstanden Propheten, sogar Kinder weissagten und verkündeten bald Untergang der Welt, bald Besserung des betrübten deutschen Zustandes. Auch der Herzog hatte seinen Antheil an solcher Sehnsucht und Neugierde und konnte sich nicht versagen, das Scriptum des Nürnberger Propstes seinem Schloßprediger mitzutheilen. Der Geistliche las mit hoher Befriedigung und sprach Bewunderung der Verkündigungen aus, obwohl diese in der Hauptsache nichts weiter waren als umgewandelte Bibelsprüche. Er erstaunte nicht wenig, als der Landesfürst, seiner Beistimmung froh, ihm offenbarte, daß das Wunderkind zur Stelle sei und daß es erwünscht wäre, wenn er dasselbe gegen billige Vergütigung durch die Angehörigen des Mädchens für die nächste Zeit in Wohnung und Kost nehme. Der geistliche Herr bat um Erlaubniß diesen Punkt mit seiner Hausfrau zu bereden, da Seiner herzoglichen Gnaden nicht unbekannt, daß die derzeitige Wohnung des Schloßpredigers enge, nicht günstig gelegen und mit einer finsteren Treppe behaftet sei.

Das verkannte der Herzog nicht, und obgleich er vermied eine Abhilfe in Aussicht zu stellen, so sah der Prediger nebst seiner Gattin dennoch ein, daß die Aufnahme der Fremden vortheilhaft zu werden nicht unbegründete Aussicht verschaffe.

An einem der nächsten Tage fuhr ein stattlicher Wagen mit einer Schutzdecke, begleitet von einem herzoglichen Trabanten zu Pferde, in das Walddorf und hielt bei der Pfarre; nicht lange darauf bewegten sich der Pfarrer und Licentiat Hermann in bedächtigem Schritt nach dem Hause der Jungfer Judith, wo Licentiatus einen Brief des Schloßpredigers an Regine übergab. Nach dem nothwendigen Hin- und Herreden, und nachdem sich beide Herren in aller Höflichkeit zu besten Diensten erboten hatten, wurden die Sachen der fremden Jungfer auf den Wagen gestaut und dieselbe eingeladen auf dem Ehrensitze Platz zu nehmen, dem Licentiaten aber zu

gestatten, daß er sie aus dem Dorfe in die Stadt und aus einer unsicheren Wildniß unter die Augen und in den Schutz ansehnlicher Personen stelle. Die Mädchen hielten einander bei der Hand.

„Es ist besser so für euch," sagte Judith freundlich; „seht ihr euren Bruder wieder, so grüßt ihn von mir."

Als aber der Besuch in den Wagen gehoben war und eine kleine Hand noch einmal zum Abschied zurückwinkte, schlug das Dorfmädchen die Hofthüre zu, eilte in die Stube und saß dort lange mit gesenktem Haupt.

Unterdeß bemühte sich der Licentiat durch höflichen und wohlanständigen Discours seine schweigsame Reisebegleiterin zu unterhalten, und da er ein gescheidter und aufgeweckter Mann war, so gewann er auch allmählich ihre Aufmerksamkeit. Er hatte das Zartgefühl von persönlichen Verhältnissen zu schweigen, aber er spielte sich behende auf Nürnberg, die berühmte Stadt, und verschmähte nicht von der Verwunderung zu sprechen, welche ihm alldort die Tracht der Frauen und das großartige Aussehen der Stadt sowie auch die künstlichen Gebäude verursacht hatten, und nicht weniger das sogar in der Kriegszeit lustige Leben auf den Wochenmärkten und das öffentliche Braten der Fische. Längere Zeit hörte ihm Regine mit Antheil zu, endlich wagte sie die schüchterne Bitte, er möge ihr nicht verschweigen, welche Gesinnung der Herr Schloßprediger und dessen Frau Liebste ihr entgegenbrächten und wie sie sich dort zu verhalten habe, um zu gefallen; „denn es ist schwer für ein Waisenkind in fremdem Lande; auch die Bräuche hier sind mir ganz unbekannt; und ich möchte doch, daß Beide in ihrem Gemüth von aufrichtiger Güte gegen mich würden." Da vergaß der Licentiat seine wohlgesetzten Reden und die gemessene Bewegung der Hand, welche dem Erzählenden wohl ansteht, und brach heraus: „Seien Sie nur ganz ohne Sorge, sehr verehrte Jungfer Königin, und seien Sie nur ganz so wie Sie auch gegen mich sind, nach Ihrer eigenen Art, und

Sie werden allen Leuten, hohen und niedrigen, über alle Maßen gefallen." Aber er zuckte zurück und faßte sich zusammen, weil er ungebührlich laut und schnell gesprochen; auch Regine saß verlegen da, bis ihr Begleiter wieder die richtigen Worte fand und gewissermaßen zur Sühne seines jähen Wesens ausführlich über den geistlichen Herrn berichtete, sehr vorsichtig, sehr voll von Hochachtung und Anerkennung, jedoch so, daß Regine eine Meinung über ihren künftigen Beschützer bekam, die sich später als richtig erwies.

Nämlich der Schloßprediger war ein wohlhäbiger Herr mit geröthetem Antlitz, runden grauen Augen und starkem Munde. Er trug das große Haupt zurückgeworfen und die Augen sahen gerade und stolz in die Welt. Denn zu einer Zeit, in welcher friedliche Leute genöthigt wurden, scheu um sich zu blicken und leise zu reden, war er in der glücklichen Lage, jede Woche seine Stimme mächtig über demüthigen Hörern zu erheben, und Keiner durfte ihm widersprechen. So hatte er das Aussehen eines gewaltigen Mannes und war in der That ein strenger Gebieter seiner Gemeinde; nur hatte auch er, wie andere Machthaber, mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß ihm sein Volk ungern gehorchte. Zwar wenn er die Andersgläubigen durch kräftige Schläge auf die Kanzel verurtheilte, waren seine Beichtkinder recht wohl zufrieden, wenn er aber einmal einen Feldzug gegen ihre liederlichen Gewohnheiten unternahm, und ihnen Nüchternheit, Zucht und Nachtruhe empfahl, dann zuckten die Sünder hinter seinem Rücken die Schultern und spotteten ohne Ehrfurcht über den röthlichen Schimmer seines Angesichts, denn sie wußten, daß er in der schweren Zeit zuweilen Trost in heißem Frankenwein fand; und wenn er auf der Kanzel gegen die Herrschbegier derjenigen Hälfte des Menschengeschlechts wetterte, welche nach der Schrift der andern Hälfte Gehorsam schuldig ist, so flüsterten die Zuhörer einander in das Ohr, daß er nur darum in der Kirche so kräftig losgehe, weil er zu Hause leidend gehorchen müsse.

Von solchen Eigenschaften des hochansehnlichen Mannes kam in den Worten des Licentiaten so viel zu Tage, daß Regine ein wenig lächeln mußte, zuletzt aber nachdenklich wurde. Und der Redner, betroffen über ihre Schweigsamkeit, beeilte sich, die Frau Schloßpredigerin zu erwähnen, welche, obgleich klein und hager, doch im Hauswesen die stärkere Kraft entwickelte. Er rühmte ihre Wirthschaftlichkeit im Einschlachten und Räuchern, und er verrieth auch, daß sie eine sonderliche Vorliebe für Backobst habe und stolz auf einige Obstbäume in ihrem kleinen Garten sei.

„Das ist gut," sagte Regine eifrig, „im Winter ist solche Hauskost ein Schatz. Aber der Herr scheint sich nicht viel daraus zu machen," fügte sie hinzu, ihn schalkhaft anblickend, „denn sonst würde derselbe dies nicht so auffällig finden." Der Begleiter beeilte sich seine unbedingte Bereitwilligkeit zu diesem Genuß auszusprechen.

Wieder ein kleines Stillschweigen, dann begann das Mädchen auf's Neue: „Ich sorge, daß ich dem Herrn Licentiaten vorlaut erscheine, wenn ich mich unterstehe, auch nach dem Herzog zu fragen. Da Seine Gnade mir, wie die Herren erwähnten, diese gute Stätte bereitet hat, so möchte ich gern wissen, wie ich mich gegen ihn zu halten habe, um ihm meine Dankbarkeit zu beweisen." Jetzt wurde ihr Begleiter beredt, rühmte den Herzog höchlich und mit warmen Worten und nachdem er von seinem redlichen Eifer erzählt hatte und von der guten fürstlichen Häuslichkeit, so erwähnte er auch die Sorgfalt, mit welcher der Herr sich um Allerlei kümmerte, was in seinem Lande vorging. „Durch diese Sorglichkeit werden herzogliche Gnaden zuweilen übermäßig occupirt und onerirt, und die Specialitäten werden demselben jeweilig zu einem Embarras."

„Ich bitte den Herrn, nicht so vornehm mit mir zu sprechen," sagte Regine, „ich bin nur das gemeine Deutsch gewohnt."

„Verzeihe mir die hochverehrte Jungfer," bat der Redner betroffen, „ich wollte nur anzudeuten wagen, daß die undankbaren Leute Seine herzogliche Gnaden ab und zu verkennen — und kurz gesagt, in unverschämter Dreistigkeit einen Topfgucker nennen."

Jetzt sah er mit inniger Freude, daß Regine lachte. Um dies zu verbergen, neigte sie sich zum Wagen hinaus, da auf der Wiese nebenbei gerade eine Sense am Tengelstein klang. „Die Leute mähen Gras," rief sie fröhlich, „das habe ich lange nicht gesehen." — Ihr Begleiter wies ihr den bewaffneten Reiter, der zum Schutz in der Nähe hielt. „Auch dafür hat unser Herzog gesorgt!"

Sie kamen durch ein Dorf. Vor einer der halbzerstörten Hütten saßen kleine Kinder auf der Erde; sie starrten furchtsam nach dem Wagen und die Schwester drückte den jüngeren Bruder fest an sich.

„Sie sehen so kränklich aus," klagte das Mädchen, „gewiß sind sie hungrig."

Der Licentiat gebot heftig dem Kutscher anzuhalten, kletterte aus dem Wagen und reichte den Armseligen die Reisekost, welche er, wie Brauch war, mit einem Löschpapier umwickelt in seiner Tasche mitgenommen hatte. Regine sah zu, als die Kinder die gute Speise verzehrten. Wieder fuhren sie eine Weile schweigend dahin, das Mädchen mit gefalteten Händen, denn die Nähe eines Theologen, die sie lange entbehrt, stärkte ihr die erbaulichen Gedanken. Und da in ihrer Phantasie der gestrenge Schloßprediger sich zu dem Bilde der armen Kinder gesellte, begann sie endlich: „Ach! so viel Eifer und Zorn ist in der Welt und doch ist die christliche Gesinnung so selten; Alles nützt ihnen nichts und wenn sie noch klug sind, sie werden dem Lande nicht aufhelfen, solange sie nicht die Liebe haben."

„Was die Jungfrau spricht, ist ein großes Wort," antwortete ihr Begleiter ernsthaft, „und da ich selbst dem geistlichen

Amt angehöre, so bitte ich nicht für Ueberhebung zu halten, wenn ich eine leise Klage gegen geistliche Herren in allen Confessionen erhebe. Sie haben so lange gezankt, verdammt und Andersgläubige verflucht, bis Zank, Fluchen und Haß in das Gemüth des Volkes gedrungen sind, so daß die Menschen um des Glaubens willen einander schädigen und töten, und das Land fast zur Einöde geworden ist. Furchtbar ist es zu sehen, daß die Lehre der Liebe sich so verkehrt hat."

„Herr Licentiat," sagte Regine begeistert, „da ich euch so reden höre, wage ich euch zu sagen, was ihr nicht mißdeuten mögt: ich bin gut evangelisch, aber ich habe in Nürnberg eine würdige Frau gekannt, welche diese Liebe hatte, von der ihr sprecht. Sie hat mir und meiner seligen Mutter viel Gutes gethan und doch war sie katholisch. Und sie wies mir in aller Heimlichkeit ein geschriebenes Büchlein mit Liedern, welches betitelt war: „Geistliches Lustwäldlein." Davon durfte ich mir Manches abschreiben, und dieses zu lesen ist mir große Erbauung, obgleich der Dichter nicht unseres Glaubens gewesen ist. Ich hoffe, ihr haltet das nicht für unerlaubt."

„Wenn mich die Jungfer mit so hohem Vertrauen beehrt," versetzte der Theologe ernsthaft, „so bin ich schuldig zu antworten, ich müßte diese Poesie vorher gelesen haben, bevor ich wagen darf, einen Rath zu geben."

„Ihr sollt sie zu Gesicht bekommen," versprach Regine und sah ihn treuherzig an.

Jetzt hatten die Reisenden gefunden, was beide redselig machte, und die Wegstunden schwanden ihnen schnell dahin. Endlich sagte der Licentiat mit fröhlichem Lächeln: „Als ich heut früh ausfuhr, dachte ich nicht daran, daß mir diese Reise eine Bekanntschaft verschaffen würde, die mir so hochwerth geworden ist und immerdar eine glückselige Erinnerung sein wird, und ich gestehe der Jungfer Königin, daß ich in Sorge war, wie dieselbe sich mir gegenüber gehaben würde, ja daß ich nach Manchem, was ich gehört, meinen Auftrag für difficil

erachtete; aber ich fand heut früh einen guten Trost, als ich zu christlicher Prüfung des Kommenden dreimal in der Schrift den Vers nachlas, auf welchen mein Finger gerieth. Denn worauf ich traf, das war alles gut."

Regine strich an ihrem Gewande, als sie frug: „Darf auch ich wissen, welches die günstigen Vorzeichen waren?"

Zögernd berichtete er. „Der erste Vers war aus den Sprüchen Salomonis: Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre."

„Herr Licentiat, das paßt nicht," rief das Mädchen erschrocken.

„Mir scheint der Spruch trifft gerade das Richtige," entgegnete ihr Begleiter siegreich. „Der zweite aber war fünftes Buch Mose: Der Herr brachte uns an diesen Ort und gab uns dies Land, da Milch und Honig innen fleußt." Er hielt an.

„Und der dritte?" frug Regine leise.

„Den dritten," versetzte der Theologe befangen, „wage ich euch jetzt nicht zu sagen, vielleicht gestattet ihr mir's einmal später."

Es war ein stiller Abend im Dorfe, die Berge warfen blaue Schatten über die Holzhäuser, den Wiesengrund und das murmelnde Wasser, und oben an der Berglehne leuchteten die Baumwipfel von bräunlichem Golde. In der frischen Abendluft saß Judith am Zaun ihres Hofes; das Spinnrad schnurrte, aber ihre Augen flogen die Straße hinab der Gegend zu, wo sich das Thal in die Ebene öffnete.

„Heute war das Sonnenlicht mild und langsames Reiten würde einem Kranken nicht schaden. Kommt er noch, so kommt er heut. Die Spindel stach in den Finger, das bedeutet Besuch. Ich sorge um Einen, der mir fremd ist, und doch der Vertraute meines Herzens vom Morgen bis zur Nacht. Wenn er wieder im Lederstuhl am Herde sitzt, reiche ich ihm den

Trank in dem silbernen Becherlein, welches um der seligen Mutter willen in aller Noth bewahrt wurde. Seine Schwester sagt, daß er von fröhlichem Gemüthe ist und Jedem lieb macht mit ihm zu verkehren, das wußte ich auch, denn wenn er lachte, schlug mir das Herz. Die Ursel berühmt sich, daß sie einen Entfernten zwingen kann seine Gedanken nach dem zu richten, der ihn herbeiwünscht, aber ich zweifle, ob ihr das Kunststück gelingt. Ist es stillem Wunsche möglich über Berg und Thal in die Seele eines Anderen zu dringen, so ziehe ich selbst ihn herbei, bis er leibhaftig vor mir steht, denn wie ein Feuerfunken, der im Sturmwind dahinfährt, fliegt meine Sehnsucht in die Ferne zu ihm. Er spornt sein Roß und er jagt auf der Straße, er hält an und schlägt an das Thor. Arme Thörin!" rief sie laut, „was weiß ich von seinen Wegen? und weshalb vertraue ich, daß er meiner gedenkt?"

Aber von fern klang der Hufschlag eines Pferdes; auf der Straße jagte ein Reiter heran, er setzte über den Steg, schwenkte den Hut und rief grüßend ihren Namen. Der, den sie gerufen, hielt vor ihr, und in freudigem Schreck wich ihr das Blut aus dem Antlitz zum Herzen.

In der Stube antwortete sie seinem suchenden Blick: „Der Herr findet die Schwester, zu der er kommt, nicht mehr hier"; sie erzählte dem Erstaunten von der Einholung und hatte Mühe ihre Freude zu bergen, als der Bruder fröhlich erwiederte: „Ist mir der Herzog zuvorgekommen, so erhalte ich das Recht auch für mich selbst zu sorgen." Er wies auf seinen Arm. „Lieber bleibe ich hier, als im Gedränge der Stadt, während die Kameraden leere Worte mit den großen schwedischen Schreibern wechseln. Und jetzt, wo ich den würzigen Geruch der Kräuter wieder athme, ist mir so wohl zu Muthe, als wäre ich ein Knabe, der seine günstige Frau Pathe besucht, und ich bitte die Jungfer, daß sie mich nicht fortweise, wenn ich mich hier ins Quartier lege." Dabei neigte er sich tief vor ihr. — Judith entgegnete erröthend:

„Der Herr ist willkommen während der Stunden, die er bei uns verweilen will. Der Zelter steht neben der Kuh und der Knabe schläft auf dem Boden darüber, aber der Herr Rittmeister ist mir zu groß, um mit den anderen Puppen in diese kleine Holzschachtel eingesperrt zu werden, darum machen wir's euch im Hause nebenan so wohnlich als wir können. Ihr besucht den Pfarrer und meldet euch bei dem Amtsschreiber, der sich jetzt wie ein Ohrwurm winden wird, da er gemerkt hat, daß ihr beim Herzoge etwas geltet. Doch traut ihm nicht über den Weg, er meint es zu Wenigen gut, und am meisten mögen sich die hüten, zu denen er es in seiner Weise gut meint." Ein Schatten flog über ihr frohes Gesicht, doch schwand er gleich wieder in Heiterkeit, als sie auf den Knaben wies, der säuberlich in neuer Wäsche auftrat, das struppige Haar glatt gebürstet, die Aermelschlitze seines Wammses mit bunter Seide ausgepufft. „Wir haben dem Herrn unterdessen seinen Pagen ausstaffirt, damit dieser ihm Ehre mache."

Sie lud den Gast zum Sitzen und er verneigte sich zum Danke dafür wieder, wie vor einer Königin. Denn er gedachte der Sitte und daß er die Schutzlose in ihrem Hause zu ehren hatte. Das verstand Judith in dankbarem Herzen, und auch sie setzte sich ihm gegenüber an das Spinnrad, hoch aufgerichtet mit ruhigem Antlitz. Ihr Wunsch war erfüllt, der Ersehnte saß auf dem Lehnstuhl am Herde und sein Trunk wurde ihm in dem Schmuckstück des Hauses vorgesetzt; sie frug und er berichtete über die kleinen Abenteuer auf der Reise und die schlechten Herbergen am Wege. Dennoch erwies sich das Lied, welches der Rittmeister zuweilen sang, und worin er behauptete, daß Amor, das verschmitzte Kind, völlig blind sei, an dem Sänger selbst als unwahr. Denn der erwähnte Gott saß luchsäugig, wenn auch unsichtbar, auf dem Bretergerüst unter den Kräuterbündeln, und schoß mit seinem Flitzbogen einen Pfeil nach dem andern gegen den Kriegsmann

ab. Der Gast und die Jungfer Wirthin, wie höflich sie auch zu einander redeten, sie konnten nicht vermeiden, daß das Glück ihnen aus den Augen leuchtete, und daß ihnen die Stimme von der inneren Bewegung leise erbebte. Bald erzählte ihr Bernhard wie einem treuen Kameraden von Allem, was er in den letzten Wochen erfahren, und kam dabei unvermerkt auf sein früheres Leben, bis ihr die Spindel im Schoße ruhte und ihre Augen in stiller Verklärung auf seinem Angesicht hafteten. Während das Abenddunkel in das Gemach drang, öffneten sich zwei Herzen wie zwei volle Knospen, welche die rosigen Blätter gegen einander entfalten. Auf unruhige Erwartung und pochende Leidenschaft war für beide das erste Glück des Wiedersehens gefolgt, ein seliger Friede.

Als sie dem Gast das Abendbrot vorgesetzt und den Arm verbunden hatte, führte sie ihn nach seiner Herberge und bot ihm die Gutenacht.

„Wie wußtest du, daß ich heut kommen würde?“ frug der Rittmeister den Knaben, sobald sie allein waren.

„Die Jungfer hat's gewußt,“ antwortete Pieps, und sein großer Mund verzog sich zu einem glückseligen Grinsen.

Lange saß Bernhard im Dunkel an dem kleinen Fenster. Er versuchte leise zu singen, aber er verlor die Melodie sowohl bei Frau Venus als bei den zu kaufenden Melonen. Ihm hatte in sorglosen Tagen manches Mädchen wohlgefallen, aber niemals war ihm das Herz aufgegangen wie in der letzten Stunde, ihm kam vor, als ob er zu dieser Jungfrau halten müsse, solange er lebe, und er starrte beim Sternenlicht hinüber nach dem Nachbarhause, mehr dem Corydon gleich, der sich um Phyllis grämt, als einem Reiter von Alt-Rosen, welcher in wüstem Hause lagert.

Am nächsten Morgen ritt er nach Gotha. Die Schwester sprach ihm gegenüber muthig und in gutem Vertrauen von ihrer Lage; mit dem Schloßprediger beredete er zu großer Zufriedenheit des geistlichen Herrn die Vergütigung, und wie

die Habe der Schwester in dem Troßwagen sicher von Wasungen heranzufahren sei, auch beim Herzoge meldete er sich und erhielt Erlaubniß im Walddorfe zu rasten, weil er dort den Quartieren seiner Völker näher war. Und die Schwester freute sich über die Zuversicht des Bruders, als er ihr beim Abschied sagte: „der Herzog hofft jetzt auf Besserung, auch die Schweden reden viel vom Frieden, vielleicht frage ich in Kurzem, ob du dich hier zu Lande bei dem Bruder ansiedeln willst."

Als er mit dem Buben den Eingang des Waldthales erreichte, sah er unweit der Straße die Jungfrau, welche mit ihrem Korbe aus der Hütte eines Holzfällers herab kam. Sie blieb stehen, als sie die Reiter erkannte. Er sprang ab, sandte den Knaben und die Pferde voraus und schritt neben ihr den Fußweg entlang. „Wie mögt ihr euch allein durch das offene Land wagen?" mahnte er besorgt. „Auf den Straßen schweift unsicheres Volk und im Walde ist noch weniger zu trauen."

„Wir Landleute haben in der eigenen Flur immer guten Muth," antwortete Judith; „heute begleitete mich auf dem Hinwege der Mann meiner Kranken, und bei der Heimkehr dachte ich euch zu treffen." Ihr Antlitz röthete sich, aber sie sah ihn in unschuldiger Zuversicht an.

„Liebe Jungfer Judith," rief er und suchte ihre Hand zu fassen.

Sie löste die Finger aus den seinen, aber mit strahlenden Augen frug sie: „bin ich euch ein wenig lieb, Monsieur König? Heut möchte ich's glauben, denn eure Stimme klingt anders als von kalter Höflichkeit. Und daß ihr und die Schwester gute Kundschaft halten wollt mit der armen Dorfjungfer, soll mir manchmal in der Wildniß ein Trost sein; denn die Gäste, welche sonst zu uns kommen, sind selten der Art, daß man mit Freude an sie zurückdenkt." Sie wies auf die Landstraße: „Seht, dort ziehen Solche heran, von denen wir häufig Zu-

spruch haben." Aber im nächsten Augenblick ging sie mit schnellem Schritt auf die Fremden zu.

Ein Mann zog einen kleinen Handwagen, auf welchem zwei müde Kinder saßen, neben ihm hinkte auf einen Stab gestützt die Frau. Der Fahrende trug einen städtischen Rock, dessen schwarze Farbe durch Sonnenbrand und Regen vergraut war; aus dem feinen Angesicht blickten zwei gescheidte Augen. Er und die Frau waren nicht alt, aber schwächlich und verfallen, und man sah ihnen wohl an, daß sie bessere Tage gekannt hatten.

Judith rief ihrem Begleiter hastig zu: „Es sind Exulanten, es ist ein Geistlicher!" und redete den Mann an, indem sie sich verneigte: „salve, vir reverendissime!" Dabei nahm sie ihm die Deichsel aus der Hand und kehrte den Wagen dem Dorfe zu: „Ihr dürft nicht ohne Erquickung weiter ziehen. Verschmäht nicht, die kurze Strecke zurückzulenken; was fehlt der Frau am Fuße?"

Der Mann zog vor diesem entschiedenen Willen den Hut. „Will die wohlgeneigte Frau den Meinen etwas Gutes thun, so wird es der Himmel lohnen, denn wir kommen von weit her und wissen nicht wohin."

Judith wandte sich zu Bernhard und auf die Kinder weisend, sagte sie in herzlicher Bewegung: „Auf solchem Wagen saß als Kind auch ich, wenn ich erschöpft vom Wandern war, mein Vater zog die Deichsel und die Mutter ging mit wunden Füßen im Staube der Heerstraße." Und den Wagen auf der Straße zurückfahrend, wehrte sie dem Flüchtling: „Ich leide nicht, Herr Pastor, daß ihr euch bemüht."

Da nahm auch der Rittmeister den Arm der wankenden Frau und führte sie vorsichtig, die tiefen Wagengeleise vermeidend, nach dem Dorfe zurück. So kam die Gesellschaft vor das Haus der Jungfrau; diese lenkte zu dem Bau, in dem der Rittmeister einquartiert war, und bat: „Gestattet ihnen, in der Kammer euch gegenüber zu bleiben, denn ich sehe, eine Nachtruhe

ist ihnen vor Allem nöthig." — Sie hob die Kinder vom Wagen, gab der alten Ursel und dem Reiterbuben schnelle Befehle, und dem Rittmeister war, als ob sie auch seine Hilfe bei dem guten Werke erwarte, so daß er ihr dienstwillig in das Haus folgte. Dort schloß sie die Truhe auf, kramte in der Wäsche, wickelte ein kleines Bündel und hob ein vornehmes Tischtüchlein mit buntgenähtem Saume heraus: „Es macht dem Herrn Pfarrer soviel Freude als gute Kost," erklärte sie, „wenn wir ihm ein Tischtuch aufdecken." Sie legte das Tuch ihrem Gast über den Arm und frug: „Es war starkes Bier gekommen aus der Stadt für die Jungfer Schwester; darf ich davon geben?" Als ihr Blick auf das Gestell fiel, wo sie den kleinen Silberbecher versteckt hatte, hielt sie zweifelnd an und frug wieder: „Ist es euch unlieb, wenn der Fremde aus eurem Becher trinkt?" Bernhard hob das Gefäß schnell herab. „Dann ist noch das Huhn für die kranke Frau," fuhr sie bittend fort, „auch dies war für einen Anderen zubereitet und er würde mit Geringerem vorlieb nehmen müssen." Und sie trugen gemeinschaftlich den Flüchtlingen hinüber.

Unterdeß war Ursel um die kranke Frau bemüht, und Pieps, welcher Lagerstroh herzugetragen und mit nicht gemeiner Kunst eine Streu geschüttet hatte, saß vor der Thür bei einem Wasserkübel und striegelte den beiden Kindern mit Schwamm und Bürste den Staub des Weges von Gesicht und Kleidern. Judith aber und Bernhard deckten dem Pfarrer den Tisch im Freien; sie trug auf, er schenkte ein und trank den Willkommen zu, gleich als ob er Hausherr wäre.

„Dies ist ein Landsmann aus dem Riesengebirge," sagte Judith und strich dem Pfarrer vertraulich über den Aermel, „ich erkenne an seiner Rede die Heimat." Und als der Fremde, bevor er sich an die Kost wagte, wehmüthig durch das Fenster in die Stube zurücksah, tröstete Judith: „Sorge der Herr Pastor nicht um die liebe Frau und nicht um die Kinder, denkt jetzt an euch selbst."

Der Mann gewann im Essen besseren Lebensmuth und erzählte dem Rittmeister, welcher sich zu ihm setzte, von dem Unglück seiner Heimat und dem Elend seiner Irrfahrten, ruhig und ohne Klage, wie müde und geplagte Leute von ihrem schweren Schicksal sprechen, wenn sie nicht darauf ausgehen Mitleid zu erregen. Auch Bernhard, welcher den Flüchtling als verständigen Mann erkannte, der von den Kriegsläuften zu berichten wußte, antwortete ihm achtungsvoll, und merkte, wie froh Judith über seine Theilnahme war, wenn sie einmal am Tische stehen blieb. So kam der Abend heran; Judith führte die Kleinen sauber und gesättigt zu ihrem Vater: „Die Kinder wollen Euer Ehrwürden gute Nacht sagen, wir legen sie jetzt in die warme Streu, die liebe Frau ist versorgt, und ich hoffe sie wird morgen bis zur Stadt gehen."

Sie räumte ab, hing dem Rittmeister auf seine Forderung wieder das Tischtuch über den Arm, und schüttelte dem Pfarrer, während er seine Segenswünsche aussprach, lange die Hand. „Gute Nacht euch allen, ihr Armen; ihr schlaft in gutem Schutz, der Knabe dieses Herrn wird euch heranholen, was ihr etwa noch braucht."

Auch als Judith mit Bernhard in ihre Stube zurückgekehrt war, hörte das Schaffen nicht auf; sie fand noch mancherlei, was die Fremden nöthig brauchten und was sie entbehren konnte, öffnete die Kasten und trug zusammen, bis Bernhard endlich sagte: „Die Jungfer ist glücklich gerade das Nöthigste geben zu können, gern wollte auch ich Etwas thun; wenn ihr einen Beutel hättet, so möchte ich einen Joachimsthaler hineinstecken, damit ihr ihn beim Abschiede der Frau gebt." Dieser Gedanke gefiel der Jungfrau und sie brachte aus einer Ecke der Truhe ein Ledersäcklein herbei, trat vor ihn, hielt es umgestürzt am unteren Zipfel und sagte lachend: „es ist leer!" — So unschuldig und liebenswerth war ihre Freude und der warmherzige Eifer, daß Bernhard ein Entzücken in seinem Herzen fühlte, welches ihm übermächtig

wurde; er neigte sich zu ihrem Angesicht und küßte sie herzlich auf den Mund. Sie widerstand nicht, und als er wagte den Arm um sie zu legen, ruhte sie einen Augenblick an seinem Herzen. Doch während sie sich von ihm löste und ihn liebevoll ansah, röthete sich ihr Antlitz; sie trat schnell zum Tisch, ergriff ihren Kram und verließ das Zimmer.

Bernhard stand allein in der Stube und ihm kam vor, als ob die Kräuterbündel und Flaschen auf dem Bretergestell hüpften und der Lehnstuhl ihn tanzend umkreiste. Ungeduldig schritt er auf und ab, die Rückkehr des Mädchens erwartend. Als sie nicht kam, eilte er aus dem Hause, sie zu suchen. Er fand sie an der Felswand auf einer Bank sitzen, und merkte, daß ihre Augen naß waren. Da ergriff er ihre Hand und sie zog die Hand nicht zurück, aber sie sah traurig zu ihm auf und sagte leise: „Ihr hättet mich nicht küssen sollen.“ — Ihm schlug das Herz hoch und er bat: „Der lieben Jungfer Judith habe ich etwas zu vertrauen, was ich am liebsten sage, wenn dieselbe im Hause vor mir sitzt auf ihrem Stuhle am Spinnrad, zwischen den Wänden, in denen sie durch die lieben Eltern gesegnet wurde.“

Sie sah ihn groß an und das Blut wich aus ihrem Antlitz, als sie aufstand und schweigend neben ihm in das Zimmer trat. Hier stellte er ihr Stuhl und Spinnrad zurecht und bat sie mit einer Handbewegung niederzusitzen. Sie gehorchte und hielt die Spindel im Schoß, die Augen fest auf ihn gewandt. Er aber begann feierlich:

„Liebe Jungfer Judith, ich habe mich zu dem Kusse vermessen in herzlicher Neigung, die ich für euch fühle. Zürnet nicht, wenn ich euch heut gerade heraus und ohne Freiwerber meine Liebe bekenne und meinen heißen Wunsch, daß ihr euch entschließen möget mein eheliches Gemahl zu werden.“

Das Mädchen stand erschrocken auf, während er bittend fortfuhr: „Ich weiß wohl, was die geliebte Jungfer einwenden wird, daß so voreiliges und stürmisches Werben nicht gezieme,

da ich nur seit kurzer Zeit euch bekannt bin. Auch fürchte ich, daß euch mein Kriegsamt leidig ist. Höret dennoch meine flehentliche Bitte mit günstiger Gesinnung an, denn von der ersten Stunde, wo ich euch sah, habt ihr mir sehr gefallen und seitdem immer mehr, und wenn ich hier euer Wesen betrachte, so merke ich, daß ich auf Erden nur mit euch glücklich sein kann."

Judith athmete tief auf und antwortete mit stockender Stimme: „Der Herr sagte selbst, daß ich ihn erst seit Kurzem kenne, dieselbe Rede muß ich dem Herrn zurückgeben, auch von mir ist ihm wenig bewußt; er weiß noch nicht, wie das freundlose Dorfmädchen sich zu seinem Leben schicken würde, und mir bangt, daß ihn bald seine Rede gereuen könnte."

„Sprecht nicht ungerecht gegen euch," rief Bernhard alle Bedächtigkeit vergessend, „denn ich sehe wohl, in der Jungfer ist ein Geschick und eine Festigkeit, daß sie überall in der Welt bestehen wird. Ich hoffe, dieselbe soll auch finden, daß in meinem Gemüth keine dunklen Winkel sind; ich bin ein einfacher Gesell, wie ich denke, so gebe ich mich; seid ihr einmal mit mir unzufrieden, herzliebe Jungfer, so sagt es mir gerade heraus, und ich werde mich gern nach eurem Willen richten, soweit dies dem Manne geziemt. Und wenn ihr mir einwendet, daß ich euch zu wenig kenne, so wisset, daß ich zu euch ein Vertrauen habe, wie niemals gegen einen Menschen, und ich fühle die Sehnsucht immer in eurer Nähe zu sein und Alles mit euch zu theilen, Gedanken und Werke."

Judith verstand die Bewegung seiner Stimme und das Flehen seiner treuen Augen, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, aber sie faßte sich bald. „Ich glaube euch," sprach sie, „und ich traue eurer Redlichkeit. Doch zürnt nicht, Herr, wenn ich in dieser Stunde die Antwort gebe, die mir gebührt. Zu eurer verlobten Braut kann ich mich nicht bekennen nach solcher Rede, wie ihr heut zu mir gethan. Es ist ein alter Glaube, daß jähe Werbung kurzes Glück gewinnt. Euch treibt euer Amt in die Ferne, wer weiß, ob ich euch dort so lieb

bleibe, wie ich euch nach euren Worten zur Zeit bin. Deshalb bitte ich inständig: schonet jetzt meinen einsamen Stand und sehet erst zu, wie ihr die Ehe, die ihr beabsichtigt, mit eurem Amte und euren Blutsfreunden in Einklang bringt. Werbt ihr dann um mich, wie Sitte ist, durch eure Freundschaft, und kommt eure Schwester, um mich als Hausfrau für euch zu fordern, so sage ich euch Bescheid."

Sie trat zurück und er sah finster vor sich nieder: „Laßt mich nicht unsicher und in Traurigkeit dahinziehen, denn das Zutrauen zu eurer Liebe wäre mein einziges Glück fern von euch in der Fremde."

Da sprach sie leise: „Ist es euch unlieb, daß ich zögere, mir ist es leid. Thut dennoch nach meinem Wunsche und vertraut unterdeß, daß ich euch zugethan bleibe. Denn ich bekenne euch, Monsieur Bernhard, was sonst ein Mädchen verbirgt: auch ich bin euch gut. Und wenn ihr mich durch eure Freunde zu eurer Hausfrau begehren wollt, so gehöre ich euch, als meinem geliebten Herrn, für Leben und Tod. Wisset auch, daß ich seit dem Morgen, wo ich euch im Walde zum ersten Male sah, in der Stille des Glaubens lebe, daß der Himmel euch zu mir gesandt hat, damit ich euch angehöre."

Bei diesen Worten bot sie ihm die Hand, er aber zog sie fröhlich an sein Herz und rief: „Allerliebste Herzensjungfer, es soll geschehen, wie ihr wollt, und ich hoffe, es dauert nicht lange, daß ich die Schwester zu euch sende, denn mir ist auf dem Wege zu euch Allerlei eingefallen, wie wir unser Leben friedlich einrichten könnten. Ist's euch genehm, so erzähle ich davon." Als sie aber ihm gegenüber niedersitzen wollte, sagte er: „Jetzt, da ihr wißt, daß ihr meine Liebste seid, ist mein Recht, daß ich neben der Jungfer sitze und auch, daß ich euch vor den Leuten an der Hand führe." Das mußte Judith zugeben, und er rückte ihren Schemel neben seinen Lehnstuhl, auch gebrauchte er sein Recht ihre Hand zu halten und hinderte sie in der Arbeit. Dabei begann er:

„Zuerst bitte ich euch, daß ihr das Waisenkind, meinen Buben, bei euch behaltet und auch das Rößlein der Schwester. Dem Knaben ist eure Zucht ein Himmelssegen, und er merkt das auch, euch aber kann er als Bote dienen zur Stadt und wie ihr sonst wollt, denn er ist über seine Jahre gewitzigt. Den Gaul wird er besorgen, damit ihr diesen für eure Wege zu den Kranken gebraucht, oder für die Schwester bewahrt."

Als Judith damit einverstanden war, berichtete er weiter, wie er neulich auf dem Wege den heimkehrenden Gutsherrn betrachtet und sich an seine Stelle gedacht, die Jungfer Judith aber an Stelle der Hausfrau. Und als er das rosige Licht sah, welches sich über die Wangen des geliebten Mädchens ergoß, schilderte er ihr die ganze Einrichtung des Gutes, erwähnte Gottlieb und Pieps und seine Beutepferde, so daß Judith, hingerissen durch die Beschreibung, auch ihrerseits von der Molkerei anfing, und daß sie eine gute Großmagd wisse; bis sie ihn endlich in die Kammer zog, und bat an die Wand zu klopfen. Sie freute sich, als er ihr bekannte, daß er nichts Auffälliges entdecken könne, und vertraute ihm ein Geheimniß des Hauses, daß die Wand doppelt war nach kluger Einrichtung des seligen Vaters. „Man kann nur vom Dachboden in den Raum, und ich zeige euch den Zugang, darin aber steht eine große Truhe mit der Leinwand, die wir in all den Jahren gesponnen." Und sie sagte stolz: „Es ist eine Ausstattung wie für eine Kaufmannstochter, das ist mein Schatz. Das Haus ist öfter geplündert, mein Geheimniß haben die Räuber niemals entdeckt, für Wäsche brauchtet ihr nimmer zu sorgen. Doch wir sind thöricht," fuhr sie kleinlaut fort, „denn wie wollt ihr in diesem Lande zu einem Gute kommen?" Jetzt wurde Bernhard froh, führte sie wieder auf ihren Sitz und gestand ihr, daß es mit seinem Vermögen gar nicht dürftig stand, und daß die Geschwister zu Nürnberg in guter Verwahrung noch Geld besaßen und Antheil an einer Handlung; so daß Judith erschrocken sagte: „Ich habe nicht gewußt, daß der Herr soviel

vermag, wie darf ich für mich daran denken, in solchen Wohlstand zu treten?" Und er mußte viele Beredtsamkeit anwenden, bis er sie wieder dazu brachte, seine Pläne anzuhören.

Als Beide eine Weile emsig an dem Garn ihrer Zukunft gesponnen hatten, begann Judith: „Wisset, liebster Monsieur Bernhard, daß euer Mädchen, wenn die Kriegsnoth nicht wäre, euch auch ein Gütchen zubringen könnte. Denn die lieben Eltern saßen auf einem schönen Freihof in dem Lande Schlesien nahe an dem Riesengebirge bei einem hohen Berg, den man die Eule nennt; dort bin ich geboren und ich war neun Jahre alt, als wir die Gegend verlassen mußten."

„Der Herr Vater war doch ein Geistlicher?" frug Bernhard verwundert.

„Das war er. Von Geburt ein Deutscher, aber er hielt zu den Gemeinden der böhmischen Brüder und stand unter ihnen in Ehren als einer von ihren Bischöfen, meine Mutter aber war eine Böhmin von der anderen Seite des Gebirges und stammte aus einem Geschlecht der Bekenner, welche man in alter Zeit Hussiten nannte. Als nun in Böhmen die grausame Verfolgung aller Evangelischen ausbrach, gelang es dem Vater, der viel Anhang in dem Grenzlande hatte, sich in Schlesien zu behaupten, weil er die Gunst einiger großer Herren besaß. Und da er immer ein Naturkundiger gewesen war, so hielt er sich still auf unsrem Gut, das er erworben, half den Kranken wo er konnte, und übte nur insgeheim sein heiliges Amt. Aber nicht lange bevor der Schwedenkönig ins Land kam, ward er den Jesuiten verrathen, und sollte in den Kerker abgeführt werden, was damals soviel bedeutete als in den Tod; doch er wurde durch einen Freund gewarnt und wir flohen bei Nacht, zuerst im Wagen, dann zu Fuß durch Schlesien und über die Elbe, bis wir in dieses Land gelangten. Die liebe Mutter starb nach den Schrecken und Anstrengungen unserer Reise, der Vater zog mit mir aus bitterer Noth in dies Dorf und ich habe ihm während der Kriegszeit noch als

Kind die Wirthschaft geführt." — Sie legte ihr Haupt an seine Schulter und sah starr vor sich hin, Bernhard wagte nicht das Schweigen zu brechen; er dachte wehmüthig, wie unsäglich viel Trübsal und Schmerz das tapfere Herz, welches nahe an dem seinen schlug, in jungen Jahren durchgekämpft hatte. Endlich frug er um wieder ihre Stimme zu hören: „Von dem Gut aber, was der Herr Vater zurückgelassen, habt ihr nie wieder etwas gehört?"

„Zuweilen kam Kunde. Unter dem Schwedenkönig diente ein Oberst, der von unserem Glauben war und mit meiner Mutter verwandt; dieser lag längere Zeit in unserer Heimat, an ihn schrieb der Vater und er hat uns seine Treue bewährt. Denn da die Feinde unsere ganze Habe genommen hatten, zwang er sie, den Raub in Gelde zu büßen, ein Theil davon kam in des Vaters Hände, so daß er sich hier festsetzen konnte. Und wegen des Gutes wurde abgemacht, daß es dem Vater als Eigenthum bleiben sollte und der günstige Freund, von dem uns die Warnung gekommen, sollte den Nutzen haben, als wenn es ihm gehörte, bis wir wieder zurückkämen. Das ist jetzt fünfzehn Jahre her, und der Krieg hat seitdem fast unablässig auch in meiner Heimat gewüthet. Wer kann sagen, wie es jetzt dort bestellt ist? Ich aber sehe das alte Steinhaus, in dem wir wohnten, noch deutlich vor mir, einen großen Hof mit hoher Mauer und auch die Berge, welche in der Nähe stehen, sie sind viel höher als diese hier. Im Traume bin ich zuweilen ein Kind, trage mein Spielzeug durch die Stuben und höre erschrocken den Schlag am Thore in jener Nacht, wo wir gewarnt wurden. Auch die alte Böhmin sehe ich noch vor mir, welche meine Kindermuhme war, sie sah der Ursel sehr ähnlich und galt für eine Frau, welche Gesichte hatte. Als sie mich in der Nacht zu den flüchtigen Eltern in den Wagen hob, segnete sie mich und klagte in ihrer böhmischen Sprache: Du wirst hierher zurückkehren, denn dein Grab schaue ich, aber deiner Eltern Grab vermag ich nicht zu sehen. —

Wer weiß, ob sie Recht hat?" schloß sie leise und starrte wieder vor sich hin.

„Dient es zu eurem Glück, daß ihr hinkommt, so soll es geschehen," tröstete Bernhard. „Ist der Weg auch weit, meine Hausfrau soll gute Reisegesellschaft haben. Der Knabe schirrt die Pferde auf und mein alter Kampfgenosse begleitet uns, wir ziehen als frische Reiter in eure Heimat und zwingen die Leute dort, euch als Herrin zu erkennen." Judith lachte ihn mit besserer Zuversicht an.

„Ihr habt einen frischen Muth," rühmte sie.

„Dafür reite ich auch mit kecken Gesellen durch das Land."

Das Mädchen stand schnell auf. „Wie die Kinder haben wir uns ein glückseliges Leben eingebildet; ihr aber seid den bösen Geistern des Krieges preisgegeben und auf der Schneide des Schwertes schwebt euer Geschick und das meine. Ach, lieber Herr, ein Trugbild war die Hoffnung und eitel die Freude." Die Thränen brachen ihr aus den Augen und sie barg das Angesicht über den Händen auf dem Tisch. „Haltet mich nicht für dreist," bat sie aufsehend, „und denkt nicht, ich sei liebetoll. Ehe ich euch kannte, war ich gefaßt, auch Schweres zu tragen, jetzt fühle ich mich hilflos wie ein Kind. Ich sehe die Feinde gegen euch reiten, die Schwerter zucken, der Feuerstrahl fährt aus dem Rohr, das Pferd rennt dahin ohne den Reiter und ich harre und weine." Sie blickte wild wie auf eine Erscheinung.

„Ich schwor einen theuren Eid, bevor ich euch sah," sprach Bernhard, ergriffen durch die Leidenschaft der Jungfrau; „ich bin meinen Kriegsgesellen verpflichtet, solange das Tuch an der Standarte weht, mit ihnen zu reiten und ihr Schicksal zu theilen; das ist des Soldaten Loos. Wenn es uns bei den Schweden geräth, so muß ich mit meiner Compagnie im Felde liegen. Auch in diesem Fall komme ich wieder zu euch und bitte, daß ihr als Officiersfrau mit mir haushaltet in unseren Quartieren. Ist dort das Leben unsicher, so frage ich euch,

herzliebe Jungfer, habt ihr im Dorfe größere Sicherheit? Auch hier bürgt uns Niemand dafür, daß nicht in der nächsten Stunde die Feinde an das Haus dringen. Das aber gelobe ich euch, so wahr ich euch liebe und so wahr ich für uns beide auf eine friedliche Zukunft hoffe, ich löse mich von der Fahne, sobald der Eid und die Ehre dies gestatten." Er zog das Mädchen wieder an seine Seite, sie aber blieb den Abend still und feierlich und verhandelte draußen leise mit der alten Dienerin. Endlich brach sie das Schweigen: „Heut ist eine heilbringende Nacht und ich möchte in die Berge, ein wohlthätiges Kraut zu holen, das man nach Vorschrift der Bücher und klugen Leute nur um Mitternacht aus dem Boden heben darf. Wollt ihr mich begleiten, doch ohne ein Wort zu sprechen, so wäre mir's lieb."

„Ich bin bereit," sagte Bernhard verwundert. „Was ihr wagt, soll mich nicht schrecken. Doch um euretwillen, liebe Jungfer, warne ich vor der Stunde, welche dem Christen unheimlich ist."

„Sorgt nicht," antwortete Judith mit düsterem Lächeln, „ich vertraue, es ist keine Gefahr für Leben und Seligkeit." Sie setzte sich wieder zu ihm, sprach ruhig und zutraulich und bat ihn von seinen Kriegsfahrten zu erzählen. Das that er gern, und schnell vergingen die Stunden, bis sie aufstand und bedeutsam sagte: „jetzt ist es Zeit zu gehen." Bernhard eilte in sein Quartier, holte seine Waffen, hüllte sich in den Mantel und weckte den Knaben.

„Der Schreiber hat heut im Hofe der Jungfer spionirt," berichtete Pieps. „Ich sah ihn im Abenddunkel unter dem Fenster." „Halt Wache," gebot Bernhard.

Als er aus der Hütte trat, stand die Jungfer ihn erwartend am Thor und legte warnend die Hand auf den Mund. Sie eilten über den Steg auf die Berge zu. Die Nacht war kühl und still, der volle Mond warf helle Lichter auf den Pfad, welcher der nächsten Höhe zuführte. Judith sah oft nach dem

Himmel und hemmte den Schritt, um die rechte Stunde zu treffen. Als sie den Gipfel erreicht hatten, wies sie auf eine hohe Tanne, welche allein am Rande des Abhanges stand; Bernhard verstand, daß er dort zurückbleiben sollte und das Mädchen trat allein hinaus auf den offenen Raum, welcher mit jungem Laubholz umfaßt, vom Monde hell beschienen war.

Bernhard merkte Nichts von den Schrecken der Geisterstunde. Hinter ihm fiel die Höhe steil zu dem Thale, er erkannte die grauen Dächer des Dorfes im Grunde, auch das Haus der Geliebten und den weißen Schaum des Bergbachs. Vor ihm aber lag friedlich in silbernem Glanz die Bergwiese, der Nachtwind strich leise über die Halme und Blüthen, so daß sie sich regten wie im Schlafe, und trieb ihren würzigen Duft weit hin durch die Luft. Wo ein Busch oder der Stumpf eines Baumes Schatten warf, bewegten sich wie im Tanze kleine Lichtfunken; sie fuhren auf und nieder, erglänzten und verschwanden zwischen Schatten und Licht. Es war wundersam still, keine Vögelstimme ertönte und kein Wildthier bewegte die Zweige, die Grillen hingen schweigend an den Blättern, die Hummeln saßen geduckt in ihrem Erdloch, und über der schlafenden Erde lag aus Strahlen gewebt die silberne Decke, welche das geheime Leben verbarg. Bernhard, der zum Schutz für sich und eine Andere leise sein Gebet gesprochen hatte, bedachte, daß die Stunde und der Ort eher zu frommen Gedanken ermunterten als zu Werken des Teufels. In der Ferne sah er Judith langsam am Rande des Gehölzes dahingehen, auch sie umflossen von dem milden Schimmer der Nacht, und er erkannte, daß sie niederkniete auf dem Grunde. Nicht lange und sie kam mit schnellen Schritten auf ihn zu, zog ihn in den Schatten des Baumes und flüsterte scheu zurückblickend: „Nicht ohne Widerstand empfing ich die Gabe. Mir war, als schaute ich im Gehölz das Gesicht des bösen Feindes; er sah einem Manne ähnlich, vor dem mir graut. Doch das Trugbild verschwand wieder, und ich halte in meiner Hand, was

ich für euch geholt." Sie wies ihm den kleinen Beutel, welchen sie aus der Truhe gehoben hatte. „Dies Säcklein, über dem ihr die Jungfer geküßt habt, bewahrte ich für euch; die Wurzel eines kleinen Krautes steckt darin, denn es ist ein Glaube, daß diesem die Kraft verliehen sei: den Leib des Mannes, der sie trägt, vor feindlichem Geschoß zu bewahren. Nehmt sie, Geliebter, und bergt sie unter eurem Kleide. Wir haben ja keine Gewähr, daß sie die große Kraft hat, aber wir hoffen es. Seid ihr selbst auch stolz und seid ihr ungläubig, tragt sie doch um meinetwillen, denn in Herzensangst um euch habe ich sie der Erde abgefordert und geraubt."

Da empfing er die Gabe, barg sie an seiner Brust und sagte herzlich: „Seither habe ich der Gefahr ohne Furcht ins Auge gesehen, und war bereit in Gottes Namen zu ertragen, was der Krieg dem Reiter bringt. Was mir von euch kommt, bewahre ich ohne Scheu. Aber ich fürchte fast, daß mir euer Geschenk das sorglose Wagen vermindert; denn wenn ich es an meinem Herzen fühle, so muß ich jetzt denken, daß ich ein holdes Mädchen besitze, das mehr um mein Leben sorgt als ich selbst. Kräftiger als die Kräuter des Feldes ist der Zauber, den ihr an mir übt, wenn ich euch in die Augen blicke und wenn ich euch in meine Arme schließe, wie ich jetzt wage."

6.

Enttäuschungen.

Die hohe fürstliche Theilnahme machte den Gast im Hause des Schloßpredigers zu einem Gegenstand sorglicher Pflege. Der Herzog sandte einen Wildbraten und sogar einen guten Trunk für seinen Schützling, er hielt im Vorbeireiten an und frug den Hausherrn, welcher vergnügt auf die Schwelle trat, nach dem Befinden der Fremden, ja er stieg selbst die finstere Treppe hinauf und versicherte Regine mit tröstenden Worten seines Schutzes. Da war natürlich, daß ihr manch gutes Süppchen gekocht wurde, und daß die Schloßpredigerin nicht leiden wollte, wenn ihr Gast an die Waschgefäße trat und in der Küche unter den Töpfen hantirte. Doch Regine beharrte dabei, das Wohlwollen, welches ihr so plötzlich zu Theil geworden war, durch treue Hilfe zu verdienen, sie bemächtigte sich der Bäffchen und Kragen des Geistlichen, wußte diese in glänzendem Weiß zu erhalten, machte mit herzlicher Innigkeit die Hausandachten durch und ging bei jedem öffentlichen Gottesdienst schüchtern neben der Schloßpredigerin zur Kirche hinauf; dort saß sie auf einem Ehrenplatz mit niedergeschlagenen Augen und merkte nicht, daß sie der kleinen Schloßgemeinde zu beständiger Verwunderung gereichte, und daß auch die hohen Herrschaften vom Chore aus den Verlauf ihrer Andacht genau beachteten.

Sie war glücklicher als seit lange. Aber bei ihrem Wohlbefinden war ein Haken, den sie selbst nicht merkte. Sie er=

wies sich nicht als das Wunder, das sie doch sein sollte, sie wandelte durch die Stunden des Tages ganz wie ein anderes Mädchen und zuweilen verschönte ihr herzliches Lachen die Räume des Pfarrhauses, wenn Licentiatus Hermann als Gast gegenwärtig war, kleine Abenteuer von der Universität erzählte und dabei die fremdartige Sprache der Süddeutschen possierlich nachmachte. Vielleicht war es das ruhige Glück, welches dem Mädchen die Erweckungen fern hielt; aber solche Enthaltsamkeit war nicht ganz nach dem Sinne ihrer Gönner. Der Herzog begnügte sich bei dem Geistlichen deshalb vertraulich anzufragen und sagte: „haltet das Kind nur gut, das Uebrige sei dem Herrn befohlen!" Aber der Schloßprediger selbst fühlte die Verantwortlichkeit und daß die Sache einen Fortgang haben müsse, und es geschah, daß er sich bei Nacht von seinem Lager erhob und in Socken an die Kammerthür seines Gastes schlich, um zu horchen, ob sie nicht vielleicht an leere Wände die werthvollen Worte verschwende, so daß die Hausfrau, ebenfalls in Socken, nacheilen und mit kräftigem Protest an seinen Husten erinnern mußte.

Endlich befand der Schloßprediger, daß es nothwendig sei, die sibyllinische Thätigkeit seines Gastes, soweit geistlichem Zureden möglich ist, aufzumuntern; er spielte sich eines Tages mit vorsichtigen Worten auf die früheren Zufälle des Mädchens, forschte genau nach den Kennzeichen, an denen das Eintreten dieses Zustandes von dem theilnehmenden Beobachter erkannt werden könne, und beachtete im Amtseifer nicht, daß sein Gast sogleich alle Heiterkeit verlor und hilfeflehend zu ihm aufsah. Zuletzt wagte er sogar den Rath: „meine liebe Jungfer, da des Herzogs Gnaden ein besonderes Interesse an euren prophetischen Aussprüchen nimmt, so wäre für uns alle wünschenswerth, wenn derselbe einmal davon profitiren könnte." — Regine versetzte kummervoll: „Ach! ehrwürdiger Herr, ich vermag ja dabei Nichts."

Aber wohlmeinend fuhr der Geistliche fort: „Vielleicht

würde durch Gebet, sowie durch ernste Richtung des Willens auf die erwähnte Begabung der erwünschte Effect zu erreichen sein."

Regine stand erschrocken auf: „Soll ich meinen lieben Schöpfer bitten, daß er mich träumen lasse, damit dem Herrn Herzog eine Unterhaltung bereitet werde?"

„Die liebe Jungfer möge meine Worte nicht uneben auslegen. Diese Träume könnten Manches enthalten, was als göttlicher Fingerzeig für Seine herzogliche Gnaden von hoher Importanz sein würde, insbesondere wenn es der Jungfer gelingen sollte, dem Herzoge etwas wegen der großen Flügelhauben und Bänder, wodurch die Weiber jetzt Aergerniß geben, ans Herz zu legen, sodann wegen des unmäßigen Saufens seiner Cavaliere, vielleicht auch wegen der höchstnöthigen Erhöhung der Stolgebühren."

Regine saß wie vernichtet in tiefem Schweigen, so daß der Schloßprediger den Eindruck seiner Worte merkte und gutmüthig fortfuhr: „Die Jungfer ist uns allen werth geworden durch gottesfürchtiges und säuberliches Wesen, auch ohne ihre Träume, von denen wir ja nicht wissen, ob sie eine himmlische Heimsuchung oder Begnadigung sind. Es wäre uns nur lieb, darüber einmal durch eine Beobachtung informirt zu werden."

Diese Unterredung hatte zur Folge, daß Regine in tiefe Trauer verfiel; sie saß den Tag über schweigsam und abgespannt, und die Schloßpredigerin, die es für passend hielt, selbst die Bewachung zu übernehmen, hörte sie noch am späten Abend in ihrer Kammer weinen. Den anderen Tag war sie bleich und unruhig, die Hände flogen ihr bei einer Arbeit, die sie vergebens zu bezwingen suchte, wie im Fieber, und als sie am Nachmittag der Hausfrau klagte, daß sie sich müde und erschöpft fühle, und von dieser auf einen Lehnstuhl geführt und in warme Decken gehüllt wurde, da konnte der Geistliche zum Herzog eilen und berichten, die Anzeichen seien günstig und es sei wohl möglich, daß der Gast heut allerlei offenbare.

Auch der Herzog wurde durch Wißbegierde getrieben und ließ schnell den Licentiaten Hermann rufen, damit dieser die Enthüllungen zur Stelle niederschreibe. Als er in die Stube des Schloßpredigers trat, fand er die Kranke im Lehnstuhl zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen, die Wangen leicht geröthet, so friedlich und heiter, daß er sich über sie neigte und sie lange mit innigem Wohlwollen ansah. Sie hatte noch Nichts geredet. Doch sobald er der Schläferin gegenüber einen Sessel einnahm und das Geflüster der Anwesenden eine gewisse Erregung erkennen ließ, theilte sich die Bewegung der Schlafenden mit, sie rührte die feinen Hände, holte tief Athem und begann deutlich und langsam zu sprechen: „Du lieber Gott, bei dir ist Friede. Wir bitten täglich darum und ich weiß, du wirst dich unser erbarmen.

Sorge nicht um mich, mein Bruder, mir geht es wohl auf Erden, die Leute sind gut gegen mich, vor Anderen der fromme Herzog. Betet Alle für ihn" — der Schloßprediger hob die gefalteten Hände. —

„Als er gestern auf die Jagd ritt, stand ich am Fenster und ich ängstigte mich um ihn. Die Wälder sind unsicher; wahret euch, lieber Herr, denn das Land könnte euch nicht missen. Ich freue mich, daß der Herzog sich nicht zu einem Kriegsfürsten gemacht hat, wie unsere Reiter begehrten, denn wer Menschenblut vergißt, dessen Blut soll wieder vergossen werden.

Ich fürchte, er traut zu viel auf den Herrn Schloßprediger, denn dieser ist ein Fuchs; er wollte mich bereden, daß ich dem guten Herzog Etwas wegen der Stolgebühren verkünden sollte."

„Entsetzlich," seufzte der Schloßprediger. „Das war ein Mißverständniß, herzogliche Gnaden." — Der Herzog hob strafend den Finger, Regine aber schwieg; es war tiefe Stille, nur der bedrängte Hausherr fuhr nach seinem Sacktüchlein. Endlich begann die Schlummernde wieder: „Ei da ist ja auch Monsieur Hermann? Hm hm! — Danke für freundliche

Nachfrage, ganz gut." — Der Licentiat legte erröthend die Feder weg.

„Sie wollen hören, was ich im Traume rede, du lieber Gott! aber auf dein Wort, welches du verkündet hast, wollen sie nicht hören. Sie berühmen sich hoher Kenntniß der Schrift, aber ihr Herz ist kalt. Wie wollen sie dazu helfen, daß dein Reich und deine Herrlichkeit auf dieser Welt heimisch werde?

O Schöpfer mein, den Augen dein
darf Niemand keck erscheinen.
Mein Unverstand ist dir bekannt,
kann seufzen nur und weinen."

Wieder schwieg sie still und bewegte sich unruhig. „Die Hände werden mir kalt," murmelte sie, „und ich werde erwachen." — Sie neigte das Haupt und seufzte noch einige Male, dann öffnete sie die Augen und sah mit starrem Blick auf die Versammlung.

„Des Himmels Segen über dich, du gutes Kind," sagte der Herzog. „Wir haben diesmal keine Verkündigung vernommen, wohl aber christliche Gesinnung. Was ihr geschrieben, Hermann, bleibt vertraulich zwischen den Anwesenden. Euch aber, Schloßprediger, ermahne ich, daß ihr euch nicht einfallen laßt, eure Wünsche der Jungfrau in das Ohr zu sagen; ihr seht, sie kommen schnell an den Tag."

„Dennoch darf ich Eurer herzoglichen Gnade nicht verbergen," sagte der Schloßprediger bedrückt, „daß mir ein Zweifel gekommen ist, ob, was sie hier verkündet hat, irgendwie durch göttliche Erleuchtung gesagt ist. Schon Martinus Luther hat erfahren, daß auch der Satan in leuchtendem Gewande sich zu präsentiren wagt."

„Haltet ihr die Andeutung wegen der Stolgebühren für eine teuflische Eingebung?" frug der Herzog mit Spott.

„Für einen Irrthum, gnädigster Herr," antwortete der Geistliche feierlich. „Nicht nur ich, sondern alle meine Amtsbrüder sind der Meinung, daß ein neues Edikt über die Stol-

gebühren für das geistliche Ministerium nöthig sei, und ich erinnere mich, daß ich darüber zu der Jungfer gesprochen. Aber keineswegs war die Absicht, daß ich wie ein Fuchs hinterlistig durch solche Rede Ew. Gnaden gute Meinung für diese Angelegenheit gewinnen wollte; und ich wiederhole meine Befürchtung, daß die Aussage der lieben Jungfer eher Traumgespinnst einer kranken Person, als eine Offenbarung sei."

„Was es auch sein mag, Ehrwürden, ich denke, auch ihr seid der Ansicht, daß es aus einem reinen kindlichen Herzen kam; und ich bin willens die Herzogin zu veranlassen, daß sie der Jungfer auf dem Schlosse ein Unterkommen bereite, damit euch nicht durch ein neues Mißverständniß das arme Kind verleidet werde."

So schied Herzog Ernst und die Kranke saß da, gestochen durch die kalten Blicke ihrer geistlichen Wirthe. Als aber nicht lange darauf einige Schloßdiener kamen und Regine in einer Sänfte nach dem Friedenstein hinauftrugen und mit ihr ihre Habe, da erkannte der Schloßprediger, daß hier ein ernster Fall vorliege, und daß er in einem natürlichen weltlichen Bestreben ein geistliches Unrecht verübt habe. Er ging die ganze Woche schwermüthig umher und hielt am nächsten Sonntage in Gegenwart des Hofes eine nachdrückliche Predigt, in welcher er eine Menge Fallstricke bezeichnete, durch welche Satan die Gerechten dieser Welt für sich einzufangen sucht. Zum Schluß aber erhob er in auffälliger Bewegung seine Stimme und klagte sich selbst vor seiner Gemeinde an, daß auch er in Gefahr gewesen sei, einer Versuchung aus eigennützigem Interesse zu unterliegen; und er bat die gesammte christliche Zuhörerschaft ihn durch Gebet zu unterstützen, damit er Verzeihung erwerbe. Dazu erwies sich die Gemeinde willig, und der geistliche Herr sah mit Befriedigung, daß auch sein Herzog die Hände faltete und für ihn bat. So hatte er die üblen Folgen seines vorschnellen Eifers allerdings von sich weggebetet und durfte wieder mit gehobenem

Haupte einherschreiten; aber gegen die fremde Jungfer und ihre begünstigte Stellung im Himmel und auf Erden vermochte er fortan ein gewisses Mißtrauen nicht los zu werden.

Zu derselben Zeit, in welcher Regine durch die irdische Klugheit des geistlichen Herrn gekränkt wurde, sollte auch ihr Bruder durch ähnliche Gesinnung hoher weltlicher Befehlshaber von seiner Compagnie geschieden werden. Er war mit seinen Begleitern unter schwedischem Conduct den Quartieren des Generallieutenants Königsmark zwischen Weser und Leine zugeritten. Dort wurden die Abgesandten in Herberge gelegt, Bernhard selbst durch einen Officier, der ihm als Führer zugetheilt war, vor das Tafelzelt des Generals geführt. Er stand vor einem ansehnlichen Bau, der nur von außen linnen war, denn an den zurückgeschlagenen Zipfeln des Eingangs sah man den kostbaren Seidenstoff des Innern; dafür diente das Zelt auch zur Pracht bei Gastereien und beim Empfange fremder Besucher. Eine grüne Schnur schloß die Umgebung in weitem Kreise ab und wurde durch Hellebardiere bewacht, welche dem dreisten Andrängen Neugieriger zu wehren hatten.

„Seine Excellenz sind noch bei der Tafel und ihr werdet euch gedulden müssen," sagte der Schwede und führte seinen Gast zu einem Haufen von Soldaten und Officieren niederer Grade, welche schaulustig außerhalb der Schnur standen. Bernhard sah lange Reihen reichgekleideter Diener die Speisen in großen Silberschüsseln auftragen, behende Pagen liefen ab und zu oder stolzierten hochmüthig durch die harrende Menge; der Kellermeister brachte einen goldenen Pokal mit beiden Händen heran und hinter ihm schritten seine Küfer mit schweren Kannen; überall reicher Schmuck und edles Metall, eine Pracht, wie sie Bernhard noch nirgend geschaut hatte, selbst nicht bei dem französischen Marschall, dem die hungernden Soldaten oft Böses wünschten. Da wurde ihm das Herz schwer und er frug sich zweifelnd, ob der neue Herr besser sein werde als der alte. Er hatte Zeit zu solchen Betrachtungen, denn die

Mahlzeit währte lange, zuweilen vernahm er aus dem Innern des Zeltes lautes Gelächter und Rufe nach dem Mundschenk. Die schwedischen Officiere, die um ihn her standen, hatten seinen Gruß mit kalter Höflichkeit erwiedert und ihn neugierig betrachtet, doch da er stolz aufrecht stand und wie ein Kriegsmann aussah, der seinen Degengriff schnell zu finden weiß, so begnügten sich die Beobachter mit abfälligen Blicken und leisen Bemerkungen. Endlich nach einer harten Geduldprobe hörte er das Geräusch der aufbrechenden Zechgesellschaft, die Diener strömten zum Ausgang und stellten sich in Reihen auf, und die Befehlshaber und Würdenträger schritten zwischen ihnen, einzeln oder zu zweien, ins Freie, alle mit gerötheten Gesichtern, mancher mit wankendem Tritt. Wieder verging eine Weile, die Zuschauer hatten sich verlaufen und Bernhard stand allein, da kam sein Begleiter geschäftig aus dem Zelt ihn zur Audienz zu holen.

Sie durchschritten den großen Raum, in welchem das Mahl aufgetischt worden, und Bernhard sah die bunten Teppiche der Tribüne, auf der die Tafel stand, in der Mitte den vergoldeten Sessel des Generals mit purpurnem Sammt überzogen, einem Fürstenstuhle ähnlich, da General Königsmark als Gubernator von Bremen und Verden sich den regierenden Herren in Deutschland gleich achtete. Der Officier schlug einen Vorhang zurück und der Rittmeister befand sich zwischen Tapeten, die aus Gold und grüner Seide gewirkt waren, dem berühmten Kriegshelden gegenüber. Der General hatte diesen Ruf wohl verdient durch die Klugheit seiner Anschläge und wilde Verwegenheit im Gefecht, aber auch durch die Leutseligkeit, in der er mit seinem Volke zu verkehren wußte, wo es galt zu gewinnen; nicht zuletzt durch sein prachtvolles und großartiges Auftreten und durch einen Anschein von sorgloser Verschwendung. Doch die, welche ihm zu contribuiren hatten, wußten, daß er habgierig zu greifen und festzuhalten verstand. Auch sein Aeußeres war so, wie es der Soldat an seinem Feldherrn liebt, er hatte das

Lob ein schöner Mann zu sein, und war auch sein Antlitz durch Ausschweifungen aufgedunsen, die großen feurigen Augen, hoch geschwungene Brauen und eine starke Adlernase darunter gaben ihm bei seiner stolzen Haltung ein heroisches Aussehen. Mit kurzem Gruß beantwortete er die tiefe Verneigung Bernhards.

„Euer Name und euer Regiment? was wart ihr vor eurer wilden Reformation?"

„Fähnrich in der Leibcompagnie."

„Warum seid ihr nicht eurem Obersten gefolgt?"

„General Rosen ist durch Marschall Turenne verhaftet und ich bin ein Deutscher."

„Das bin ich zuletzt auch," sagte der Feldherr, „leider ist diese Qualität kein Passeport zu einem glücklichen Leben." Und mit gehobener Stimme frug er: „warum seid ihr nicht zum Feldmarschall Wrangel gestoßen, der sich doch, wie ich höre, mehrfach durch Unterhändler um euch bemüht hat?"

„Er ist ein Schwede, unsere Völker aber begehren sich einen Kriegsobersten von deutschem Stamme, dem sie zutrauen, daß er der evangelischen Sache aufrichtig dient und seinen Soldaten ein redliches deutsches Herz beweist." Der General hob warnend die Hand, schritt zum Vorhang und sah nach, ob ein fremder Hörer in der Nähe sei. Dann begann er freundlicher:

„Soll ich euch Gutes rathen, euch und euren Kameraden, so schweigt von eurem deutschen Wesen, insonderheit wenn ihr mit mir verhandelt. Ich führe Amt und Befehl von der Krone Schweden und bin ein treuer Diener meiner Königin. Bezeuget mir," fuhr er mit lauter Stimme fort, „daß ich durch keinen Boten einen Antrag an euch gesandt, und mich in keiner Weise um euch beworben, sondern daß ihr freiwillig zu mir kommt und erst zu fragen habt, ob mir an euch gelegen ist oder nicht."

„Solcher Antwort waren wir von Ew. Excellenz durchaus

nicht gewärtig," entgegnete Bernhard unwillig. „Als in unsrem Kriegsrath euer Name genannt wurde, gedachten wir, daß ihr als ein erfahrener Feldhauptmann und Held den Werth der Regimenter besser taxiren würdet. Zumal auch durch Boten, welche vorgaben in eurem Auftrage zu handeln, einzelnen Compagnien Versprechungen gemacht wurden, damit dieselben sich eurem Heere zuwenden möchten."

„Ob meine Obersten euch in solcher Weise angesprochen haben, weiß ich nicht," antwortete der General, „und kann für Versuche Einzelner nicht respondiren. Von mir selbst ist kein Antrag ausgegangen und wenn ich euch nehme, thue ich es nur auf meine Bedingungen."

„Wir aber," versetzte Bernhard, „wollen uns nur auf geschlossenen Vertrag übergeben, und wir suchen nach theuer erkaufter Experienz einen Herrn, der uns bei seiner Ehre gelobt den Vertrag zu erfüllen, und dem wir zutrauen, daß er uns das Pactum halte. Ist Ew. Excellenz an uns nichts gelegen, so habe ich meinen Bescheid, und ich kann gehen."

Königsmark trat auf ihn zu und hob wieder die Hand. „Ihr seid kurz ab mit Worten, Herr Abgesandter, das frommt bei solchem Handel nicht, wie ihr mit mir begehrt." — Er wies auf eine große goldene Ehrenmünze, welche er am Halse trug. „Ihr seht die eine Seite der Medaille, mir liegt die andere auf der Brust, und ich will mit euch, obgleich ihr mir fremd seid, in der deutschen Weise reden, deren ihr euch berühmt. Was euch gefällt, daß ich ein Deutscher bin, das gerade ist mir in Stockholm ein Hinderniß für Gunst und Glück, denn argwöhnisch belauern dort meine Feinde meine Mesuren und warten nur auf einen Vorwand mich zu verleumden, als wenn ich mehr an den eigenen Nutzen oder auf den Vortheil der deutschen Landsleute denke, als an den schwedischen. Schon bin ich euretwegen von dem Wrangel angefeindet und bei der Königin verklagt. Ich aber habe keine Lust das Schicksal des Friedländers zu theilen, denn als ein drohendes Schreckbild

lebt sein Abfall in der Erinnerung aller Potentaten. Wenn ich jetzt willfährig und mit offenen Armen euch Empörer empfange, so werde ich selbst geheimer Anschläge verdächtig, und mir wie euch würde das wenig frommen. Darum wiederhole ich euch: mir ist wohl bewußt, was ihr werth seid, aber ich kann nicht wie Andere euch die Hände drücken und in das Ohr sagen: kommt zu mir, während ich mich vor den Franzosen anstelle, als ob ich eure Rückkehr zum Turenne betreiben wollte. Ich sage euch kurz und gut, begehrt habe ich euch nicht! Wollt ihr doch zu mir, so darf ich's euch nicht versagen, aber ihr müßt euch meinem Vortheil fügen. Was ich euch bewillige, will ich euch redlich halten. — Doch wie mir zugetragen wird, hat sich in euren Völkern das Geschrei erhoben: der Soldat müsse zu dem helfen, was die Perücken niemals durchsetzen werden, daß nämlich dies gedrückte Deutschland pacificirt werde. Solche Meinung ist neu und unerhört in den Heeren. Habt ihr diese Gesinnung?"

„Auch den Soldaten jammert der allgemeine Ruin," antwortete Bernhard, „und die Weiber und Kinder des Trosses fühlen den Hunger."

„Wenn sie gute Quartiere erhalten, kommen ihnen vielleicht andere Gedanken," versetzte der General lächelnd, „nur im Kriege macht der Soldat seine Fortune. Jetzt hofiren uns die deutschen Fürsten, ist der Friede geschlossen, dann fegen sie uns durch einen Federbart aus dem Lande. Dennoch, Herr Rittmeister, bin auch ich dem Frieden nicht abhold, nur daß er rühmlich komme und zur rechten Zeit."

„Verzeihet, Herr, die trauernde Germania frägt seit Jahren, wann soll die rechte Zeit kommen?"

„Für euch, Herr Abgesandter, wenn ihr ein gemachter Mann geworden seid," antwortete der General, „und für Andere, wenn sie in gleichem Falle sind. Ihr scheint mir von der Art zu sein, aus welcher Frau Fortuna ihre Günstlinge wählt, ich hoffe, es soll euch auch bei mir gelingen." Er ging zum Tische

und ergriff ein Blatt: „Die Bedingungen eurer Völker über Sold, Quartiere, Dienst sind mäßig und sie werden uns nicht scheiden. Doch was hier nicht verzeichnet steht, möchte ich von euch erfahren, da wir allein sind. Ihr seid im Vertrauen der Officiere. Was begehren diese unter der Hand für sich selbst? und was begehrt ihr für euch als Unterhändler?“ Da Bernhard ihn schweigend ansah, fuhr er fort: „Meine Kassen sind leer und hoch dürft ihr nicht fordern.“

„Herr General,“ sagte Bernhard kalt, „gestattet mir und meinen Kameraden die Nachrede zu vermeiden, als wenn wir die Regimenter an euch verkauften.“

„Ihr thut am besten Geld zu nehmen,“ rieth der General gutmüthig, „denn mit Anderem kann ich euch noch weniger gefällig sein.“

„Wir Officiere begehren keine Begabung, die vor den Völkern geheim bleiben müßte.“

„Ich habe euch für klüger gehalten,“ versetzte der Schwede trocken. „Ihr werdet noch lernen, daß das ganze Wesen der Welt durch zwei Principia regiert wird, bei den Soldaten heißt es: nehmen, was zu greifen ist, bei den Schreibern: eine Hand wäscht die andere.“

„Ich habe keinen Auftrag für die Officiere der Compagnien etwas zu fordern, außer eines, daß sie im Befehl belassen werden; und vielleicht, Herr General, würde ich mich auch nicht zum Boten eines andern Auftrages hergegeben haben.“

„Das thut mir leid um unser Geschäft,“ antwortete der Feldherr, „denn wenn die Führer begehren, ihre Compagnien zu behalten, so sage ich euch gerade heraus, daß ich darauf nicht mit euch pactire. Die ihr als Officiere bestellt habt, sind im Tumult aus dem gemeinen Volke gewählt, es ist unmöglich, daß sie in ihren Stellen bleiben. Das wäre ein himmelschreiendes Exempel für alle Zeit, meine Officiere würden sie niemals als ihresgleichen anerkennen und kurz, ich

sage euch, soll ich euch nehmen, so werden die Regimenter neu formirt, die Obersten und Rittmeister von mir bestellt."

„Euren Willen werde ich dem Kriegsrath mittheilen," erwiederte Bernhard mit Zurückhaltung.

„Das Hin- und Herziehen verdirbt euch und schadet mir," rief der General, „soll ich abschließen, so muß es heut geschehen und mit euch! Sprecht ehrlich, wie weit könnt ihr mir nachgeben?"

„Wer die Feldbinde des Officiers getragen hat, wird um seiner Ehre willen diese nicht ablegen," sagte der Rittmeister finster.

„Das gebe ich zu," versetzte der Feldherr. „Die Führer der Compagnien mögen zu Lieutenants werden. Nur Einer soll seine Compagnie behalten, und der seid ihr." Da Bernhard stumm blieb, fuhr der Graf fort: „Wollt ihr diese Abmachung nicht auf euren Kopf nehmen, so laßt eure Begleiter darüber entscheiden; und ich sage euch, eine Mehrzahl wird froh sein die Compagnien los zu werden, denn auf die Länge würden sie schlechteren Gehorsam finden, als meine Officiere. — Noch bleibt das schwerste Stück," hub er nach einer Weile wieder an, „was soll ich mit eurem Führer machen, den ihr, wie ich höre, General titulirt, obgleich er bei Turenne nur Wachtmeister war?"

„Er hat sich als ein guter Oberst bewährt im Befehl gegen die Feinde und gegen die Soldaten," antwortete Bernhard, „und das Heer hängt an ihm."

„Um so schlimmer," murmelte der General. „Was fordert er für sich?"

„Wollen Ew. Excellenz observiren, daß er es ist, der die Völker der Krone Schweden zuführt und daß er wohl das Recht hat eine ehrenvolle Anerkennung zu verlangen."

„Ich sage euch, mein Säckel ist leer, doch soll es mir auf ein Stück Geld nicht ankommen."

„Unsere Völker begehren für ihn das Amt eines Obersten in einem unserer Regimenter."

„Das ist wieder unmöglich," rief der General. „Die Majestät von Schweden würde niemals eine solche Ernennung toleriren und bestätigen. Auch kann euer Führer selbst das Amt nicht wünschen, denn er würde, bevor acht Tage ins Land gehen, seiner Ehren durch Degenstiche enthoben sein. Thut ein anderes Gebot."

„Ich bin dazu nicht ermächtigt," entgegnete Bernhard.

„So laßt mich selbst mit ihm verhandeln, es wird sich dazu Gelegenheit finden, wenn eure Regimenter herangekommen sind. Will sich euer Führer mit Discretion der königlichen Gnade anvertrauen, so bin ich bereit nach Befund der Sache die Forderung eines mäßigen Ranges zu befürworten, ich selbst würde mich auf ein Wespennest setzen, wenn ich mehr thäte."

Mit diesem Bescheide wurde Bernhard entlassen.

Vor den Abgeordneten des Heeres wiederholte der Feldherr sein Anerbieten. Er war leutselig, ließ Wein kredenzen und trank den Fremden auf baldige Conjunction zu. Bernhard erkannte, wie viel dem General daran gelegen war, den Zuwachs zu erhalten, und wie es ihm auch gelang, die gute Meinung der Abgesandten zu erwerben; und er hörte mit Verachtung, daß schwedische Officiere mit seinen Begleitern verhandelten und daß leise Worte durch den Klang des Geldes Gewicht erhielten.

Als der Rittmeister mit den andern Abgeordneten zu den weimarischen Regimentern zurückkehrte, fand er die gemeinen Soldaten nicht in guter Stimmung. Das Unsichere der Lage und die Strenge des Führers, welcher Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner nicht leiden wollte, hatte Viele unzufrieden gemacht. Dem General war durch seine stillen Vertrauten, die er am Lagerfeuer unterhielt, zugetragen worden, daß einzelne Compagnien schon darüber handelten, sich gegen ihn aufzulehnen und einen anderen Befehlshaber zu setzen. Mit bitterem Lachen vernahm er den Bericht des Freundes. „Als dein Schreiben kam, daß Herzog Ernst die Annahme verweigere,

da schwand den alten Reitern das Vertrauen. Ich sage dir, die Undankbaren werden für sich annehmen und mich preisgeben."

„Was willst du thun?"

„Aushalten," rief Wilhelm. „Meint Herr Königsmark, daß ich mit seinen Pfennigen in der Tasche und der Schmach auf dem Haupte von dannen reiten werde, nachdem ich ihm acht stolze Regimenter zugeführt? Ich will diese hochmüthigen Schweden noch zwingen, mich zu beachten; denn wisse, den Soldaten wird schnell die Reue und neue Unzufriedenheit kommen und sie werden nach einem Mann aussehen, der für sie denkt und spricht."

„Mit Gefahr seines eigenen Kopfes, wenn er der Schwedenkönigin den Eid geleistet hat."

„Sorge nicht um mich," sagte der General, „ich bin vorsichtig und will ihnen mit ihrer Münze bezahlen."

In großer Versammlung der Officiere wurde die Antwort des Schweden verhandelt und den Völkern zur Entscheidung vorgelegt; und der Soldat entschied, wie Wilhelm vorausgesagt, bereitwillig für den Marsch zum Königsmark.

7.

Die beiden Sibyllen.

Regine sah jetzt von der Höhe des Schlosses auf die Stadt herab und in die blaue Ferne, wo sie sich den lieben Bruder beim Heere des Schweden dachte. Sie war halb als Dienerin, halb als Gast in den fürstlichen Haushalt aufgenommen und hatte auch hier die Freude, sich ein wenig nützlich zu machen. Sie gefiel der Frau Herzogin, einer ruhigen Dame, welche ihrem Herrn mit Bewunderung und Liebe zugethan war und ihre Pflichttreue während einer langen Ehe durch die Geburt von achtzehn Kindern erwies. Obgleich damals von diesem großen Segen nur die ersten Offenbarungen sichtlich waren, so fand die erlauchte Frau doch bereits ihr Glück in stiller Häuslichkeit, indem sie Küche, Wäsche und Silberzeug des fürstlichen Haushalts überwachte, und einen großen Theil ihrer Zeit im Sessel bei vornehmer Arbeit verlebte. In solchen Stunden saß Regine oft auf dem Bänkchen zu der Herzogin Füßen, und da der oberdeutsche Klang ihrer Sprache den Herrschaften wohlgefällig war, so wurde ihr das Amt zu Theil Predigten und anderes Erbauliche vorzulesen. Das that sie mit Eifer, und sie hatte zuweilen auch Gelegenheit darüber eine bescheidene Meinung gegen den Herrn Licentiaten auszusprechen, dessen stillen Gruß sie täglich in den Gemächern der Herzogin empfing. Der Herzog selbst aber, der sonst den Frauen der fürstlichen Kammer keine auszeichnende Beachtung zuwendete, fuhr fort, an seinem Schützling ein besonderes Wohlgefallen

zu empfinden. Er dachte zuweilen an das unschuldige Gesicht und das verklärte Lächeln, welches er an der Schlummernden beobachtet, dann nahm er das Blatt hervor, auf welchem der Licentiat die kurzen Reden Regina's verzeichnet hatte, und nährte den Wunsch wichtigere Enthüllungen von ihr zu erhalten. Ja ihm begegnete, daß er einst die Thür zu den Zimmern seiner erlauchten Gemahlin öffnete und hinter dem Vorhange stehen blieb, als er die erzählende Stimme des Mädchens hörte. Aber da sah er die Herzogin vor einer Tafel sitzen und um sie die Kammerfräulein, welche mit Schürzen über den Kleidern gerade an Gläsern mit Eingesottenem hantirten, er vernahm, daß seine junge Sibylle im Eifer sagte: „Ihrer herzoglichen Gnaden empfehle ich den Nürnberger Brauch, denn dort kochen sie die Latwerge mit Birnmost." Und dem Herrn mißfiel, daß eine der Frauen widersprach und den Widerspruch schonungslos mit Gründen stützte.

Doch auch ihm glückte nicht die Fremde in der erwünschten Thätigkeit zu beobachten. Allerdings, wenn das Kammerfräulein, welches bei Nacht auf hohen Befehl Regina's Genossin war, pflichtgemäß über den Schlummer ihrer Nachbarin berichtet hätte, so wäre mancherlei Prophetisches zu melden gewesen, aber das Fräulein wurde durch die flehentlichen Bitten Regina's veranlaßt nichts zu sagen. Und sie schwieg um so lieber, als auch die Hofmeisterin der Ansicht war, daß dem ganzen adeligen Frauenzimmer wenig daran liegen könne, wenn eine Landfremde durch mondsüchtige Reden bei Hofe zu einer unerhörten Distinction gelange.

Aber nur kurze Zeit sollte Regine in lichter Höhe athmen; vom Walddorfe her zog schwarzes Gewölk heran gegen ihren Frieden und gegen das Glück des Bruders.

In dem Amtsschreiber kämpften durch einige Wochen Furcht und Eifersucht gegen die alte Begehrlichkeit, mit welcher er nach dem Besitz der Jungfer Judith und ihres Hauswesens strebte. Er hatte mit grimmigem Haß Bernhard's Wege be=

lauert und in jener Nacht vom Rande des Gehölzes der Suchenden zugesehen. Ihr Werk war ihm unheimlich erschienen, obgleich er sonst im Stillen die landläufige Angst vor Zauberkünsten verachtete. Aber die Scheu vor ihrer geheimen Wissenschaft legte ihm auch den Gedanken nahe, daß er als ihr Hausherr dadurch allerlei für sich gewinnen könne. Endlich bedachte er, daß der Fremde davon gezogen sei und wohl nicht wiederkommen werde, und wagte sich in das Haus der Jungfrau, mit der Absicht, ihr einen Antrag zu machen. Aber er lief nach kurzer Zeit zornig heraus, sattelte mit bösem Blick sein Pferd und ritt nach der Stadt.

Am nächsten Morgen rollte ein großer Wagen von Bewaffneten geleitet dem Walddorfe zu, das gesammte Consistorium des Landes befand sich darin, drei weltliche Richter und drei geistliche, unter diesen der Schloßprediger, und neben dem Kutscher hockte ein Schreiber. Die Herren saßen in würdigem Ernste wegen des schweren Handels, der ihnen bevorstand. Mehre Jahre hatte Satan sich begnügt, seine Gegenwart durch die Versuchungen zu erweisen, welche er unzweifelhaften Christen in den Weg warf, aber er hatte den Geplagten kein förmliches Pactum zugemuthet, jetzt jedoch war Aussicht vorhanden, wieder eine große Jagd auf den alten Bösewicht mit aller gesetzlichen Feierlichkeit anzustellen. Darum fühlten die Herren neben der Verwunderung und dem Grausen auch das düstere Behagen, welches mit jeder schweren Pflichterfüllung verbunden ist.

Sie waren kaum vor der Wohnung des Pfarrers abgestiegen, so flog, während sie sich noch durch mitgebrachtes Frühstück für die bevorstehende Arbeit stärkten, die Kunde von der Neuigkeit durch alle Hütten des Dorfes. Wer das Geheimniß zuerst ausbrachte, hätte Niemand zu sagen vermocht, aber Alle wußten darum; die Leute liefen aus den Häusern, starrten nach der Pfarre, flüsterten einander ins Ohr oder rangen die Hände, und wiesen mit heftigen Bewegungen nach dem

Hause, das einsam jenseit des Baches stand. Zu den ersten gehörte die alte Ursel selbst, die sich wohl bewußt war, daß die Leute mancherlei von ihr argwöhnten; sie lief von der Wiese, auf welcher sie Wäsche bleichte, in den Hof zurück.

Judith saß auf dem Ehrensitz, den vor Kurzem ein Anderer inne gehabt. Sie folgte mit ihren Gedanken dem Lauf eines trabenden Rosses, wiederholte seine Reden und ihr Auge leuchtete fröhlich, wenn ihr die Worte in der Erinnerung besonders gefielen. Da schrie die alte Dienerin entsetzt in der Thür: „Die Richter sind im Dorfe, sie sind gekommen Hexen zu brennen.“

„Sie meinen dich,“ rief Judith aufspringend.

„Und noch Eine,“ antwortete scheu die Alte. Judith hielt die Hand vor die Augen. Sie hatte nach dem rosigen Himmel geschaut und stand plötzlich vor einem gähnenden Abgrund. Im nächsten Augenblick gebot sie: „Entflieh!“ und wies nach der Gegend des Rennstiegs. Sie selbst setzte sich wieder zu der Arbeit. Sie lauschte auf die Tritte der Alten, vernahm, wie diese hastig im Flüsterton mit dem Knaben sprach, sie hörte die Hinterpforte knarren und sah von ihrem Stuhl durch das Fenster, ob ein Späher in der Nähe sei. Dann rief sie den Knaben, holte aus der Truhe ein verschnürtes Bund, welches Bernhard bei ihr zurückgelassen, that es in einen Korb und gab es dem Kleinen. „Dies gehört deinem Herrn, birg es in einem Versteck und trag es zu seiner Schwester; bitte, daß sie für dich sorgt, denn ich fürchte, Kind, du wirst bei mir nicht länger bleiben dürfen.“

„Die schwarzen Männer mögen sich in Acht nehmen,“ drohte Pieps, „mein Herr wird ihnen die Wege zeigen.“

Judith lächelte. Als der Knabe mit dem Korbe verschwunden war, schlug sie die Bibel auf, in welche der Vater ihr für die Todesnoth einen Spruch geschrieben hatte, legte die Hände darüber und neigte das Haupt, dann setzte sie sich wieder in den Lehnstuhl vor das Spinnrad. Sie dachte, ob der Knabe auch noch Mittagbrod erhalten und ob die Bleß versorgt sei,

aber sie stand nicht auf um nachzusehen. Sie saß still und starr und fühlte dabei, wie ihr das Athmen schwer wurde, und daß sich langsam etwas Unbekanntes, Furchtbares auf ihre Brust legte.

Unterdeß fanden die Herren Commissare viel zu verhören und niederzuschreiben. Zuerst hatten die Dorfleute scheu von fern gestanden und der Amtsschreiber hatte den Einen und den Anderen zu den Richtern hineinziehen müssen mit der harten Bedrohung, daß das ganze Dorf der Zauberei verdächtig werde, wenn man nicht aussage. Allmählich geriethen die Leute selbst in wahnsinnigen Eifer; was ihnen im Anfange als unglaublich und ungeheuerlich erschienen war, das wurde unter dem Hin- und Herreden wahrscheinlich. Viele wollten etwas beachtet haben und zuletzt drängten sich die Schwachen und Einfältigen zum Verhör. Nicht alle Nachbarn, man sah auch traurige Mienen und zornige Geberden, aber die so gesinnt waren, standen furchtsam bei Seite.

So geschah es, daß am Nachmittage eine lange Reihe gefährlicher Beschuldigungen gegen die Jungfrau jenseit des Baches gesammelt war, von der Dienerin Ursula ganz zu geschweigen, da das Consistorium diese nach fast einstimmiger Versicherung der Zeugen für eine Hauptheхe halten durfte. Aber auch die Zauberkunst der Jungfrau war den Herren wahrscheinlich geworden. Sie hatte in Krankheiten geholfen, wo der Stadtmedicus vergeblich angegangen worden, durch übelschmeckende Tränke, durch Auflegen der Hände, ja sogar durch ihre bloße Nähe. Sie hielt zwei schwarze bezauberte Vögel, welche sich vor anderen Menschen als Amseln geberdeten, sie hatte bei Raubeinbrüchen wiederholt ihr Haus unsichtbar gemacht, die Bleß gab eine unnatürliche Menge Milch; Leute, welche übel von ihr gesprochen hatten, waren plötzlich erkrankt, mehre Kinder hatten erst vor kurzem in ihrer Dachluke einen Kobold oder Hausgeist in Gestalt eines Kindes mit rother Mütze gesehen, der gegen sie die Zunge ausgestreckt hatte; dazu kam vieles

Andere, was nach allgemeinem Glauben von Zauberinnen verübt wurde. Auch das Zeugniß des alten Pfarrers war nicht gerade günstig. Er gab zu, daß sie als Pfarrertochter mit den Geheimnissen des Glaubens wohl bekannt sei und daß sie regelmäßig dem Gottesdienst und der Communion beigewohnt, indeß habe sie sich niemalen durch besonderen Eifer bemerkbar gemacht, auch lobte er, daß sie stets den Schein eines bescheidenen und ehrbaren Wesens bewahrt habe, dennoch mußte er auffällig finden, daß die Dorfleute und die ganze Umgebung eine gewisse Scheu und unerklärliche Furcht vor ihr gehabt, und er konnte nicht läugnen, daß ihr seit Jahren Jedermann geheimnißvolle Künste zugetraut habe. Sie sei allerdings gegen Viele hilfreich gewesen, doch bleibe immer noch der Zweifel übrig, ob dies nicht aus Schlauheit geschehen sei, um gute Meinung zu gewinnen; auch sei ihm zuweilen auffällig geworden, daß ihre Heilungen nicht lange Bestand gehabt, und daß die Genesenen bei nächster Gelegenheit wieder in heftige Krankheit gefallen waren; und wenn ihm selbst auch sehr schwer werde, daran zu glauben, daß eine Jungfrau, welche von geistlichen Eltern stamme, sich auf Zauberei eingelassen, so sei doch sicher, daß die fromme Jungfer Königin, welche jetzt unter herzoglicher Protection in der Stadt weile, in einer ihrer Visionen zweifelhaft von dem Glauben der Angeklagten gesprochen habe.

Es war Nachmittag geworden, als die Commissare sich aus dem Pfarrhofe mit feierlichem Schritt nach der Wohnung Judith's bewegten, und die Bewaffneten an der Pforte aufstellten. Hinter ihnen zog die ganze Gemeinde und umringte neugierig das Haus; während die Einen erschreckt und traurig auf die Fenster starrten, dachten die Schlechtesten bereits daran, daß Haus und Hof begehrenswerthe Dinge enthielten, welche besser in ihren Hütten, als in den Händen der Richter aufgehoben sein würden.

Judith stand allein in der Stube, sie wußte jetzt, daß sie

schutzlos dem Untergange preisgegeben war durch eine Anklage, welche größere Todesgefahr brachte als der Biß einer Kreuzotter an heißem Tage. Aber ihr Schmerz war in diesem Augenblick niedergekämpft, hoch aufgerichtet und in stolzer Haltung trat sie den Herren gegenüber, so daß diese mit mehr Höflichkeit und Vorsicht, als vorher in ihrer Meinung gewesen war, das Verhör begannen. Sie begutachteten Kräuter und Flaschen und sorgten dafür, daß der Vorrath, welcher unheimliches Rüstzeug des Bösen sein konnte, aus dem Zimmer entfernt wurde. Judith antwortete auf alle Fragen ruhig, sicher und mit klugem Bedacht. Sie erzählte, daß sie ihre Heilkunde von dem verstorbenen Vater erlernt, sie öffnete die Kammerthür, und als ein schwarzer Vogel hereinflog, stellte sie ihm die Bibel hin und der Vogel setzte sich nach einem Wink darauf und pfiff seine Weise, so daß der alte Consistorialrath Glassius laut sagte: „mir wird leichter um's Herz, denn dieser Vogel scheint durchaus eine natürliche Amsel," bis einer der Collegen das Titelblatt des heiligen Buches aufschlug und nach dem Druckort sehend, bedeutsam sagte: „schismatisch." Da wurde der Vogel noch verdächtiger als er gewesen. Judith lächelte stolz, als das rothe Käppchen des Hausgeistes erwähnt worden war, und sie entgegnete: „den hochehrwürdigen Herren ist ja bewußt, daß Kinder und Erwachsene auf dem Lande überall Erdmännchen und Hausgeister sehen."

Als sie gefragt wurde, wo ihre Dienerin Ursula sei, erklärte sie das nicht zu wissen, und als ihr die Aeußerung Regina's zu Gemüthe geführt wurde, erwiederte sie kurz: „ich war der Jungfer fremd" und setzte nach einer Weile in herbem Tone hinzu: „ich denke, es geschah ihr ein großer Dienst, daß sie von mir weg nach der Stadt geholt wurde."

So stark war der Eindruck, welchen ihr festes Benehmen auf die Verhörenden machte, daß sie milder gestimmt wurden und sich der Ansicht zuneigten, die Hauptschuld der Angeklagten sei am Ende nur ein verwegenes Kochen von Kräutern, wel-

ches mit Kirchenbuße und strenger Gefängnißhaft zu sühnen wäre. Doch freilich blieb einiges sehr Bedrohliche zurück, vor Allem als schwerste Anschuldigung, daß sie in der Nacht an unheimlicher Stelle im Walde bei zauberischem Werk gesehen worden war und bei ihr der alte Versucher in Gestalt des wilden Jägers. Als sie darüber befragt wurde, röthete sich ihr bleiches Gesicht und sie schwieg hartnäckig, so daß die Herren einander kopfschüttelnd ansahen. Und als der verhörende Richter darauf mit größerer Strenge über ihren vertraulichen Verkehr mit dem höllischen Nachtjäger zu inquiriren begann, da brach ihr empörtes Gefühl leidenschaftlich heraus und sie rief mit blitzenden Augen: „Schmach und Schande über die Herren, daß sie es wagen einer ehrbaren Jungfrau so schamlose Fragen zu stellen. Hätte ich die Macht, ich würde euch aus dem Hause jagen, wie man einen bösen Hund hinausjagt." Sie schlug die Arme übereinander, blieb stumm und keine Drohung mit Gewalt und peinlichem Verhör vermochte ihr fortan ein Wort abzugewinnen. Da freilich erkannten die Richter das verhärtete Gemüth, und daß der Proceß mit aller Strenge durchzuführen sein werde, und da auch der Tag dahinschwand und das Abenddunkel die Stube der Zauberin noch unbehaglicher machte als sie sonst schon war, so wurde das Protokoll schnell geschlossen. Der Jungfrau ward mitgetheilt, daß sie in Haft sei, und da das Dorf kein Gefängniß hatte, wurde zur Behütung der Gefangenen, sowie zu der nicht weniger wünschenswerthen Bewahrung ihrer Habe befohlen, daß zwei Bewaffnete bei Tag und Nacht an dem Hause wachen sollten. Der Schloßprediger aber, dem Vieles an der Gefangenen gefallen hatte, vielleicht auch, daß sie der Jungfer Regine ohne Zuneigung gedacht, bestand darauf, daß ihr als einer Pfarrtochter bis nach gefällter Sentenz eine christliche Frau aus dem Dorf zur Beschaffung des nothwendigen Lebensunterhaltes beigeordnet werde. Als die Leute draußen gefragt wurden, wer das Amt übernehmen wolle, war Niemand bereit;

endlich trat ein halbwüchsiges Mädchen hervor und sagte weinend: „sie hat meine Mutter in der letzten Krankheit gepflegt. Der liebe Gott wird mich nicht verstoßen, wenn ich zu ihr gehe.“ Da die Richter ungern die eigene Rückfahrt aufschieben wollten, nahmen sie das Mädchen schleunig in Pflicht, verschlossen das Haus und übergaben den Schlüssel dem Pfarrer.

Als die Hausthür zugeschlagen wurde, klang aus der Stube ein gellender Schrei, dann wurde es still. Es war der Angstruf eines Weibes, welches von seiner Liebe und dem Leben geschieden ward.

Der Amtsschreiber eilte in den Stall, um die Kuh Bleß und, was ihm noch mehr am Herzen lag, den Zelter in seine Verwahrung zu nehmen; aber er sah erstaunt, daß das Pferd verschwunden war. Da erst fiel ihm der fremde Knabe ein und er frug die Umstehenden nach ihm, doch auch diesen hatte Niemand gesehen.

Am nächsten Morgen fand der Schreiber sein Hofthor geöffnet und sein eigenes Pferd, einen tüchtigen Klepper, gestohlen; die Spuren führten aufwärts nach den Bergen, sie wurden endlich unsichtbar und alle Nachforschung im Walde war vergebens. Zu Regine aber kam in derselben Stunde ein Schloßmädchen: „Draußen am Thor steht ein Knabe, welcher der Jungfrau ein Geschenk übergeben soll, er hat es eilig, doch will ihn die Wache nicht einlassen.“

„Wie sieht er aus?“ frug Regine neugierig und ging nach der Antwort herab zum Thore. Dort saß Pieps auf der Bank; er nahm in Gegenwart der Trabanten, die ihn argwöhnisch betrachteten, höflich die Mütze ab und bot einen Korb: „dies soll ich zur Verwahrung übergeben.“ Und leiser setzte er hinzu: „Euer Zelter steht in der Herberge am Thor, er ist für schnellen Ritt nicht zu gebrauchen. Wo liegt der Königsmark?“ Regine sah erstaunt die verstörte Miene und die rollenden Augen des Knaben.

„Hinter Göttingen.“

„Und wo liegt Göttingen?" frug Pieps wieder, „weist mit der Hand nach der Richtung." Als Regine die Himmelsgegend gezeigt hatte, so gut sie wußte, grüßte der Knabe wieder und lief den Berg hinab, bevor sie ihn ausfragen konnte. Sie trug den Korb in ihre Kammer, fand Sachen des Bruders darin, welche ihm lieb waren, und machte sich Gedanken über die geheimnißvolle Sendung.

Als sie aber einige Stunden darauf allein im Vorzimmer der Herzogin saß, trat der Licentiat Hermann ein. Regine hatte seinem ehrerbietigen Gruße jeden Morgen freundlich gedankt und zuweilen nach der Thür gesehen, wenn die Stunde kam, in welcher er durch das Zimmer schritt, zuweilen auch, wenn er sie anzureden wagte, hatte es ein Wechselgespräch gegeben, an welches Regine den Tag über dachte. Auch heut sah sie freundlich nach ihm hin, aber befremdet erkannte sie den düsteren Ernst seiner Miene. Schneller als sonst kam er auf sie zu und begann: „die werthe Jungfer Königin bitte ich heut an den Spruch zu denken: denen, die Gott lieben — und ferner an den zweiten: wen der Herr lieb hat —"

„Ich denke daran," sagte Regine aufstehend und neigte das Haupt.

„Denn," fuhr Hermann fort, „ich habe mitzutheilen, was sowohl kläglich als schrecklich ist, und ich bitte inständig, daß die liebe Jungfer nicht dem Boten entgelten lasse, was er wahrlich in tiefem Mitgefühl sagen muß."

„Was ist dem Bruder geschehen?" frug das erschreckte Mädchen.

„Nicht dem Bruder," antwortete der Licentiat, „sondern der Jungfer im Walde. Sie ist wegen Zauberei angeklagt und gestern im Dorfe von einem hohen Consistorium verhört worden."

„Sie ist von schlechten Menschen verleumdet," rief Regine händeringend.

„Sie wird als Gefangene in ihrem Hause verstrickt ge-

halten," versetzte Hermann, „und wie ich vernehme, liegen schwere Anschuldigungen vor."

„Sorgt nicht," sprach das Mädchen mit bebender Stimme, „ihre Unschuld wird sich ergeben."

„Ich bitte die Jungfer sich der gewichtigen Worte zu erinnern, welche mir dieselbe auf der Reise hierher sagte," fuhr der junge Mann feierlich fort, „daß uns nur die Liebe aus unsrem traurigen Zustande erretten kann, und daß diese Liebe selten ist auch bei den Richtern. Es sind verlorene Stimmen in der Wüste, welche seither gegen das grausame und ungerechte Verfahren in zauberischen Händeln protestirt haben, und ich fürchte, viele Unschuldige werden geopfert, bevor einmal ein Schuldiger getroffen wird. Ich kenne die herzbrechende Klage, welche ein Unbekannter in einem lateinischen Büchlein gegen die Grausamkeit der gerichtlichen Procedur veröffentlicht hat, und ich habe seitdem solche Anklagen beachtet, aber ich habe niemals gesehen, daß die Angeklagten sich zu retten im Stande waren."

„Ich muß zu ihr," rief Regine.

„Weil ich solchen Entschluß für möglich hielt, habe ich gewagt die Jungfer in dieser Sache anzureden mit flehentlicher Bitte, solchen Gedanken nicht auszuführen, denn euch selbst bedroht die Gefahr."

„Mich?" frug Regine das Haupt hebend. „Was kann mir geschehen?"

„Wer einer Gemeinschaft mit den Angeklagten bezichtigt wird, ist verdächtig, und wer verdächtig wird, der ist verloren."

„Ich aber will Zeugniß geben für sie," rief Regine, „was mir auch darum geschehe."

„Die Jungfer kann nichts bezeugen als ihres Herzens Meinung zum Mißfallen der Richter. Könntet ihr der Jungfrau Möring dadurch auch nur einen mäßigen Dienst erweisen, so würde ich, obgleich mit blutendem Herzen, vermeiden euch abzurathen. Von den Richtern aber wird eure unschuldige Aus=

sage nur zum Schaden der Anderen gedreht und umgedeutet werden und ihr Schicksal verschlimmern."

„Führt mich zum Herzog, daß ich ihn anflehe."

„Auch dies widerrathe ich," bat der Candidat, „denn der Herzog wird in solchem Falle sein fürstliches Belieben gegenüber der gerichtlichen Procedur niemals geltend machen, zumal da diese Procedur vorgibt, sich sowohl auf göttliches als menschliches Recht zu stützen. Mir ist bewußt, daß bei jedem Processe dieser Art unsern frommen Herrn herzliche Angst beunruhigt, aber er ist selbst in seinem Leben so schwer durch die Bosheit der Menschen gekränkt worden, daß er für eine theure fürstliche Pflicht hält, der Macht des Satans durch scharfes Verfahren entgegenzuarbeiten."

Das Mädchen stand mit gerungenen Händen und auch dem Licentiaten zitterte die Stimme als er fortfuhr: „In bitterer Sorge um die liebe Jungfer selbst wage ich nur eine Bitte: handelt in dieser schweren Prüfung nach dem Glauben, welchen ihr bekennet; stellt Alles Dem anheim, bei dem allein Hilfe ist, verbergt vor Jedermann die große Bewegung eures Gemüthes und lebt in dem Vertrauen, daß zuletzt Alles wohlgemacht wird, wenn auch die Wege für uns unerforschlich sind und zuweilen menschlichem Verstand furchtbar erscheinen."

„Ach Herr," klagte das Mädchen, „innerer Friede wird uns nur zu Theil, wenn wir vorher Alles gethan haben, was unsere Pflicht ist, und ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß ich in scheinbarer Ruhe leben soll, während Eine, die gütig gegen mich war, in Todesgefahr ringt."

„Gerade um ihretwillen sollt ihr euch fassen, denn wenn es noch möglich ist, zu seiner Zeit den Herzog günstig für die Angeklagte zu stimmen, so kann das mit eurer Hilfe und durch euer Zeugniß nur geschehen, wenn ihr selbst keinerlei Leidenschaft und geheime Verstörung offenbart."

„Ich will mich mühen," antwortete Regine tief aufathmend, „so zu sein, wie der Herr für heilsam erklärt; ich bitte aber

mich Schwache dadurch zu stärken, daß ihr mich unter den fremden Herrschaften hier nicht trauriger Ungewißheit überlaßt, sondern mir aufrichtig mittheilt, wann ich vor dem Herzoge meine Stimme erheben darf." Das versprach der Licentiat, hingerissen von ihrem Schmerz, aber er gedachte auch sie selbst soviel als möglich vor der Gefahr zu schützen, die er für sie voraussah.

Unterdeß jagte ein Knabe in gestrecktem Rosseslauf auf der Landstraße dahin. Die heiße Julisonne brannte ihm die Haut und der Gewitterregen durchnäßte das Kleid, aber unverrückt suchte sein Auge am Himmel und auf dem Wege die Richtung nach Norden. Traf er Leute auf der Landstraße, so fuhr er in schnellstem Rennen vorbei oder umritt sie in weitem Bogen. Mehr als einmal wurde er angehalten, dann log er, sein Herr sei als Bote des Königsmark von Räubern überfallen, er selbst habe sich auf dem Pferde eines Räubers gerettet, und eile mit der üblen Kunde zum General. Zuweilen fühlten die Leute Mitleiden, wiesen ihm den Weg und boten ihm einen Trunk und Brot; einmal griff die begehrliche Hand eines Strolches nach dem Zügel, aber sie zuckte von dem scharfen Messer des Knaben geschnitten zurück; und die Drohungen des Mannes verhallten hinter dem Flüchtigen. Am Abend des zweiten Tages brach das Pferd zusammen, er ließ es liegen, ohne sich darnach umzuwenden und lief zu Fuß weiter. Bei Göttingen kam er in die Wegspuren seiner Regimenter, er fand Weiber des Trosses, die er kannte, und erfuhr von ihnen, daß der Heerhaufen einen Tagesmarsch nordwärts an der Leine rastete.

Denn dort sollten die weimarischen Regimenter sich mit dem kleinen Heere des Generals Königsmark vereinigen. Der Herr empfing die Anziehenden auf freiem Feld in großem Ornate, er hatte sein Heer so aufgestellt, daß es von drei Seiten einen freien Raum umfaßte, und Wilhelm wies mit herbem Lächeln seinem Freunde Bernhard die schwedischen Kanoniere, welche mit brennender Lunte bei ihren Geschützen standen. Die

von Weimar zogen gegenüber in Reih' und Glied auf, jedes Regiment gefolgt von seinem Troß. Die Beritte mußten sich drängen, weil, wie die schwedischen Officiere bedauernd sagten, Mangel an Raum war. Wilhelm trabte mit seinem Gefolge vor und begrüßte den Feldherrn, welcher den Hut abnehmend dankte. Darauf rief der weimarische Feldoberst mit heller Stimme die Namen der Regimenter und als von jedem der laute Gegenruf unter den geschwungenen Standarten: Hier Alt-Rosen! Hier Taupadel! geantwortet hatte, meldete er zum Schweden gewandt: „Herr Generallieutenant, wir alle sind bereit der Krone Schweden den Eid zu leisten."

Königsmark bewegte sich einige Schritte vorwärts und frug überrascht: „Auch ihr?" — Und als Wilhelm höflich bejahte, frug er weiter: „Auf meine Bedingungen?"

„Auf eure Bedingungen," wiederholte der Andere.

Ueber den gesenkten Standarten und Fahnen wurden von schwedischen Officieren die neuen Farben befestigt. Dann ritten die weimarischen Officiere vor der Front in großem Ringe zusammen, der Eid wurde ihnen verkündigt und sie schworen mit aufgereckten Fingern, als erster Wilhelm.

Nur Bernhard schwenkte den Hut zum Abschiede gegen die Standarte seiner Compagnie, rief dem Volke zu: „Lebt wohl, Kameraden," und ritt, gefolgt von seinen Knechten zur Seite.

Nach den Führern wurde der Soldat regimenterweise in Pflicht genommen. Königsmark beobachtete während der Ceremonie mit stillem Triumph seinen neuen Erwerb und konnte sich nicht enthalten zuweilen seiner Freude laute Worte zu geben, denn er sah narbige Gesichter, sehnige Gestalten, wie aus Erz gegossen, und die sichere Haltung kampfgewohnter Männer. Aber er merkte auch an Vielen finstere und traurige Mienen und erkannte, daß sie nicht freudig zu ihm kamen, sondern im Gebote harter Noth. Als er so prüfend von seinem Platze die Front entlang ritt, kam er in die Nähe Bernhards und begann:

„Wie, Herr Abgesandter? ihr seid der Einzige, der nicht gut schwedisch sein will?“

„Die Ehre verbietet mir, meine Compagnie abzugeben, und sie verbietet mir auch, als der einzige unter meinen Kameraden die Compagnie zu behalten,“ entgegnete Bernhard.

„Ich hätte Andere, die ich hier sehe, lieber gemißt als euch,“ sagte höflich der General. „Gewinnt ihr einmal Lust zu schwedischem Dienst, so kommt zu mir. Verlaßt euch auf mein Wort, ich schaffe euch eine Bestallung.“

In der Herberge wartete Bernhard lange vergeblich auf den Freund, welcher zum Generallieutenant entboten war. Als Wilhelm eintrat, warf er sich finster in einen Sessel und drückte den Hut tief in die Augen. „Der General meint, er habe mich beseitigt, aber er könnte sich irren. Merk' auf! Die Regimenter sind unter dem Vorwand guter Quartiere weitläufig auseinander gelegt, um den Verkehr zwischen ihnen zu erschweren, sie werden neu formirt, je zwei und zwei zu einem vereint mit neuen Standarten und neuen Obersten.“

„Das haben wir erwartet und der Schwede ist in seinem Recht,“ warf der Freund ein. „Jeder Feldherr würde ebenso verfahren.“

„Mich wundert, daß du den Schweden lobst,“ sagte Wilhelm mißtrauisch.

„Ich habe mich seinem Dienste versagt,“ versetzte Bernhard ruhig, „aber ich will ihn nicht unbillig verurtheilen. Doch am meisten liegt mir auf der Seele: was ist aus dir geworden?“

„Ein Oberstlieutenant ohne Kommando,“ sagte Wilhelm bitter.

„Auch das ist fast mehr, als wir erwartet haben.“

„Meinst du?“ frug der Unzufriedene. „So höre denn, der General pries mit glatten Worten meine Führung und rühmte sich, daß er dem schwedischen Kronkommissar, der ihm als Wächter gesetzt sei, mein Patent abgerungen habe; er fügte

mit falscher Freundlichkeit hinzu, daß er sogleich meine Dienste fordern müsse; mit vertrautem Schreiben soll ich morgen bei Anbruch des Tages zum Feldmarschall Wrangel. Verstehst du, was das bedeutet? Ich soll getrennt werden von unseren Völkern, und sie werden dafür sorgen, mich in der Ferne festzuhalten, bis sie hier nach ihrem Gutdünken reformirt haben. Du hast den besseren Theil erwählt, Bernhard, dennoch denke ich, du sollst von mir hören. Grüße deine Schwester und sage ihr, meine weltliche Kunst, Andere zu behandeln, habe mir schlechten Lohn eingetragen. Zuletzt hat mir Keiner Dank gewußt, nicht unsere Leute, nicht die Fremden."

„Ich aber," antwortete Bernhard, „für gute Kameradschaft in guten und schlechten Tagen. Das will ich dir sagen, bevor wir scheiden. Denn du sollst jetzt für dein Glück unter den Schweden sorgen, ich aber werde mit leichtem Herzen und fröhlichem Muth zum Ehemann und Hausvater."

„Laß Wein auftragen, mein Bruder," rief Wilhelm, „wir wollen noch einmal wie Studiosen zusammensitzen, wir wollen denken, daß die ganze Kriegsfahrt zu Ehren Deutschlands und daß unser Heerbefehl nichts anderes war als ein Studentenkönigreich, das wir am heiligen Dreikönigsabend angestellt haben. Jetzt sind alle unsere Mannen von der Bank gefallen, wir beide aber sitzen fest. Wer am längsten auf dieser Erde den Becher hebt, der bleibt Sieger."

Die Thür wurde aufgerissen; bei dem trüben Licht sah Bernhard eine kleine Gestalt, welche mit wankendem Schritt auf ihn zu kam. Vor seinen Füßen brach der Bube zusammen. Bernhard beugte sich zu ihm nieder und das matte Kind flüsterte ihm wenige Worte in das Ohr. Da sank auch der starke Mann wie von einem Schlage getroffen zurück und das Blut wich aus seinem Angesicht.

8.

Die Rettung.

Nach heißen Sonnentagen trieb der Nordwind dunkle Regenwolken über das Land. Regine blickte durch das Fenster auf ein glühendes Abendroth, welches am Horizont unter dem schwarzen Wolkendach wie eine ungeheure Feuersbrunst aufleuchtete. Auch das heitere Licht ihrer Lebenstage war geschwunden; die Angst war seit der letzten Nachricht, die der Licentiat zutrug, so groß geworden, daß ihr verstörtes Wesen im Schlosse auffiel, und die Herzogin ihr heut gütig gerathen hatte, der Unpäßlichkeit nicht zu trotzen, sondern sich ruhig in der Kammer zu halten. Sie fuhr zusammen, als der alte Diener des Frauengemaches eintrat und ein Brieflein überreichte, welches ein Mann für sie am Thore abgegeben hatte. Sie las die Zeilen, ergriff ein Regentuch und stürzte hinaus. Auf dem Corridor vernahm sie hinter sich schnelle Tritte und die ängstliche Frage des Licentiaten: „Was ist euch zugestoßen?"

„Ich habe einen Gang vor," antwortete Regine zitternd.

„Will mir die Jungfer nicht gestatten, sie zu begleiten?" bat Hermann. „Ihr seid ganz außer euch."

„Dürft ihr versprechen gegen Jedermann zu schweigen," sagte Regine in Hast, „so thut ihr mir einen Gefallen, wenn ihr mich zu der Schenke führt, welche draußen beim Gehölz am Fuße des Friedensteines steht."

„Der Ort ist übel beleumdet und eine Niederlage von schlechtem Gesindel. Wie dürft ihr euch dorthin wagen?"

„Ich muß," rief Regine das Tuch um sich ziehend und ging an ihm vorüber.

„Doch nicht ohne Schutz; ich leide nicht, daß ihr euch allein der Gefahr aussetzt," entschied Monsieur Hermann ihr nachfolgend.

Schweigend eilten sie neben einander den Schloßberg hinab zu der wüsten Stelle im Freien, wo ein waghalsiger Schenkwirth einen hölzernen Bau aufgeschlagen hatte, bequem für die Landleute, welche zur Bauarbeit am Schlosse gefordert wurden, aber auch für fremdes streifendes Volk, dem die Thorwache feindselig war.

Aus der Breterhütte schallte das Stampfen der Gläser und das Geschrei Berauschter. Der Licentiat führte das Mädchen einige Schritte vom Wege ab, wo eine Linde und umherstehendes Gesträuch vor neugierigen Augen deckte, und sagte ernsthaft: „ihr dürft nicht dort hinein."

Ein Mann in dunklem Mantel trat herzu und faßte Regina's Hand. „Hinweg!" rief Hermann und fuhr auf den Fremden los. Aber Regine bat mit gefalteten Händen: „Ich flehe euch an, daß ihr mich jetzt allein laßt."

Der Licentiat blickte erschrocken von dem verhüllten Mann auf das Mädchen. „Ich gehorche dem Wunsche der Jungfer und will die Zusammenkunft nicht stören," sagte er und bitterer Schmerz klang aus seinen Worten, „aber ich bleibe so nahe, daß euer Ruf mich erreicht."

Regine vermochte nur tonlos zu sagen: „ich bin euch auch dafür dankbar."

Der Verhüllte zog sie tiefer in das Gehölz. Sie sah im Zwielicht das bleiche Antlitz und die zusammengezogenen Brauen des Bruders; sie hielt seine Hand fest und weinte darüber. „Wo ist sie?" frug Bernhard hastig.

„Sie wird im Walddorfe bewacht."

„Und wie steht ihre Sache?"

„Morgen soll sie in der Stadt peinlich verhört werden,"

antwortete die Schwester, umschlang den Leib des Bruders und fühlte den Schrecken, der ihm durch die Glieder zuckte. Er strich ihr mit der Hand über das Haupt, ohne es zu wissen.

„Die Zeit ist kurz," murmelte er. „Du bist geübt für deinen Bruder zu beten; flehe heut zum letzten Male für ihn, und bitte, daß die Nacht finster sei." Er ließ die Entsetzte los und trat an das Gehölz. Regine sah, daß sich die Zweige bewegten, und glaubte das gefurchte Antlitz eines alten Bekannten zu erkennen. Leise verhandelten die Männer. Der andere entwich und der Bruder trat wieder zu ihr. Jetzt küßte er sie auf die Stirn und sagte traurig: „Arme Schwester."

„Bin ich eure Schwester," sagte Regine das Haupt erhebend, „so laßt mich Theil haben an euren Gedanken."

„Fordere nicht zu wissen, was dich verderben könnte, du unschuldiges Kind. Eine, die wir kennen, ist zur Zauberin gemacht, und wer Theil an ihr nimmt, den binden sie auf den Holzstoß. Wir aber sind gottselige Christen und wissen die Gemeinschaft mit allem Teufelswerk zu meiden. Vielleicht habe ich noch etwas Werthvolles in dem Hause der Zauberin versteckt, was ich herausholen möchte, bevor das Gericht mit gierigen Händen darnach greift."

„Spricht nicht so zu mir, Bernhard," flehte die Schwester. „Meint ihr, daß meine Angst geringer wird, wenn ihr euch vor mir verstellt? Ich sehe durch die Maske und fühle das Grausen."

„Graust dir vor der Zauberin?" frug der Bruder mit rauher Stimme. „Sie war doch einst gütig gegen dich, und wir verdanken ihr die Rettung vor elendem Verderben."

„Sie ist schwer angeklagt," stammelte Regine, „und man sagt, es sei bewiesen, daß sie nächtliches Werk geübt habe, das nicht gottselig ist, und das dem Teufel Macht über sie gibt."

„Ich denke, sie hat bei Nacht Wurzeln gegraben, von denen die Leute glauben, daß sie kräftig sind feindliche Kugeln abzulenken; und ich denke, sie hat die unheimliche Arbeit gewagt,

um Einen vor Gefahr zu schützen, der ihr lieb ist. War sie im Irrthum oder nicht, war sie in Sünde oder nicht, was meinst du, soll der Mann thun, dem sie solche Gabe zugetheilt hat?"

„Von sich werfen soll er, was dem Bösen Macht über ihn geben kann," rief Regine entsetzt.

„Ich aber sage dir, Mädchen, er bewahrt es an seinem Herzen, solange er lebt; nicht, weil er einen ehrlichen Soldatentod fürchtet, sondern weil das Weib, das er liebt, Leben und Seligkeit für ihn gewagt hat."

Regine hielt sich an dem Stamme des Baumes fest und das Haupt sank ihr auf die Brust, der Bruder rührte mit dem Finger darauf.

„Glaubst du, daß der Gott der Liebe, zu dem du so eifrig bittest, eine Menschenseele deshalb dem Teufel und der ewigen Verdammniß übergibt, weil sie sich, nicht aus Haß, sondern aus herzlicher guter Meinung unterwunden hat, aus dem Walde zu holen, was die Nachtgewalten nur ungern dem Menschen hergeben?"

„Ich bin gelehrt," antwortete Regine leise, „daß es Sünde ist an solche Geheimnisse zu rühren."

„Und glaubst du, daß die Jungfrau im Walde schädliche Zauberei treibt und mit dem Bösen im Bunde steht?"

Regine erhob sich und sagte: „Nein!"

„Sei bedankt für dieses Wort," rief Bernhard und ein Strahl von Freude erhellte sein Angesicht. „So ziemt es der Schwester zu reden." Er zog sie an sich und wiederholte: „Armes Kind! Für dich wird am härtesten zu tragen, was das Schicksal uns gefügt hat. Warst du auch zuweilen unzufrieden mit dem wilden Bruder, du hattest seither an seinem Herzen eine Stätte, wo du sicher ruhen konntest; wir beide kannten einander genau und zwischen uns war festes Vertrauen. Jetzt stehst du in Gefahr den Bruder zu verlieren; freundlos sollst du, zarte Blume, unter Fremden gedeihen, ja

wer mag dafür bürgen, ob meine That nicht auch dich beschädigt und ins Elend wirft. Das ist Gram und Bitterkeit, die ich zu anderer Noth in diesen Angststunden fühle, und ich bitte dich, und ich bitte die lieben Eltern im Himmel, daß ihr mir verzeiht, wenn ich dich verlasse um einer Anderen willen."

Regina's Thränen fielen auf die Hand des Bruders, als sie die Hand küßte. „Sorgt nicht um mich," bat sie. „Das Blümlein, welches ihr genannt habt, steht unter Gottes Auge, geduldig in Regen und Sonnenschein, damit der Herr mit ihm thue nach seinem Gefallen. Könnt ihr aber jetzt, wo euch irdische Leidenschaft treibt, unserer Eltern im Himmel gedenken und eurer Schwester auf Erden, die euch liebt, so sorget auch, daß ihr euch nicht für immer von ihnen scheidet. Es ist fürchterlich zu denken, daß die Jungfrau vom Walde ohne schweres Verschulden verurtheilt werden kann durch falschen Glauben und durch die Blindheit ihrer Richter. Mein Bruder aber, wenn er dieses Urtheil durch heimlichen Anschlag verhindern will, verfällt dem irdischen Richter ebenso wie jene. Der Teufel ist geschäftig, Bernhard, gegen Solche, welche in stolzem Vermessen gegen Recht und Gesetz ankämpfen; ist auch die Jungfrau unschuldig, wer bürgt dafür, daß nicht ihr zu einem schweren Verbrechen an Gott und den Menschen verlockt werdet, während ihr sie mit Gewalt aus den Banden des Gesetzes lösen wollt?"

„Deiner Warnung gedenke ich," antwortete der Bruder, „vielleicht bewahrt sie einen Schurken vor der Kugel, die ich ihm zugedacht. Rufst du aber das Gedächtniß unserer toten Eltern gegen mich an, so wisse, seit der Stunde, in der mein Bube mir die Trauerbotschaft zutrug, während ich hierher ritt in Angst und Wuth, wie du sie niemals empfunden, habe auch ich Gesichte gehabt von seltsamer Art und ich habe Stimmen gehört, weiß nicht, kamen sie vom Himmel oder anderswo her. In das eine Ohr schrie es mir: sei treu bis über

den Tod und wenn die ganze Welt Untreue fordert; und in das andere Ohr schrie es: deines Rosses letzter Sprung sei für den Genossen, der um deinetwillen in Noth kam. Ist ihr der Pfahl beschieden, so sei er mir's auch, und würde ihr der Himmel verweigert, so soll meine Seele den Thürsteher Petrus niemals um Einlaß bitten. Ich thue, was ich muß; und ich sage dir, Mädchen, wenn unsere Eltern noch lebten, die Mutter würde weinen wie du, der Vater aber würde sein Haupt heben, wie er zuweilen that, und mich mit seinem Sprichwort begrüßen: Treue bewahren ist Jedem Pflicht, den Königen aber ist es Ehre."

„Ich mahne nicht mehr, wo menschliche Warnung vergeblich ist," sprach die Schwester entsetzt über die Aufruhr seines Gemüthes; „ihr aber sollt nimmer vergessen, daß auch für mich das Sprichwort des Vaters gilt. Braucht ihr in der Noth ein treues Herz, so denkt meiner."

„Liebe Schwester," rief Bernhard und umschlang das Mädchen, welches er allein und schutzlos in der Wildniß dieser Welt zurücklassen sollte. An seiner Hand trat sie aus dem Baumschatten auf den Weg. Dort wies sie nach ihrem Begleiter vom Schlosse, der in einiger Entfernung stand, auch er mit finstern Gedanken beschäftigt. Noch einmal fühlte sie die Hand dessen, der ihr bis dahin Bruder und Vater gewesen war, auf ihrem Haupte, dann wich er in den Schatten zurück, und sie schritt eilig vorwärts, aber ihre Glieder bebten in unterdrücktem Schluchzen. Der Licentiat ging schweigend neben ihr durch die Schloßpforte. Er sah beim Laternenlicht zwischen Mitgefühl und Groll die Qualen, mit denen sie rang, und verneigte sich auf dem Gange tief und förmlich zum Abschiede. Ach, er wäre trotz seiner Würde reuig vor ihr auf die Knie gefallen, hätte er den Jammer des armen Mädchens verstanden, welches jetzt Alles verloren hatte, was ihr auf Erden lieb war, auch den theilnehmenden Freund im Fürstenschlosse.

Unter dem dunklen Wolkenhimmel sprühte der Regen und

tobte der Sturm. Er dröhnte wie Wogenschwall an den Mauern des Fürstenschlosses, warf die Schornsteine von den Dächern der Stadt und schleuderte große Baumäste auf den Grund. Aus der Herberge nahe am Schlosse jagten zwei verhüllte Reiter auf der Landstraße dahin. Hinter dem ersten Dorfe gesellten sich zwei andere zu ihnen, nach der ersten Wegstunde war die Zahl bis zu einem ganzen Trupp herangewachsen und zwischen sich führten sie ein Wagenhaus, aus starken Bretern gezimmert. Wenn eine Dorfwache in dem Brausen des Windes den Hufschlag und das Rasseln des reisigen Zuges hörte, der außerhalb des Zaunes dahin fuhr, so drückte sie den Hut über die Augen und sprach einen hilfreichen Spruch, um vom Heere des wilden Jägers verschont zu werden.

Am Eingange des Waldthals, wo ein steiler Fels bis zum Wege vorsprang, hielt der Haufe an und der Führer, ein hagerer Gesell, dessen Gesicht durch die herabgezogene Krempe des Hutes verborgen war, sah scharf in die Runde und gab die Befehle. „Ist der Funke dort hinten ein Licht des Dorfes, und brennt das Licht im Hause der Jungfrau?“ frug er eine kleine verhüllte Gestalt, die neben ihm ritt.

„Es kommt aus der Kammer eines kranken Dorfweibes,“ antwortete der Kleine.

„Dann lenken wir hier über den Bach und meiden die Dorfgasse. Hinab! und suche die Furt! — Ruhig, Bruder,“ mahnte er einen Gefährten, dessen Roß durch die Ungeduld des Reiters gestachelt wurde. „Willst du die Bauern vor scharfem Eisen bewahren, so müssen wir lautlos flattern wie Fledermäuse.“ Unterdeß glitt der Kleine vom Pferde und verschwand in der Finsterniß. Als er nach einer Weile an seinem Thier heraufkletterte, gebot der Alte: „Voran und achte auf die Steine.“ Die Reiter verließen den Weg, setzten vorsichtig über den geschwollenen Bach und zogen thalauf längs der Berglehne, an welcher das einsame Haus stand.

„Ich denke bei diesem Wetter schlafen die Wachen," begann der Führer wieder. „Ich bringe das Eisen mit, welches die Thüren geräuschlos öffnet. Schwinge dich über den Zaun Bube, und sieh zu, auf welcher Streu du die Wächter findest. Sie müssen unter die Nebelkappe bevor sie sich rühren; ein lauter Ruf könnte uns zwingen, dem ganzen Dorf ein heißes Ende zu machen." Wieder hielt der Trupp in einiger Entfernung vom Hause und wieder tauchte der Knabe vom Pferde hinab in die Schwärze der Nacht.

In der Stube lag auf dem Lehnstuhl ein bleiches Weib und starrte nach dem flackernden Schein der Lampe. „Zum letzten Male sehe ich dies Licht brennen. Klein ist der Funke, doch bald wird er ein großer Brand. Nur um euretwillen thue ich es, geliebter Herr; den Leib, der euch gehört, soll keine fremde Faust entblößen; ich selbst will mir den Richter suchen, der mehr Erbarmen hat, als die Menschen hier auf Erden. Die Nacht ist finster und lang; erkenne ich im Morgengrau die Fichte auf der Höhe, wo ich an seiner Seite stand, so will ich ihm Lebewohl sagen für immer. Wenn die Lohe aufsteigt, so hoffe ich, jagt der Wind sie abwärts vom Dorfe, damit die Wöchnerin mit ihrem Kinde nicht Schaden leide."

„In den ersten Tagen, nachdem sie mich in Haft gesetzt, flogen meine Gedanken unablässig zu ihm hin, und ich meinte, er müßte kommen, mich in die Arme schließen und über mir trauern, daß ich ausgestoßen und verflucht bin ohne Schuld. Jetzt träumt mir nicht mehr so. Es wird ihm gehen, wie den Anderen auch, sie werden ihm Uebles von mir sagen und er wird ihnen glauben. Ich möchte doch, daß ich ihm leid thäte."

„Die Wächter riefen mir zu, daß die alte Ursel tot im Walde gefunden ist. Das war ein Glück für sie. Die Amseln sind von den Bauern erschossen, auch die Katze ist erschlagen, weil sie mir zugehörte. Einsam war mein Leben und einsam soll mein Ende sein."

„Von der Leinwand, die ich gesponnen und über die er sich gefreut, habe ich als letzte Arbeit zwei Hemden genäht. Eines trage ich auf dem Leibe für meine letzte Stunde und das andere sollte er sich aufheben bis zu der Zeit, wo es ihm angezogen wird. Aber der Wunsch war eitel, Niemand wird ihm mein Vermächtniß zutragen, denn es gibt keinen Boten mehr von mir zu ihm. Und wer weiß, ob nicht auch ihm davor graut in meinem Gespinnst bestattet zu werden."

Sie sprang heftig auf, sah durch das Fenster zu der Tanne und faßte nach der Lampe. Ein Windstoß schlug an das Fenster, daß die Scheiben klirrten, und durch Sturm und Regen klang ein Geräusch wie von schnaubenden Pferden, Geflüster von Stimmen und das Knarren des Thors. Die Stubenthür sprang auf, ein Mann stand auf der Schwelle. Sie hörte die Worte: „Gelobt sei Gott, daß ich euch finde!" und fühlte sich von starken Armen umschlungen. Da klammerte sie sich fest an den Geliebten und schrie: „Noch nicht sterben!"

„Komm, Judith," mahnte der Mann und zog sie nach der Thür.

„Wohin?" frug sie wild. „Die Leute draußen weisen auf mich mit den Fingern und euch werden sie töten, wenn ihr nicht von mir weicht. Hinweg von mir, ihr seid bei einer Hexe!" Sie suchte sich ihm zu entwinden, aber sie sank wieder an seine Brust.

„Was die Hexerei angeht," begütigte die Stimme Gottlieb's hinter ihr, „so gibt es hier nur eine Hexe, die sogenannte Frau Venussin, sowie ihren Jungen, welcher den Hundenamen Amor führt. Und wenn euch die Nachbarn hier zu Lande gehässig sind, so reitet davon. Wer vier starke Pferdebeine unter sich hat, dem steht die weite Welt offen, geht's nicht bei den Christen, so zieht er zu den Türken oder zu den Engländern, welche ich gleichfalls loben höre. Schaffe sie auf das Pferd, Bruder, denn dieser Ort ist ihr verleidet."

„Er räth gut," rief sie außer sich. „Hinweg ihr alle, damit ich das Haus anzünde."

„Eile mit Weile!" tröstete Gottlieb. „Alt-Rosen ist niemals so leichtfertig, ein volles Haus abzusengen. Soll die Ausstattung der Frau Rittmeisterin verkohlen oder den Schreibern in die Hände fallen? Erst geräumt, dann gebrannt, ist Soldatenbrauch." Und zu Bernhard tretend gebot er: „Erwarte uns im Walde, es ist nicht nöthig, daß sie unserer Arbeit zusieht. — Vorwärts, Bube! Wo ist der Zugang zum Versteck? Sperre die Truhe auf und wirf in den Wagen, wie's kommt! Heran Kameraden, schnelle Hände und scharfen Ausguck, denn der Morgen ist nahe."

Im nächsten Augenblick jagten Bewaffnete, das Weib in der Mitte, dem Bergwald zu, um den Hof aber bewegten sich schweigsam geschäftige Plünderer, während zwei aus dem Haufen die geknebelten Wächter vorwärts stießen bis in das nahe Gehölz und dort an Bäumen festbanden. Auch der Wagen rollte von dannen, umritten von der reisigen Schaar. Als letzter blieb Gottlieb mit dem Knaben im Hause zurück; beim Heraustreten schloß er die Thür und die Pforte des Zaunes. „Es ist der letzte Hof," sagte er zurückblickend, „dem unser Regiment ein feuriges Ende bereitet. Nur Eins thut mir leid, daß wir von dannen ziehen, ohne daß ich den Amtsschreiber in das Feuer geworfen habe. Doch hoffe ich, Satan holt sich seinen Braten." Mit diesem Wunsche ritten sie davon. Hinter ihnen stiegen aus dem verlassenen Hause die Flammen auf, der Wind blies hilfreich in die Glut. Als die erwachten Dorfleute herzurannten, stand der ganze Bau in Flammen und sie riefen vergebens nach den Wächtern.

Die fremden Reiter aber fuhren dahin über die Berge durch Regen und Sturm, und zu dem Geheul der Luft und dem Brausen des Waldes schallte ihr wildes Holla ho! Der wilde Jäger entführte sich das Zauberweib. Die er mit trotzigem Sinne auf das Roß gehoben, hielt er fest, um sie

gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Was thut's, ob der Ritt kurz oder lange währt? Wer sein Leben wagt, um geliebtem Leben die Treue zu erweisen, der hat zu aller Zeit das Recht, über die Rotte der Einfältigen und Schlechten hinwegzusetzen.

In dem Zimmer der Herzogin harrte der kleine Prinz mit dem Licentiaten auf die Ankunft seines Herrn Vaters, denn es war die Stunde, wo der Herzog sich gern von dem Kleinen aufsagen ließ, was dieser gelernt hatte. Zu den Füßen der Herrin saß Regine über vielen Knäueln von bunter Wolle, wählte und reichte sie zur Stickerei. Aber ihre Seele war nicht bei der Arbeit, die Hände flogen in fieberhafter Hast; und da sie nicht aufzusehen wagte, bemerkte sie auch nicht, wie bekümmert der Licentiat zu ihr hinsah.

Der Herzog ließ diesmal auf sich warten; als er endlich eintrat, begrüßte er seine Gemahlin und ging mit umwölkter Stirne auf und ab, ohne nach der Lection des Prinzen zu fragen. „Das Haus der Zauberin ist niedergebrannt, und sie selbst ist wahrscheinlich in dem verschlossenen Bau von der Flamme verzehrt,“ begann er endlich zur Herzogin. „Die Bauern aber sagen aus, der Teufel oder wilde Jäger habe sie entführt.“ Die bunten Knäuel entrollten dem Schoße Regina's und kugelten auf den Fußboden. „Die Dorfleute wollen die schwarze Höllenschaar leibhaftig gesehen haben, den wilden Jäger mit seiner Jagd, wie er das Weib auf dem Rosse hielt und mit ihr durch Flammen und Rauch in der Luft über die Berge fuhr. Es ist seltsam, daß so Viele dasselbe gesehen, der Eine mehr, der Andere weniger; die Wächter behaupten von dem höllischen Heer übel zerstoßen zu sein, doch fand man sie mit gewöhnlichen Stricken gebunden.“

„Die Dienerin der Angeklagten, welche entflohen war, hat man in den Bergen leblos gefunden; sie saß in einem Versteck, zu dem die Dorfleute bei Kriegsgefahr flüchten. Die

Nahrungsmittel in ihrem Korbe waren unberührt und die Leute behaupten, der Böse habe ihr den Hals umgedreht. Doch ist wunderlich, daß in ihrem Schoße das Gesangbuch lag und darin aufgeschlagen das Lied: Eine feste Burg. — Dergleichen ist in der Christenheit unerhört. Für mich aber wird es besonders schrecklich, denn ich konnte mich, was auch die Richter vorbrachten, noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das Mädchen einen Bund mit dem Bösen gemacht habe."

„Des Himmels Segen über Eure herzogliche Gnaden für diese gütigen Worte," klang es leise neben dem Stuhl der Herzogin, wo Regine mit gefalteten Händen auf den Knien lag. Der Herzog sah von der Seite auf die Kniende und fuhr fort: „Nur der Jägermeister will nicht glauben, daß es höllische Geister waren, welche das Weib entführten; er wies mir weiter oben am Wege die Spuren vieler Pferdehufe; die Hufe hatten Eisen und an dem einen fehlte ein Nagel."

Er ging wieder nachdenklich auf und ab. „Auch aus der Stadt wird Wunderliches berichtet. Bei der Schmiedin Stange, deren Mann seit vielen Jahren verschwunden ist und unter das Kriegsvolk gelaufen sein soll, stand vor zwei Tagen plötzlich zur Zeit der Abenddämmerung in der Stube eine finstere Gestalt, welche sich als heimgekehrter Schmiedemeister gebehrdete, und als das erschreckte Weib auf ihn zugehen wollte, dasselbe streng ermahnte bis Mitternacht nicht mit ihm zu sprechen, sondern ihn ruhig schalten zu lassen und gegen Jedermann zu schweigen; dies werde ihr Glück sein; wenn sie aber spreche, ihr Verderben. Zur Bekräftigung scheint er Geld auf den Tisch gelegt zu haben, die Frau gibt nur einen Dukaten zu, doch mag es mehr sein. Während sie noch betäubt da saß, ist er in die Schmiede gegangen, hat dort mit dem Werkzeug hantirt und auch das Feuer angeblasen. Plötzlich war er verschwunden und ist bis jetzt nicht wieder sichtbar geworden. Durch das späte Arbeiten in der Schmiede, die seither kalt war, entstand in der Nachbarschaft ein Argwohn, und da die

Frau widerwillig blieb Auskunft zu geben, wurde sie heut verhört und behauptete, es sei der Geist ihres Mannes gewesen. Wir haben wahrlich genug gegen die Bösen in dieser Welt zu kämpfen, solches Eindringen des Satans schafft neuen Schrecken und entsetzt die Gemüther."

Er hielt vor Regine an. „Ihr, Jungfer Königin, habt selbst Bekanntschaft mit der Angeklagten Möring gehabt. Ich frage euch auf euer Gewissen: Haltet ihr sie für eine schädliche Zauberin?"

„Nein!" rief Regine, „an ihren Werken sollt ihr sie erkennen, sie war gutherzig gegen Jedermann und nicht auf eigenen Vortheil bedacht. Der Pfarrer dort ist alt, und in der Gemeinde leben Arglistige, welche ihr neidisch sind."

„Sie ist beschuldigt um Mitternacht im Walde teuflische Künste geübt zu haben und ein Zeuge sagt aus, daß der Teufel in Gestalt des wilden Jägers bei ihr gesehen worden."

Regine rang die Hände. „Es war ein Mensch und ein redlicher Christ, denn, herzogliche Gnaden, es war mein Bruder."

Der Herzog trat zurück. „Woher ist euch das bewußt, Jungfer?" frug er streng.

„Mein Bruder selbst hat es mir vertraut," antwortete das Mädchen und fuhr das Haupt erhebend fort: „was mir auch geschehen möge, ich kann es nicht ertragen, daß Eure herzogliche Gnaden durch die Aussagen der verwirrten und boshaften Leute getäuscht werden. Die Jungfrau vom Walde war meinem Bruder lieb geworden, und als er durch seinen Buben Kunde erhielt von der Todesgefahr, in welcher sie verstrickt saß, kam er heimlich mit bitterer Angst in Ew. Hoheit Land. Er ließ mich aus dem Schlosse zu sich fordern, und obwohl er mir seinen Entschluß bergen wollte, so erkannte ich doch, daß er auf eine Gewaltthat in der nächsten Nacht sann. Auch war er nicht allein, er hatte einen treuen Kameraden, welcher denselben Namen führt, mit dem herzogliche Gnaden soeben die Schmiedefrau benannten. Dieser war im Heere bekannt

als ein redlicher Mann, aber in allerlei Listen erfahren, und ich hoffe, diese Beiden haben die Jungfrau weggeführt."

„Ihr aber," sprach der Herzog unwillig, „seid Mitwisserin geworden bei einer frechen Gewaltthat, durch welche das Gericht gehindert und meine Autorität gekränkt wird, und ihr selbst seid schuldig geworden vor dem Gesetz."

Da begann der Licentiat ehrerbietig: „Ist Jungfer Regine schuldig, so bin ich in derselben Schuld, denn ich habe sie vorgestern zu der geheimen Besprechung mit ihrem Bruder begleitet und wieder zurückgeführt, und ich habe mir in der Stille ähnliche Gedanken gemacht wie sie selbst, über eine natürliche Entführung ohne teuflische Künste. Und ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich trotz der entgegengesetzten Meinung hoher Geistlichkeit in meinem Herzen auch die Gesinnung der Jungfer Regine gegen die Angeklagte theile und der Ueberzeugung lebe, daß jene unschuldig ist. Ja ich wage Ew. herzoglichen Gnaden frei herauszusagen, daß ich die ganze Procedur wegen dieser sogenannten Hexerei für ungerecht, gewaltthätig und nicht in frommer christlicher Lehre begründet halte."

„Der Herr Licentiat," rief Regine zitternd, „ist unsträflich wie ein Engel in dieser Sache, den er wußte nicht, zu wem er mich begleitete; er kannte den Bruder nicht, hatte ihn nie gesehen, und ich habe, um Niemanden in Gefahr zu setzen, ihm Nichts bekannt."

„Ist es so, wie ihr sagt," begann der Herzog unzufrieden, „so wundert mich, daß Monsieur Hermann, den ich seither als vorsichtigen und mir ergebenen Diener betrachtet habe, sich dazu drängt, der Vertraute und Complice in einer so widerwärtigen Angelegenheit zu werden."

Die Herzogin, welche mit Theilnahme zugehört hatte, so daß sie auch die Stickerei in den Schoß legte, erhob jetzt die Augen zu ihrem Gemahl und sprach leise: „Mein geliebtes Herz wolle die Beiden ansehen, sie sind sich einander gut."

In dem ernsten Gesicht des Herrn malte sich ein unmäßiges Erstaunen, daß die, welche er für eine Verkündigerin gehalten, sich in solcher Weise als eine Liebhaberin enthüllte. Und zuerst wurde seine Miene noch finsterer. Aber als er die ehrlichen Gesichter der jungen Leute prüfend betrachtete, erhielt seine gütige Gesinnung allmählich die Oberhand, zumal er in seinem verwüsteten Lande gern behilflich war, gottselige Ehen zu stiften. Und obschon der hohe Ernst nicht von seinem Angesicht wich, so war sein Ton doch ohne Härte, als er gegen Regine begann: „Die Herzogin und ich haben euch als einer Landfremden Unterkunft in unserem eigenen Hause bewilligt; und wiewohl wir an euch, abgesehen von euren Heimsuchungen, nichts Unebenes und Auffälliges bemerkten, so erweist sich doch auch euch gegenüber die Regel eines fürstlichen Haushalts als richtig, daß ein Landesherr seine vertraute Umgebung am besten aus Angehörigen des eigenen Landes erwählt, deren Extraction und Anhang ihm genau bekannt sind. Ihr aber seid durch euren Bruder und dessen Verbindung mit einem Weibe, welches unter furchtbarer Anklage steht, in den Schatten eines Verdachtes gekommen, welcher in einem fürstlichen Haushalt ganz unleidlich ist, deshalb könnt ihr nicht länger in dem Schlosse und in unserer Nähe euren Aufenthalt finden.“ Regine erhob sich schweigend und streifte die Wollfäden von ihrem Kleide; ihre Angst war geschwunden, sie stand mit gesenktem Haupt bereit zu gehen.

„Ich berge euch nicht,“ fuhr der Herzog fort, „daß durch den Schloßprediger auch Bedenken gegen das Wenige, was mir von euren Revelationen und Gesichten zugänglich wurde, erhoben sind, indem derselbe behauptet, daß darin eine ihm bereits anderweitig bekannte versificirte Aeußerung enthalten sei, welche von einem Jesuiten herrühre. Diesen Verdacht lasse ich billig auf sich beruhen, denn mir ist wohl bewußt, daß ihr euch sonst als eine treue Bekennerin evangelischer Lehre bewiesen habt. Und ich hoffe es vor meinem Gott zu verant=

worten, wenn ich in dem Wunsche, euch vor Gefahr und Schaden zu bewahren, von dem, was ihr mir heut im Vertrauen mitgetheilt, meinem Consistorio gegenüber keinerlei Gebrauch mache, zumal es mir eine herzliche Erleichterung ist, daß ich jetzt hoffen darf, die Angeklagte, welche sich durch die Flucht ihren Richtern entzogen hat, sei in Wahrheit nicht ewiger Verdammniß verfallen. Da ihr selbst aber von hier scheiden müßt, so will ich euch in guter Meinung fragen, wohin ihr eure Schritte zu wenden gedenkt?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Regine ergeben, „ich bin jetzt allein, aber der Himmel wird mich nicht verlassen." Sie neigte sich tief vor dem Herzog und kniete vor der Herzogin. „Ich danke in Ehrfurcht für alle Gnade, die ich hier gefunden." Sie stand auf und wandte sich zum Gehen.

„Gestatten herzogliche Gnaden," sagte der Licentiat schnell, „daß ich in hoher Gegenwart der Jungfer noch etwas Weniges mittheile"; und zu Regine tretend, sprach er: „der dritte Spruch, den ich damals getroffen, als ich die werthe Jungfrau nach der Stadt holte, war aus dem Buch Ruth und er lautete: wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibst, da bleibe ich auch und dein Gott ist mein Gott." Er stand neben ihr und hielt ihre Hand fest.

Durch den Schmerz Regina's fuhr ein heller Strahl der Freude, daß der Mann, dem sie von Herzen zugeneigt war, sich in dieser Stunde zu ihr bekannte, und sie sah ihn dankbar mit nassen Augen an. Aber gleich darauf zog sie die Hand zurück und sagte leise: „Ich darf Niemanden unglücklich machen." Doch der Licentiat ließ sich nicht beirren und führte sie vor den Herzog.

„Herzogliche Gnaden sind zugleich ein Vater aller Waisen und der oberste Bischof in Ehesachen. Deshalb sei mir gestattet, daß ich an hoher Stelle meine Absicht erkläre, um die Zuneigung der lieben Jungfer Königin zu werben, und dieselbe, wenn sie mir ihre gute Gesinnung zuwenden kann, zu

meinem ehelichen Gemahl zu machen. Unterdeß bitte ich ehrfurchtsvoll um Erlaubniß, die Jungfer meiner Mutter zu bringen, welche nach Allem, was sie durch mich vernommen hat, sich freuen wird, dieselbe aufzunehmen."

„Ungern werden wir euch aus unserer Nähe entlassen," antwortete der Herzog, „da ihr aber für diese fremde Waise in so feierlichen Worten mein hohes Amt angerufen und euren Willen erklärt habt, mit der Jungfer Königin Freude und Leid zu theilen, so will ich mich eurem Vorhaben nicht entgegensetzen, sondern wünschen und hoffen, daß ihr im Vereine mit dieser auf Erden mehr Freude als Leid genießen mögt."

Er trat vor Regine und fuhr gütig fort: „Es war meine Absicht nicht und nicht die der Herzogin, euch ohne Schutz den Zufällen des Lebens preiszugeben. Denn uns ist eure Ergebenheit gegen uns besser bewußt, als ihr selbst meint. Wollt ihr diesen Mann als euren Herrn anerkennen, so tretet ihr unter gute evangelische Aufsicht und eure Seele wird wohl behütet sein. Und um euch für guten Willen, den ihr im Dienste der Herzogin, wenn auch nicht lange, doch mit Eifer, bewiesen habt, unsererseits den Recompens zu gewähren, so werde ich euch für den Licentiaten Hermann eine Vocation in die nächste offene Pfarrstelle übergeben. Diese mögt ihr ihm zubringen, falls ihr ihn zu eurem Herrn nehmt. Bis dahin bleibt er in meinem Dienst, ihr aber im Hause seiner Mutter, und da ihr keinen Familienanhang in meinem Lande habt, so wird die Herzogin seiner Zeit euch im Pfarrhause die Hochzeit ausrichten lassen."

9.

Bei den Schweden.

Der Krieg war von Neuem zu hellen Flammen aufgebrannt. Der Kurfürst von Baiern hatte seine Neutralität aufgegeben, sein Heer verstärkt und mit den Kaiserlichen zu der größten Armee verbunden, welche seit Jahren im Felde operirt hatte. Gegen diese Macht rief Feldmarschall Wrangel den General Königsmark zu Hilfe, auch Graf Turenne kam widerwillig herzu, und ihre Heerhaufen lagerten an der Donau, drei Rudel von Wölfen, welche die Noth zwang, sich für gemeinsame Jagd zu gesellen, während jeder Haufe gehässig die anderen belauerte. Aber auch die Kaiserlichen und Baiern betrachteten einander mit scheelem Wolfsblick. Von Neuem wurden Städte berannt, Dörfer ausgesengt und im kleinen Kriege die Zahl der Kämpfenden verringert, denn keine Partei wollte ihre ganze Stärke zu einer entscheidenden Schlacht auf das Spiel setzen.

In den Quartieren des Generals Königsmark standen jetzt unter Oberst Penz die weimarischen Reiter in vier Regimenter getheilt mit neuen Standarten. Es war viel junges Volk bei ihnen und nicht wenige der Alten hatte der Krieg getilgt oder ihr eigenes Gelüst zu anderen Fahnen geführt. Dennoch hielten sie untereinander gleich Leidensgefährten zusammen. Vor dem Feinde bewährten sie ihre Tüchtigkeit, und Königsmark wußte, daß sie ihm in der Gefahr nicht versagten; aber im Lager waren sie für die schwedischen Führer schwer zu behandeln.

An einem Maimorgen kam ein einzelner Reiter, gefolgt von seinem Knechte bei den Lagerwachen des Dorfes an, in welchem gerade der General das Hauptquartier hatte. Der Reisende war von mannhaftem Aussehen und in vornehmer Kleidung, aber er trug nicht die Feldbinde eines Officiers. Dennoch empfing er Zuruf und Grüße von mehren Soldaten, welche am Wege standen, und er selbst sah um sich, wie Einer, der Bekannte wiederfindet, er schwenkte den Hut und sprang vom Pferde, als ihm ein alter Officier mit ausgebreiteten Armen entgegenkam.

„Willkommen, Bruder!“ rief Gottlieb. „Durch dein Brieflein bin ich avisirt, du findest Alles bereit und der Oberst erwartet dich. Zuerst aber frage ich, wie geht es deiner Frau Rittmeisterin?“

„Sie grüßt ihren Brautführer,“ antwortete Bernhard. „Um ihre Gesundheit zu schonen, ließ ich sie mit unserem Sohne und den Troßwagen in der Stadt zurück. Ist dir's recht, so holen wir sie ein, sobald ich hier in Amt und Quartier bin.“

„Um ihretwillen freut mich, daß du erst mit der Frühlingssonne dem Heere zuziehst; in meinen Gedanken zweifelte ich oft, ob du wieder zu Pferde steigen würdest.“

„Wir lebten verborgen im Feenlande,“ berichtete Bernhard lachend. „Wisse, als du mit deinen Reitern aus dem Urlaub, den dir Königsmark bewilligt, nach den schwedischen Quartieren abgeritten warst, wollte der fränkische Dorfpfarrer, der mir mein Weib angetraut, uns gegen billige Vergütigung gern in seinem Hauswesen behalten. Doch fand ich besseren Schutz bei dem Sohn eines vornehmen Geschlechtes aus Nürnberg, welcher zugleich mit mir das Jus studirt hat, und jetzt als reicher Erbe die Handlung und die Güter seiner Vorfahren besitzt. Er gab mir Unterkunft auf einer seiner Burgen und machte mich zu seinem Kastenvogt, so daß ich ihm mit meinen Knechten nicht nutzlos war, denn ich hielt das räube-

rische Volk von seinen Dörfern ab. Ich saß mit der jungen Hausfrau den Herbst und Winter in festem Steinhaus auf der Höhe, sah zu wie die Blätter im Winde tanzten und der Schnee um die Fenster wirbelte; Bruder, es war eine selige Zeit; und Frau Judith fand zuweilen ihr Lachen wieder. Wenn das Burgthor am Abend verschlossen war, sang ich nach alter Gewohnheit zur Laute, sie aber schnitt und nähte fleißig von dem Schatz ihrer Truhe, den du gerettet, eine Ausstattung für sich und mich und dazu noch für ein Drittes. Als nun im Frühling das Laub sproß, wagte sie sich einst hinaus ins Freie, da traf sie auf dem Wege einen armen Mann, der als Hausierer früher in das thüringische Walddorf gekommen war; er bat um eine Gabe und wie sie ihm freundlich antwortete, wandelte sich das Gesicht des Tropfes, er trat scheu zurück und lief ohne Gruß von dannen. Sie kam verstört in die Burg und trieb seitdem in unnöthiger Angst um mich zum Aufbruch. Unterdeß war auch die Geldkatze leicht geworden, und wir frugen in Sorge, wohin?"

Der Alte nickte. „Auch darin rathe ich der Zeit zu vertrauen. Der höchste Berg wird klein, wie ein Maulwurfshügel, wenn man sich weit genug von ihm entfernt. Hier findest du manchen ehrlichen Kameraden, aber viel Unfrieden, Brot ist theuer, doch das bairische Vieh nährt den Soldaten, unsere Reiter sind Ochsenhändler geworden, von scharfen Actionen ist wenig zu spüren."

„Was weißt du über Wilhelm?" frug Bernhard.

„Er haust unzufrieden beim Wrangel, der ihn in der Kanzlei verwendet; doch haben unsere Leute hier ihn nicht vergessen, auch dich nicht, Bruder, und du wirst Manchem beim Glase Bescheid thun müssen. Sieh, das ist einer von den Getreuen."

Sie trafen in der Dorfgasse auf den Lieutenant Pyritzer, der in seiner bedächtigen Weise grüßte.

„Ich freue mich eurer Ankunft, sie ist uns bereits verkündigt; und ich erbitte Verzeihung, wenn ich den Herrn Kame-

raden zur Stelle um seinen Beistand angehe. Ein früherer Officier vom Regiment Taupadel, der nur als ein französischer Windbeutel estimirt werden kann, ist aus den Dörfern des Turenne herangeritten, er hält vor dem Lager und hat mir durch einen bebänderten Milchbart, der sich seinen Pagen nannte, diesen unsinnigen Cartelbrief gesandt, worin zu lesen steht: er habe zu seinem großen Bedauern erfahren, daß ich mein Haar kurz geschoren trage. Dies sei ihm unleidlich und er bitte deshalb höflichst um die Ehre einer Begegnung im Freien. So schreibt der Narr."

„Das ist der richtige französische Stilus," bestätigte Gottlieb. „Es ist der verkehrte Hundestil, vorn Wedeln, hinten Zähnefletschen. Ich rathe euch, daß ihr mit dem Degen die Punkte zu dieser Schrift stecht."

„Darum eben wollte ich mir die Ehre erbitten," sagte der Pyritzer zu Bernhard, „daß der Herr Kamerad als mein Begleiter mit hinaus reite. Auch der Franzose bringt nur einen Partner mit. Fehlt es euch an Pistolen, so ersuche ich unter den meinen zu wählen."

„Euer Vertrauen ehrt mich," entgegnete Bernhard höflich den Hut lüftend, „ich bin bereit."

Aber Gottlieb trat dazwischen. „Ich widerstehe den Herren ungern in solcher Sache; doch unser Gast hat weder Feldzeichen noch Lagerrecht und ist gebunden zunächst vor dem Obersten zu erscheinen. Die Fremden aber sollen nicht prahlen, daß wir Deutsche gezögert haben auf ihren Gruß zu antworten; bitte also, daß meine Herren Brüder diesmal mir den Vorzug geben und gestatten, an Stelle des Rittmeisters König die Secundanz zu übernehmen."

Gegen diesen Vorschlag konnte Bernhard nichts Stichhaltiges einwenden und da auch der Pyritzer zufrieden war, so eilten die beiden Lieutenants zu ihren Pferden. Der Rittmeister wurde von dem Obersten und der Kanzlei lange aufgehalten, bevor er bei der Standarte den Eid ablegte und die Feldbinde

umthat. Als er beglückwünscht von alten und neuen Kameraden wieder auf die Straße trat, um das Logis des Generals Königsmark aufzusuchen, fand er seinen Vertrauten auf der Bank sitzen. „Der wackere Kamerad ist vom Pferde gefallen und dahin," sagte Gottlieb traurig.

„Dann habe ich die Pflicht ihn zu rächen," antwortete Bernhard. „Trage dem Franzosen meine Herausforderung."

„Es ist nicht nöthig, Bruder," sprach Gottlieb, an seinen Degen rührend, „auch der Franzose reitet nicht mehr zurück. Gedenkst du an den Traum, welchen du einmal dem Pommer auslegen solltest? Etwas davon ist ihm in Erfüllung gegangen. Als er auf dem Felde lag, so friedlich ausgestreckt wie ein Schlafender, der sein gutes Tagewerk gethan hat, trieben Reiter von uns eine Viehherde heran, und bevor ich die Treiber verscheuchen konnte, drängten sich die Schafe um den Leib des Toten. Hat er noch Etwas davon vernommen, so hoffe ich, er wird dabei zum letzten Ende an den Hof seines Vaters gedacht haben. Ich sage dir aber, Bruder, wenn das so zwischen uns und den Franzosen fortgeht, braucht der Kaiser sich unsertwegen nicht außer Athem zu setzen, denn das Gezänk und Gerause ist unmäßig geworden, und die gemeinen Soldaten sind noch wüthender aufeinander als die Officiere. — Ich erwarte dich; sieh zu, daß du vom General nicht lange aufgehalten wirst, denn ich gedenke dich heut für mich und einige alte Käuze, die du kennst, zu behaupten."

Als Bernhard in dem Vorzimmer seines neuen Befehlshabers stand, fiel ihm auf die Seele, wie verändert seine Lage war. Einst hatte er in der Zuversicht junger Liebe den schwedischen Dienst verschmäht, jetzt mußte er ihn als eine Zuflucht für sich und die geliebte Frau suchen. Alles Glück, an das er damals mit Sehnsucht gedacht, war ihm zu Theil geworden, und doch zog er unstät und heimatlos auf der Erde, und über ihm schwebte eine dunkle Wolke, die ihn und eine Andere vom hellen Sonnenlichte schied.

Königsmark empfing ihn gütig wie einen jüngeren Kameraden. „Euer Brief hat mich nicht vergebens an mein Versprechen gemahnt. Ich hoffe, die Redlichkeit, welche euch damals hinderte, in den Dienst der Königin zu treten, wird euch jetzt zu einem guten Officier machen, dem auch ich vertrauen kann. Euch soll nicht schaden, daß ich durch das Geschenk, welches ihr mir damals anbotet, in noch größere Sorgen gekommen bin, als wir beide ahnten. Denn wisset, eure Alten verstehen zwar zu reiten, aber sind im Heere ein harter Stein des Aergernisses und machen mir das Leben sauer. Um ihretwillen bin ich mit Feldmarschall Wrangel verfeindet, und ich bin, wie ich voraussah, zu Stockholm in den Verdacht gekommen, als ob ich für mich selbst insgeheim machinire und mich zum Haupt einer deutschen Partei aufwerfen wolle. Doch das ist nicht das Aergste, denn euren Uebertritt vermag auch der Franzose nicht zu verwinden, er liegt unseren Commissaren beständig in den Ohren ihm die Abtrünnigen wieder zu überweisen. Zornig hat er sich mit uns conjungirt, die Feindschaft zwischen uns und ihm ist kaum noch zu bergen, und er droht sich wieder nach dem Rheine zu wenden. Der Zustand wird unleidlich für das Heer und für mich selbst. Das sage ich euch im Vertrauen, damit ihr zur Ruhe und Vorsicht mahnt, denn ich weiß, daß ihr unter den alten Weimarischen Anhang habt. Und ich habe auf euer Gesuch gümstig geantwortet, weil ich einen zuverlässigen Mann brauche, der mir die Gedanken der Völker zuträgt und vor ihnen mein Interesse nach Kräften vertritt. Wollt ihr mir solche Treue erweisen, so soll es euer Schade nicht sein, denn ich schlafe gut, wenn ich weiß, daß meine Feinde darniederliegen, aber ich wache auch eifrig für den Vortheil meiner Freunde."

„Eure Excellenz wird nicht fordern, daß ich als Zuträger und Spion zwischen dem Feldherrn und den Soldaten einherschleiche, zu solchem Dienst schickt sich mein Wesen nicht," versetzte Bernhard mit Festigkeit. „Auch bin ich mit dem, was

Officiere und Soldaten begehren, zur Zeit wenig bekannt. Doch hoffe ich des hohen Vertrauens nicht unwerth zu sein, wenn ich behaupte, gerade durch die ärgerlichen Händel mit dem Franzosen ist eine günstige Gelegenheit geboten, wo Eure Excellenz als Führer der deutschen Völker zum hohen eigenen Ruhm und zum Vortheil der Krone Schweden den Frieden befördern könnten, auf eigene Hand und als höchster Befehlshaber. Denn jetzt ist die Zeit gekommen, unsere Regimenter von hier ab in das Kaiserliche zu führen."

Der General lächelte. „Ist's eure Weisheit oder ist es der Witz des Lagers, den ihr mir zutragen wollt?"

„Nicht ich allein unterhalte mich mit solchen Gedanken. Liegt euch daran, die geheime Meinung der Soldaten zu erkunden, so ist Lieutenant Stange, ein alter Reiter, der bei den Weimarischen in hohem Ansehen steht, hier in der Nähe."

Ein schwedischer Officier trat ein. „Was bringst du?" rief Königsmark unwillig über die Unterbrechung.

„Aus den Quartieren des Feldmarschalls Wrangel kam die Nachricht, daß Oberstlieutenant Hempel, der vormals Befehlshaber der Weimarischen war, gestern Morgen tot vor seiner Behausung gefunden worden sei."

Der General sah von der Seite nach Bernhard und erkannte die tiefe Bewegung. „Er ist im Duell erstochen?" frug er, „das war zu besorgen, denn er hatte viele Feinde."

„Unter den Soldaten läuft das Gerücht," fuhr der Officier fort, „daß an seinem Leibe keine Cartelwunde gefunden sei, sondern ein Messerstich. Die Leute klagen über Ermordung, weil der Tote in aller Stille sofort begraben worden."

„Es thut mir leid um ihn," bedauerte Königsmark. „Er war in difficiler Stellung, doch hörte ich, daß er sich dem Feldmarschall als brauchbar empfohlen hat. Euch war er gut bekannt?" frug er zu Bernhard gewendet.

„Er war mein Freund," versetzte dieser mit zuckendem Munde.

„Das Leben des Soldaten hängt an einem Haar," tröstete der General. „Der Tod sucht ihn mit jeder Art von Waffen. Rufe den Lieutenant Stange!" gebot er dem Officier.

Es war ein unheimliches Schweigen im Zimmer, bis Gottlieb hereintrat, das Angesicht noch finsterer zusammengezogen als gewöhnlich.

„Ihr seid einer von den Alten des Herzogs Bernhard?" frug ihn der Feldherr.

„Jetzt Lieutenant bei Penz, vierte Compagnie," antwortete Gottlieb feierlich, „früher bei Alt-Rosen, erste; unter König Gustav Adolf Kanonier bei Lützen."

„Ein guter Anfang, Alter," lobte der Graf, mit Wohlgefallen den Veteranen betrachtend, „damals wieset ihr dem Pappenheim die Wege, neulich sah ich euch den Anderen voran in die Kaiserlichen einhauen."

„Jeder nach Kräften," erwiederte Gottlieb. „Ew. Excellenz hielten auch nicht hinten, als dieselben das sahen."

Der General nickte ihm zu: „Eure Kameraden sind schwierig. Mir liegt am Herzen, ihre Unzufriedenheit zu dämpfen, denn der Groll, der durch einen Zufall in die Gemüther kommt, frißt weiter und treibt eine Forderung nach der anderen hervor. Ihr kennt die Gesinnung der Soldaten, was begehren sie?"

„Rache," antwortete Gottlieb nachdrücklich, „Rache an dem Franzosen oder an wem es sonst sei! Feldmarschall Graf Turenne wird klug handeln, wenn er es vermeidet bei einer Gasterei oder auch beim Scharmützel unseren Leuten in Schußweite zu kommen, ihre Carabiner könnten von selbst losgehn."

„Euch an einem Verbündeten zu rächen, ist nicht meines Amtes," sagte der General mit finsterer Miene. „Was kann ich selbst thun, um meine tapfern Reiter zu contentiren?"

Gottlieb räusperte sich: „Links schwenken und vorwärts ins Kaiserliche! Denn des Römischen Kaisers Majestät ist, mit Respect zu sagen, kriegslustig in der Fremde, aber furchtsam in seinem Hause. Jetzt hat er sich ein großes Herz ge-

faßt und seine Armada dem Baiern ins Land geschickt. Wenn wir unterdeß links ab nach Böhmen traben, während Feldmarschall Wrangel und der Franzose hier Herausforderung blasen, so würden unsere Völker den Wunsch erreichen, von dessen Erfüllung sie bei Tage discuriren und in der Nacht träumen."

„Kommt ihr alter Haudegen auch mit dem Frieden?" sagte Königsmark achselzuckend.

„Nicht sowohl Friede, Ew. Excellenz, als vielmehr Beute," entgegnete Gottlieb, „die größte Beute der Welt, Millionen von Gold, Edelsteinen und Prachtgeräth, wie es noch schwerlich irgendwo auf einem Haufen zu finden ist! Darnach steht unserem Volke das Herz. Denn wir haben durch böhmische Ueberläufer von der Hussitenart gute Kunde, daß nach Prag die Schätze aus allen Landen des Kaisers zusammengeflüchtet sind; auch sitzen dort Hunderte der vornehmsten Edelleute mit Weib und Kind, von denen Jeder über tausend Dukaten Ranzion zahlen würde. Das alles ist für den zu greifen, der die Hand darnach ausstreckt, denn die Kaiserlichen sind sorglos im Dienst und die Böhmen erzählen, daß man leicht in die Festung Prag hineinpassiren könnte, weil die Pfaffen vorgeben, daß die Heiligen selbst davor Wache halten. Darum begehren unsere Reiter zuerst, den kaiserlichen Adler kahl zu rupfen; dann wäre ihnen der Friede recht."

Königsmark lachte und legte vertraulich die Hand auf die Schulter des Lieutenants. „Ihr wißt, daß der Feldherr nicht so schnell zum Beuteritt blasen kann, als der Soldat sattelt. Mir selbst liegt Alles daran, euch aus dem Gezänk herauszubringen; aber ich bin nicht der, bei dem die letzte Entscheidung steht." —

Von der Straße klangen Schreie und eilige Tritte. Wieder trat der meldende Officier ein: „Die Regimenter des Obersten Penz sind in Tumult, die Reiter laufen nach dem Alarmplatz, dort stehen sie in Haufen zusammen."

„Was fordern sie?“ frug der General das Haupt erhebend.

„Noch wird's nicht laut; sie klagen über den Tod ihres alten Führers und verhandeln finster und mißtrauisch untereinander.“

„Der wilde Stier ist unsicher, gegen wen er die Hörner heben soll,“ sagte der Feldherr. „Also ohne Ehre und Conduct ist der Tote bestattet worden? das kränkt auch mich; denn euch ist bewußt, ich hatte ihn ehrenvoll aufgenommen, soweit ich vermochte. Das Leben kann ich ihm nicht wiedergeben, aber die nachlässige Bestattung gedenke ich nicht zu leiden, und ich muß durchsetzen, daß er aus dem Boden gehoben und in einem zinnernen Sarge in ansehnlicher Kirche beigesetzt wird, wie einem schwedischen Obersten gebührt; mein eigener Feldprediger soll ihm die Gedächtnißrede halten, und Deputirte der Regimenter sollen zu der Bestattung geladen werden. Ich hoffe, das wird den gemeinen Mann soweit contentiren, daß er meine gute Gesinnung erkennt. — Und ihr seid der Meinung, daß den Völkern willkommen wäre, wenn ich sie nach Böhmen führe? — Eilt ihr Herren,“ fuhr er zu den beiden Officieren fort, „noch ist es Zeit, die Unruhe zu stillen, seid schnell und rührig, damit uns nicht neues Unheil erwachse.“

Mit Mühe wurden die zornigen Soldaten beschwichtigt, der General ritt selbst unter sie, versprach scharfe Untersuchung und Genugthuung, ja er gab den Rath, daß Abgeordnete der Regimenter ihre Klagen den schwedischen Commissaren im Lager vortragen sollten, und sagte dabei in guter Laune zu Bernhard: „Ich rathe aber das Prager Phantom, welches den Herren in Gedanken liegt, durchaus nicht zu erwähnen.“ Zuletzt setzte er durch, daß der Getötete aus der Erde gehoben und nochmals feierlich beigesetzt wurde. Als Bernhard an dem Sarge des Freundes kniete, gedachte er traurig der Stunde, in welcher der Tote um die Schwester geworben hatte, und des stolzen Vertrauens auf die eigene Klugheit. „Er sollte nicht erleben,

daß unsere Soldaten die deutsche Noth an dem Kaiser rächen, aber ich merke, sein Tod soll dazu helfen."

Diese Erwartung wurde erfüllt. Denn auch die Schweden erkannten, daß die deutschen Reiter des Königsmark an der Donau mehr Verlegenheit als Vortheil bereiteten. Und als sich die Bäume mit Laub bekleideten und das junge Grün der Wiesen und Saatfelder einem reisigen Zuge Futter bot, erhielt der General die Erlaubniß nach Böhmen aufzubrechen.

Dort zog er von dem schwedischen Stützpunkt Eger aus scheinbar planlos umher, dem Raubvogel gleich, der in hoher Luft seine Kreise zieht, aber sein spähender Blick haftete unverrückt auf der alten Kaiserstadt an der Moldau. Geheime Boten gingen und kamen, und Lieutenant Stange wurde oft als Vertrauter in das Zelt des Feldherrn gerufen. Endlich fand sich ein unzufriedener Böhme, bis dahin kaiserlicher Officier und in der Festung Prag wohlbekannt, welcher bereit war, Führer eines Ueberfalls zu werden.

Es war am Ende des Juli, als der General, ohne Geschütz und Troß, durch einen Eilmarsch bis nahe vor Prag rückte. In einem Walde an der Landstraße erwartete der Heerhaufe die Abenddämmerung, dann zog er, das Fußvolk voran, dahinter die weimarischen Reiter mit dem General verstohlen der Stadt zu. Um Mitternacht hielt der Schwede auf dem weißen Berge, im ersten Morgengrau drang der Vortrupp zwischen den schlecht bewachten Werken ein, bewältigte die nächste Wache, schlug das Thor auf und ließ die Zugbrücke herunter; hinter ihm brachen die Eroberer, wie eine Wasserfluth in die Straßen der schlafenden Stadt, während das erste Frühlicht die Spitzen der Thürme vergoldete, und die Glocken zum Morgengebet läuteten. Die kaiserliche Burg, der vornehme Stadttheil der großen Festung, gerieth fast ohne Blutvergießen durch ein keckes Reiterstück in die Gewalt der Schweden. Jauchzend und brüllend warfen sich die Sieger

in die Häuser und Paläste, welche schon vor der Einnahme mit ihrem Inhalt als Kriegsbeute vertheilt waren. Alles, was die alten Reiter an ihren Lagerfeuern ersehnt hatten, wurde ihnen zu Theil, reichlicher und völliger als sie geträumt. Denn die Beute, welche sie gewannen an adligen Gefangenen, an Gold, Edelgestein und Prachtgeräth, schien ihnen selbst unermeßlich.

In einem großen Herrenhause, das mit fürstlicher Pracht eingerichtet war, lag Rittmeister König mit seiner Compagnie. Den Besitzer hatte sein gutes Glück in Wien zurückgehalten, aber der zitternde Hausmeister wies den Eindringlingen die Silberkammer, die gefüllten Schränke und den Weinschatz des Kellers. In den unteren Räumen hausten die Soldaten; sie saßen auf Stühlen, die mit vergoldetem Leder bespannt waren, und tranken einander spanischen Sekt aus silbernen Bechern zu. In den Ställen des weiten Hofraumes stampften ihre Pferde, auch sie wohlgenährt und übermüthig durch maßlos eingeschütteten Hafer. Als oberster Vogt des Hauses aber schritt Lieutenant Stange einher, neben seinem Degengehäng ein großes Schlüsselbund, um der Trunkenheit und unsinnigen Verschwendung zu wehren.

In einem Prachtgemach des Oberstocks saß Judith über das Bett des jungen Sohnes gebeugt. „Sie haben dich in eine Wiege gelegt aus Silber und Elfenbein, du heimatloser Knabe; von Marmor sind die Wände deines Schlafgemachs und aus den großen Bildern sehen gerüstete Männer mit Purpurmantel und Ehrenketten am Halse hochmüthig auf dich herab, als wollten sie fragen: wer ist das fremde Kind und wo gehört es hin? Niemand weiß es. Wenn du einst heranwächst, so wirst du vergebens fragen, wer deine Mutter war; da, wo einst ihr Haus stand, ist jetzt ein schwarzer Brandfleck. Kommst du in das Land, wo man sie kannte, wirst du einen wilden Fluch hören, so oft Jemand ihrer gedenkt; hüte dich in die Dorfkirche mit den zerschlagenen Fenstern zu treten,

daß die Leute nicht von dir wegrücken und dich hinausweisen als einen Gezeichneten."

Sie hob das Kind aus der Wiege, als sie einen schnellen Schritt hörte. „Hier ist euer Sohn, geliebter Herr," rief sie dem eintretenden Gatten zu. „Ihr habt euer Weib, das sie bereits in den feurigen Sarg gelegt hatten, auf die Erde zurückgeführt, mein Dank war, daß ich euch dies junge Leben gab. Jetzt müßt ihr uns beide tragen. Nehmt ihn in eure Arme und mich dazu, denn ihr seid Alles, was wir auf Erden besitzen, die letzte Heimat der Verstoßenen."

„Er wird ein wackerer Knabe," sagte Bernhard, das Kind freudig betrachtend, „hilf, Kleiner, der lieben Mutter muthig zureden. Sieh, er öffnet die Augen und wird zur Stelle in seiner Sprache fordern, daß du dir nicht in Schwermuth den Segen verdirbst, den er in unser Leben gebracht hat."

Das Kind schrie; Pieps lief herbei, nahm es an sich, lachte ihm vertraulich zu und trug es, die Arme schwenkend, unter gutem Zureden in der Nebenstube auf und ab.

Der Rittmeister sah sich im Zimmer um. „Wir sind den Herren dort an der Wand ungeladene Gäste, laß dir's gefallen, daß die Hochmüthigen als stumme Trabanten dir dienen. Die stolzen Feinde sind gedemüthigt, von der Höhe der Kaiserburg sieht der Thüringer und Sachse herab auf die alte Stadt, aus welcher vor dreißig Jahren die Kriegsfurie aufflog; jetzt schwingen wir siegreich die Fackel und unsere Reiter, welche das Schicksal des Krieges lange gezaust, können als Sieger über die Moldau trotzig ihr altes Schlachtgeschrei rufen: hie Deutschland! Jetzt dürfen auch sie hoffen, sich im Frieden ihres Sieges zu freuen."

„Und wenn der Friede kommt, was bringt er für euch, Herr?" frug Judith. „Wo läutet die Kirchenglocke, die uns mit guten Nachbarn zum Gottesdienst ladet?"

„Das deutsche Land ist groß," versetzte der Gatte, „und der teuflische Argwohn vergeht."

„Er vergeht und er wird wieder laut gerade dann, wenn die Angst geschwunden ist. Ich höre sein Geflüster wie das Geräusch des Waldbachs unter der dünnen Eisdecke, auf der ich stehe.“

Bernhard sah ihr besorgt in das Antlitz und ergriff ihre Hand: „Wer hat dir, Geliebte, die du seither so tapfer warst, den Sinn verstört?“

„O übet Nachsicht, Herr,“ bat das Weib. „Die zweite Warnung hat das Schicksal mir gesandt. Ihr wißt, wie ungern ich an Kranken die alte Kunst übe; heut, als ihr mit dem Obersten ausgeritten wart, kam Gottlieb und erzählte von einem kranken Reiter aus anderem Regiment, der nebenan in tötlichem Siechthum und hilflos lag. Da ging ich mit eurem Kameraden an das Lager des Sterbenden. Der Mann war aus Thüringen und erkannte mich. Er weigerte die Arznei zu nehmen, die ich ihm bot, und kehrte sich mit einem Fluche der Wand zu. Euer Freund aber sagte mir darauf zu meinem Trost, daß der Kranke verschieden sei.“

Bernhard fühlte tief den Schmerz der Geliebten, aber er antwortete muthig: „Harre aus, Judith. Um alles Leben schleicht der Tod, Niemand kann sagen, was ihm in der nächsten Stunde beschieden ist. Wie darf dich und mich die Furcht verwirren, weil die Gefahr, in der wir stehen, vielleicht ein wenig größer ist, als die manches Anderen. Beschied der Himmel uns mehr Gefahr, so verlieh er uns dafür ein festes Herz und er gab uns auch ein größeres Glück. Daß wir der Noth entronnen, mit einander als wackere Ehegatten leben, das ist ein gutes Erdenloos und wie ein Panzerhemd gegen alle Gefahr trage ich diese stolze Freude.“

„Haltet ihr mich an eurem Herzen und höre ich die Zuversicht eurer Rede,“ sprach Judith, sich von seiner Brust erhebend, „so schwindet die Angst und aus euren Augen dringt ein Strahl der Hoffnung in mein Herz. Segen über euch! denn nur in eurer Nähe finde ich Muth und Vertrauen.

Dann wage ich zu bitten, daß der Himmel mich noch unter den fremden Menschen dulde."

„Nicht Alle sind fremd," tröstete Bernhard und wies nach außen, wo die Stimme des Lieutenants in kräftigen Scheltworten laut wurde. „Mancher von den Kameraden setzt für die Frau Rittmeisterin durch das Feuer. Hier in diesem Schloß, in das die Göttin Bellona uns versetzt hat, hausest du sicher unter treuen Gesellen. Aus Schlesien zieht uns Succurs heran, die Wege werden frei und die Straße dorthin kommt in unsere Hände, vielleicht wird uns Gelegenheit von hier den Ritt nach deiner Heimat zu unternehmen."

Ueber das Antlitz der Frau zog ein Schimmer von Freude, sie zog ihn an das Fenster: „Seht dort in der Ferne die grauen Berge, dort liegt unser Hof. Seit ich den Knaben habe, träumt mir wieder von der Kinderzeit. Dann erfaßt mich die Sehnsucht. Ich sehe die Höhen im Morgenlicht und das Haus des Vaters, und ich hoffe, was mich jetzt krank macht und zur Last für meinen lieben Herrn, das wird schwinden, wenn ich dahin komme. Im Hof der Eltern sitzt wohl längst ein Fremder und er könnte uns rauhen Gruß bieten, wenn wir ihm in sein Heimwesen eindringen. Dennoch ruft mir eine innere Stimme zu, daß ich dort den Frieden wiederfinden werde."

„So höre ich dich gern reden," sagte der erfreute Bernhard.

„Und wisset, Herr," fuhr Judith fort, „die Hoffnung ist nicht ungereimt. Ein Böhme meines Glaubens, den euer Bube hier erkundete, hat mir Nachricht aus unserer Gegend gebracht. Ach viele wurden getötet oder verjagt, und von den Bekennern sind nur wenige übrig. Aber einer der Alten lebt noch, der nächste Freund meines seligen Vaters, zu ihm begleitet mich, Bernhard. Dort wird die bittere Ausgeschiedenheit mich nicht mehr quälen, ich komme unter Landsleute, und," setzte sie leise

hinzu, „auch beim Gottesdienst wäre mir wohl, denn unsere Brüder halten fest zusammen und ihnen würde ich nicht verdächtig sein."

Die Aehren waren gereift und der Herbst begann die Blätter zu färben, als reitende Boten die Kunde nach Prag trugen, daß zwischen Schweden und dem Kaiser endlich der Friede vereinbart sei. Da übergab Bernhard die Compagnie der Sorge seines alten Freundes und führte sein Weib den Bergen zu. Die Heerstraße war bis in das Riesengebirge durch schwedische Posten gesichert und die Feindseligkeiten der Armeen hatten aufgehört. Als Judith mit ihrem Kind und der Dienerin im Sonnenlicht auf der Landstraße dahinfuhr, geleitet von dem Gemahl und bewaffneten Knechten, und vor ihr die blaue Kette des Gebirges immer höher aufstieg, da glänzte ihr Auge und der Mund lachte, wenn sie sich hinausbeugte und dem Vater sein Kind zum Kusse bot.

In der Nähe von Braunau übernahm sie selbst die Führung der Reise. Sie richtete die Fahrt nach einem Bauerhof, der abseits der Straße lag und trotz der Verwüstung verrieth, daß er bewohnt sei. Und als in dem Hofe ein alter Mann mit schneeweißem Haar auf die Schwelle trat, da bat sie den Gemahl, sie allein zur Unterredung mit dem Greise zu lassen. Am nächsten Morgen begleitete der böhmische Bauer die Reisenden über die Grenze in das Schlesierland. Bernhard hielt scharfe Umschau, doch nirgend war Feindliches zu sehen, ringsum menschenleere Thäler und bewaldete Berggipfel, und in den Dörfern die Trümmerhaufen, welche der Krieg zurückgelassen hatte. Als sie eine Höhe erreicht hatten, von welcher der Weg in die Ebene führte, ließ der Böhme den Wagen halten und mahnte zur Vorsicht, weil sich die Kunde verbreitet hatte, daß die Schweden ihre Quartiere längs der Grenze räumten und kaiserliche Völker einrückten. „Begnüge dich heut, meine Tochter, wie Moses dein gelobtes Land von fern zu

betrachten," sprach er tröstend, „bis die Freunde dir den Zugang zu deinem Hofe geöffnet haben." Da stieg Judith aus, kniete vor dem Alten nieder und bat: „Mein Vater, segnet mich! Lange hat keines Priesters Hand mein Haupt berührt, wie eine Ausgestoßene habe ich gelebt, und mir war zuweilen, als sei ich von unserm lieben Gott geschieden. Das nehmet heut von mir. In Frieden und Freude will ich das Haus meines Vaters wiedersehen." Und als der Alte über ihrem Haupt gebetet hatte, reichte sie Bernhard die Hand und sagte: „Kommt mit, wir gehen zu Fuße nur so weit, daß ich die Schwelle erkenne, die Thür und die Bank, auf der ich als Kind gesessen."

So gingen sie beide vorwärts, in geringer Entfernung gefolgt von dem Reiterbuben, der den Carabiner seines Herrn trug. Es war ein klarer Herbstmorgen, überall feierliche Stille, auf den Wiesen in der Tiefe lag noch dämmeriger Nebel, aus der nahen Stadt klang das Glockengeläut. „Sie läuten den Frieden ein," sagte Judith, „das bedeutet auch für euch und mich ein besseres Glück. Könnte ich mit Worten danken für Alles, was ihr an mir gethan, heut müßtet ihr mich anhören, denn, geliebter Herr, mein Herz ist übervoll von Liebe und Zärtlichkeit für euch." Sie drückte sich an ihn. „Seht, dort steht die Steinbank; von dort hob mich die Alte in den Wagen, als die Eltern flohen." Aber während er mit den Augen der Richtung folgte, nach der sie ihn wies, fühlte er, wie sich ihre Finger krampfhaft in seinen Arm preßten, im nächsten Augenblick warf sie sich mit wildem Schrei an seinen Hals.

Hinter der Hofmauer jagte ein Beritt kaiserlicher Reiter heran, darunter ein Officier mit rother Feldbinde. Bernhard erkannte, daß er wehrlos vor seinem Todfeinde stand, und Reinbold schrie: „Was mir lange geträumt, ist wahr geworden; heut bin ich's, der euch der Compagnie entledigt und des Weibes dazu." Er gebot: „Feuer!" und als die Reiter zögerten, rief

er mit einem Fluch: „Vorwärts! es ist die Hexe aus Thüringen!“ Die Schüsse krachten, Bernhard sank dahin, sein totes Gemahl im Arme.

Und noch ein Blitz und ein Knall aus einem Rohre, das ein Knabe mit gesträubten Haaren hob. Die Pferde der Reiter stoben auseinander, der Gaul des kaiserlichen Officiers schleifte den erschossenen Mörder am Bügel.

So kam den Liebenden der Friede. Und wer von ihnen erzählt, der weiß nicht, soll er sie glücklich preisen oder beklagen.

Schluß.

In einem Kirchdorfe nahe bei Gotha war die Getreideernte beendigt. Nicht alle Aecker der großen Dorfflur hatten Frucht getragen, und nicht in jeder Hofstätte wohnten Landleute, welche sich der Ernte freuen konnten, aber die Gemeinde saß doch wieder um ihre Kirche, Mancher war aus der Stadt zurückgekehrt mit den geretteten Rindern und dem Ackergeräth, und Mancher war aus der Fremde zugezogen. Zum ersten Male seit langen Jahren hatten die Leute in Frieden ihre Garben gebunden und, wenn sie auf dem Felde schafften, in leidlicher Sicherheit auf die kleine Thurmglocke gehört, welche ihnen Mittag- und Abendruhe ankündigte. Auch im Pfarrhofe stand der Wagen mit der letzten Mandel, die am Abend noch nicht abgeladen war, und über ihm schwebte der Erntekranz. Das Hofthor war verschlossen, der Hofhund saß achtsam neben seiner Hütte und murrte zuweilen, wenn ein Käuzlein schrie oder ein später Fußtritt auf der Dorfgasse schallte. Die Frau Pfarrerin sah am Fenster nach der runden Mondscheibe, welche umsäumt von einem Strahlenkranze den Hof und die Thürschwelle mit grellem Licht überzog, als wären sie mit weißem Sande bestreut. Ihr Gatte trat herzu, um den Laden zu schließen und sein stilles Heimwesen vor dem Gesindel zu wahren, welches obdachlos durch das Land zog. „Alle Abende steht mein liebes Weib am Fenster, sieht hinaus auf die Straße und horcht auf fernes Geräusch.“

Regine sah bittend zu ihm auf. „Alle Abende hofft die Schwester, daß der Verlorene kommen wird. Bei Tage bin

ich ruhig in der Arbeit und meinem Glück, aber wenn der Mond auf die Dächer scheint und die Wolken an ihm vorüberfahren, dann ergreift mich Angst und Sehnsucht. Zürnt nicht, lieber Herr."

„Das ist der jungen Frau zurückgeblieben aus der Zeit, wo sie mit hellen Worten träumte."

„Die Traumreden sind zu Ende, seit ich einen Hausherrn habe, den ich nicht aufwecken darf," sagte sie und barg ihr Haupt an seiner Brust. „Schließt das Fenster," sprach sie nach einer Weile, „es ging vorüber."

Da bellte der Hofhund laut und zornig und die Rassel am Hofthor erklang. Regine fuhr zusammen und rief: „er kommt!" Doch im nächsten Augenblick faßte sie ängstlich den Arm des Gatten. „Weckt die Leute."

Der Pfarrer ergriff den Hut. „Ich sehe, bevor ich öffne," tröstete er.

Regine eilte ihm nach bis auf die Hausschwelle. Er schob den Riegel zurück, die Pforte sprang auf, Niemand war im Eingang zu sehen. Doch zur Seite im Schatten des Zaunes kauerten zwei dunkle Gestalten und eine Knabenstimme frug leise: „wohnt hier Jemand, der einst zu Alt-Rosen gehört hat?"

„Ich bin's, Knabe," schrie Regine und sprang an das Thor. Der Knabe trat heran, ein Bündel in den Armen; ihm folgte ein Mann, den Hut tief in die Augen gedrückt. Der Fremde sah vorsichtig hinter sich und schloß das Thor, dann nahm er den Hut ab und im Mondenlicht erkannte Regine das gefurchte Antlitz eines alten Freundes.

„Wir bringen der Schwester das Erbtheil, welches ihr Bruder auf Erden zurückließ. Der Rittmeister und sein Weib sind dahin, ich denke, es war die letzte Kugel, welche sie traf, als der Friede eingeläutet wurde. Was der Knabe im Arm hält, trugen wir vom Riesengebirge heran, eine Frau des Trosses, die ihm Nahrung gab, der Knabe und ich."

Regine stand regungslos und ihr Gatte sagte sie festhal-

tend: „tretet in das Haus!“ — Der Alte schüttelte den Kopf. „In diesem Lande bringt es den Leuten Unglück uns zu herbergen. Wir ziehen bei Nacht weiter dahin, wo uns Niemand kennt. Denkt insgeheim der Toten und der Lebenden.“ Gottlieb winkte grüßend mit der Hand, öffnete die Pforte und sein eiliger Schritt verklang auf der leeren Straße. Der Knabe trug seine Bürde hinter der wankenden Pfarrerin in die Stube und legte sie auf einen Stuhl. „Der Feldprediger hat es getauft, es heißt wie mein Herr hieß,“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Du aber bleibst bei uns,“ rief der Pfarrer.

Doch Pieps sah von der Schwelle stolz in die Stube zurück: „Ein Reiterjunge von Alt-Rosen wird kein Küster. Adjes! Ich werde manchmal nachsehen, wie es diesen geht.“

Er wies auf Regine, welche vor dem Kind kniete.

II.

Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.



1.

Zum Jahre 1721.

Wenn Herr Bernhard Georg König mit seiner Frau Liebsten über den Marktplatz der kursächsischen Stadt lustwandelte, in welcher er während des Winters wohnte, so zogen die Bürger mit Hochachtung die Hüte, und ihre Bemerkungen hinter dem Rücken des Ehepaares waren nicht selten beifällig. Denn die König'schen Eheleute wurden zu den Honoratioren der Stadt gezählt, sie waren rechtschaffen und sie waren wohlhabend, da ihnen nicht nur ein Rittergut in der Nähe gehörte, sondern auch in Zukunft der Besitz des besten Hauses am Markte gar nicht entgehen konnte. Man wußte, daß dies Vermögen von dem Vater der Frau herkam, welcher zu seiner Zeit ein reicher Kaufmann in Leipzig gewesen war und sein einziges Kind mit dem genannten König verheiratet hatte.

Aber auch Herr König war kein gewöhnlicher Mann. Als Sohn eines thüringer Pfarrers hatte er Theologie studiert, und war Geistlicher eines deutschen Regiments geworden, welches König Wilhelm von England in seinen Kriegen mit den Franzosen gebrauchte. Im Felde behauptete er sich als ein stattlicher Mann von festem Charakter, der den Tod nicht fürchtete, dem Teufel kräftig zu Leibe ging und seinen Soldaten eine heilsame Scheu vor dem breiten Pfade zur Hölle beibrachte. Und da er auch ein guter Gesellschafter und beim Glase Wein ehrbarer Fröhlichkeit nicht abhold war, und leichter französisch und englisch lernte als die meisten Officiere, so wurde er ein guter

Freund seines Obersten und diesem bei schriftlichen Verhandlungen ein vertrauter Helfer. Er selbst lernte in Holland ein großartigeres Leben kennen, als in der deutschen Heimat zu finden war, und unterhielt, seinen Horaz in der Tasche, geselligen Verkehr mit berühmten holländischen Gelehrten, welche sich seines festen Lateins freuten.

Beim Regiment hatte er einem kursächsischen Kaufmann, welcher in das Kriegsgetümmel gerathen war, wichtige Dienste geleistet, er hatte ihn nicht nur vor Ausplünderung behütet, sondern auch durch sorgsame Pflege aus schwerer Krankheit wieder hergestellt. Der Sachse erbat vor seiner Abreise die Ehre eines Briefwechsels und bewahrte fortan seinem Retter ein herzliche Dankbarkeit. Als nun der Feldprediger nach Jahr und Tag in die Heimat zurückkehrte, folgte er einer dringenden Einladung des Kaufmanns nach Leipzig. Dort wurde ihm unter dem Dache des Gastfreundes die aufblühende Tochter über alle Maßen lieb, und er offenbarte in seiner ehrlichen Weise dem Vater, daß er dies gastliche Haus verlassen müsse, weil er der Demoiselle Susanne gegenüber eine große Beunruhigung in seinem Herzen spüre, und wegen mangelnden Reichthums, und zudem als Landfremder wegen mangelnder Hoffnung auf eine gute kursächsische Pfarre, nicht daran denken dürfe, die Tochter von den Eltern zur Frau zu erbitten. Da kamen dem Kaufmann die Thränen in die Augen über die Redlichkeit seines Erretters, und er bat diesen, es sich noch drei Tage in seinem Hause gefallen zu lassen. Und nach drei Tagen lud er ihn feierlich in die gute Stube, aus welcher die Hausfrau alle Leinwandkappen des seidenen Möbelbezugs weggenommen hatte, und dort verlobte der edle Mann den Gastfreund mit der herbeigerufenen Tochter, welche dem glücklichen Bräutigam leise gestand, daß auch sie ihn seit seiner Ankunft insgeheim im Herzen trage.

Jetzt bemühte sich Herr König ernsthaft um eine Pfarre in der Nähe, machte Reisen und suchte Gönner zu gewinnen.

Aber das wollte sich nicht so leicht schicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Lande an seiner Erweckung zweifelten. Dagegen wurde er dem Kaufmann bald in anderer Weise unentbehrlich. Denn er verstand als Sohn eines Landpfarrers die Gutswirthschaft, und wußte dem Amtmann des Gutes, welches der Kaufmann besaß, besser auf die Finger zu sehen als der Leipziger selbst. Auch der Handlung wurde er durch seine holländischen Bekanntschaften ein werthvoller Beirath.

Als sich vollends nach einigen Jahren begab, daß der Kaufmann aus diesem Leben schied, erwies sich der Schwiegersohn als die Stütze der Familie; die Handlung wurde aufgehoben und er hatte jahrelang den Vortheil seiner Schwiegermutter wahrzunehmen. Endlich verließ die Familie Leipzig, Herr König zog mit seiner jungen Frau auf das Gut in der Lausitz und die Schwiegermutter erwarb Haus und Garten in einer nahen Stadt, welche ihr seit ihrer Kindheit wohl bekannt war, da sie selbst aus einer adeligen Familie der Umgegend stammte und in der Nähe Verwandtschaft und Anhang hatte.

War das Gut auch nicht groß, es bot der Familie als Sommeraufenthalt doch viele Annehmlichkeit; ganz zu geschweigen von dem Eingeschlachteten, den Säcken mit Weizenmehl und den Stoppelgänsen. Das Wohnhaus war ein alter Bau, mit dicken Mauern und unregelmäßigen Fenstern, der Unterstock durch eiserne Gitter verwahrt wegen des immer noch stark umherschweifenden Gesindels, im Garten ein sorgfältig geschnittener Heckengang, ja sogar ein Weingeländer und ein Quartier mit Blumenbeeten, in welchem der Hausherr kostbare Tulpen und Narcissen zog, deren Zwiebeln ihm ein Freund aus Holland zusandte.

Doch wie wohl es dem Herrn König in weltlichen Dingen gelungen war, in seinem Gemüth trug er es als eine Entbehrung und zuweilen als ein Unrecht, daß er dem Predigtamt entsagt hatte, und es gereichte ihm fast zu einer Befriedigung,

daß sein Dorf keine eigene Pfarre bildete; denn wenn einer der Dorfleute in Jammer und Gewissensnoth lag, so war er der Nächste ihn zu trösten und zu ermahnen; auch der Schullehrer wurde eifriger in seinem Amt, da er merkte, daß das Auge des geistlichen Gutsherrn scharf auf ihn gerichtet war und daß ihm löblicher Pflichteifer Gutes in die Küche und in den Stall brachte.

Jeden Winter aber zog Herr König nach der Stadt in das große Haus der Schwiegermutter. Die Stadt war ein alter namhafter Ort mit Mauern und Thürmen, an denen man noch die Löcher wies, welche feindliche Kugeln im dreißigjährigen Kriege geschlagen hatten. Einst war der Ort stolz auf seinen Handel gewesen, jetzt sah er ein wenig heruntergekommen aus, aber es lagen doch nur wenige Häuser in Trümmern. Seine Bürger hatten viel Landbesitz, und wen das Handwerk nicht nährte, der konnte sich's vom Acker holen. Es saßen angesehene Beamte des Landesherrn darin, auch eine lateinische Schule war vorhanden, und einige Häuser gehörten Edelleuten der Umgegend, welche die vornehmste Societät bildeten, so oft sie in der Stadt wohnten. Unter ihnen fanden sich einzelne Herren mit polnischen Namen, da der Kurfürst von Sachsen zugleich König von Polen war; und wenn die Länder auch nicht zusammenhingen und die polnische Wirthschaft unter den Deutschen übel beleumdet blieb, so hatten sich doch mancherlei Fäden von einem Lande zum andern gezogen. Unternehmende Sachsen suchten an der Weichsel leichten Gewinn, und junge Polen kamen an die Elbe, um Geld zu borgen und unter den adeligen Familien Education zu erhalten. Denn die Kursachsen galten dafür gute Lebensart zu besitzen, der Hof zu Dresden war der prächtigste im ganzen römischen Reiche, und die Kunstwerke italienischer Köche und französischer Modisten verbreiteten sich aus der Residenz in die kleineren Städte. Auch das Bücher druckende Leipzig sandte beflissen seine literarischen Erzeugnisse durch das Land, und der Gelehrte stand

an der Pleiße und Elbe in höherem Ansehn als anderswo. Sogar der Landadel verachtete nicht ganz das literarische Wesen, und fühlte sich in einnehmender Redekunst und in jeder Art von wohlbedachten Complimenten seinen Genossen aus der deutschen Nachbarschaft überlegen, er verstand beim Beginn einer Mahlzeit stets das große Wort zu führen, doch wurde er im Verlauf der Festivität oft durch die stärkere Trinkkunst der Anderen zum Schweigen und unter den Tisch gebracht.

So fand Herr König in der Stadt wohlthuenden Verkehr. Auch seiner Schwiegermutter, die ihn nicht weniger verehrte als die eigene Frau, blieb er ein treuer Berather gegenüber großen und kleinen Versuchungen, zum Beispiel als der neue ungeschickte Kopfputz aufkam, und darnach die Erbauungsstunden, in denen fern von der Kirche das Lämmlein auf eigenthümliche Weise verehrt wurde. Vollends als es in dem eigenen Hause der Schwiegermutter zu poltern anfing, entdeckte er mit überlegener Ruhe, daß es zuerst nur Ratten hinter dem Holzverschlage gewesen waren und dann eine liederliche Köchin, welche mit ihrem Liebhaber das Geräusch eigennützig fortgesetzt hatte. Wenn er sich gerade und stolz gegen die vornehme Verwandtschaft hielt, so that das zuweilen den Frauen wehe, doch trugen sie es schweigend, da sie merkten, daß ihm gerade deshalb von den Anspruchsvollen die gebührliche Hochachtung nicht versagt wurde.

Seine Gattin beschenkte ihn mit zwei Söhnen, und die Erziehung der beiden Knaben ward allmählich sein größtes Glück. Beide wuchsen kräftig heran, im Alter nur um ein Jahr verschieden. Der Aeltere, Georg Friedrich, ein Abbild des Vaters, blond, breitbrustig und gestreckt; der Jüngere, Bernhard August, zierlich von Gliedern mit braunem krausem Haar, der Mutter ähnlicher. Auf dem Hofe behaupteten sie als junge Gutsherren zuerst mit einer Gerte und unsicheren Beinchen ihre Herrschaft über das Federvieh, dann zausten sie den großen Hofhund, welcher ihnen mit seiner Nase liebkosend

ins Gesicht stieß, endlich kletterten sie auf die Pferde und wurden Freunde des Großknechts. Im Hause aber legte ihnen die Mutter ihre kleinen Finger zum Gebet zusammen, dann lehrte der Vater den Tischsegen und der Frau König traten die Thränen in die Augen, als Friedrich zum ersten Male genau mit dem Anstande und Tonfall des Vaters vor seinem Stuhle den lieben Gott zu Gaste bat. Nicht lange darauf mußten die Kinderlippen sich mühen, lateinische Vocabeln nachzusprechen; doch lernten die Knaben willig, weil der Vater die fleißigen mitnahm, wenn er durch die Felder ging.

Auch den Kindern wandelte der Winter das ganze Tagesleben. Denn sobald sie nach der Stadt zogen, erhielten sie andere Wämmser und Höslein, sie mußten einen kleinen Hut tragen, jeder Schmutzfleck wurde strenger gerügt, und ein artiges Händegeben hörte gar nicht auf. Sie standen erstaunt in den Putzstuben fremder Häuser, wo ihnen sehr verdacht wurde, wenn sie Bindfaden aus der Tasche zogen oder ungeberdig aufjauchzten; dagegen konnten sie auch alle Tage beim Laden des Pfefferküchlers vorbeigehen, sie sahen rings um sich geputzte Menschen, buntgetünchte Häuser und bei den Kaufleuten ausgestellte Spielwaren, erhielten oft Confect und süßen Wein und erkannten bald, daß in der Stadt Alles prächtiger war; im Hause der Großmama schöngemusterte Wandbehänge, blanker Fußboden, große Fensterscheiben und ein Schoßhündchen mit langem Seidenhaar.

Während die Knaben im Wechsel von städtischer Zucht und ländlicher Freiheit heranwuchsen, beobachteten die Eltern mit stets neuer Verwunderung, wie verschieden das Wesen derselben sich entwickelte. Fritz, der älteste, war ein stiller Knabe, welcher seinen Ball nach dem Spiele sorgfältig in die Schublade legte, und wenn er aus dem Straßenstaub in die Stube kam, Strumpf und Höslein gutwillig bürstete. Er lernte fleißig; freute sich so oft er neben dem Vater ausging, wenn dieser ihn an die Hand nahm, und wandelte

geradlinig und ehrbar an seiner Seite. August aber war ein wildes Kind, welches am liebsten sprang und hüpfte und unaufhörlich der Nadel seiner Mutter zu thun gab. Oft zog er sich durch ein heftiges Auffahren Schelte zu, aber er war auch aufgeweckt und gesprächig, blieb schon als kleiner Kerl dem Fragenden selten eine Antwort schuldig, und wußte gegen den Bruder und die Gespielen seinen Willen durchzusetzen, indem er trotzte oder schmeichelte. Leider waren seine Unternehmungen nicht immer löblich, und wenn er mit einer kleinen Bande zu den Frühäpfeln des Nachbars über den Zaun geklettert war, oder wenn er einem trunkliebenden Magister Eselsohren aus Papier auf den Rücken gesteckt hatte, so gab es für ihn trübe Stunden. Auch für seinen Bruder, denn obgleich dieser nur widerwillig dem Eifer des Jüngeren folgte, oder wohl gar seine Beihilfe zu einem gewagten Unternehmen versagte, so erhielt er doch seinen Antheil an der Strafe, weil er als der Aelteste nicht zurückgehalten, oder weil er eine Missethat nicht angezeigt hatte. Trotz kleiner Niederlagen galt August in der Familie für ein glückliches Kind, dem Alles wohl gelang, in der Regel deshalb, weil er der Großmama oder der Mutter bittend die Wange strich, was er zeitig gelernt hatte. Aber er wußte auch höhere Autoritäten für sich anzurufen, denn als ihm die Mutter einst an seinem Geburtstage die Lieblingsnäscherei verweigert hatte, faßte er beim Mittagsbrod den Löffel mit beiden Händen und flehte recht herzlich, daß ihm der liebe Gott nach Tische getrocknete Pflaumen schenken möge. Die Eltern lächelten; als aber die Mutter am Nachmittage sein rosiges Kindergesicht mit dem gekräuselten Haar inmitten der Gespielen betrachtete, wurde ihre Zärtlichkeit so übermächtig, daß sie einen Teller des geschätzten Naschwerks vor den Kindern aufstellte. Seitdem entdeckte die Kindermuhme, daß fromme Bitten dieses Knaben in merkwürdiger Weise Erhörung fanden. Als es zum Beispiel am Morgen vor einer lange ersehnten Ausfahrt zweifelhaft wurde, ob bei dem trüben

Wetter die Reise zu wagen sei, da erhob August wieder nach der Morgenandacht des Vaters sein Stimmchen und bat den Himmel um Sonnenschein. Unterdeß war sein Bruder beobachtend zu einer toricellischen Röhre gelaufen, welche mit Quecksilber gefüllt am Fenster hing und durch die weisen Einrichtungen einer gütigen Vorsehung in den Stand gesetzt war, den Menschen bisweilen die kommende Witterung anzuzeigen. Nachdem August gebetet hatte, brach die Sonne durch das Gewölk und es wurde ein schöner Reisetag. Da nun aber die Frauen den Knaben seiner wirksamen Bitten wegen rühmten, benutzte der Vater die gemeinsame Abendandacht zu einer Warnung und flehte in hohem Ernst: der liebe Gott möge ein Kinderherz davor behüten, daß es nicht in Eitelkeit verfalle und sich besonderer Gnade rühme, und ebenso auch helfen, daß die Liebe der Angehörigen stets vorsichtig sei und nicht aus dem Zufall ein Verdienst des Kindes mache. — Dadurch dämpfte der Hausherr die Reden des Frauenzimmers, doch konnte er nicht verhüten, daß dem Sohne die Zuversicht blieb, seine Wünsche durchzusetzen.

Unter die nächsten Bekannten des Hauses gehörte eine adelige Wittfrau, die Majorin von Borsdorf. Ihr Mann hatte in sächsischem Dienst gestanden, sie selbst war eine entfernte Verwandte der Madame König; sie lebte in beschränkten Verhältnissen, war aber mit den ersten Familien der Umgegend befreundet und wußte sich und ihr kleines Hauswesen vornehm zu halten. Ein Sohn war als Fähnrich in kursächsischem Dienst untergebracht; die Tochter, Dorothea, fast in gleichem Alter mit August, wurde von ihr erzogen. Dorchen war niedlich, aber wie Madame König richtig erkannte, durch allzu große Liebe verwöhnt. Auch die Knaben konnten der Kleinen kühle Anerkennung nicht versagen, wenn sie in ihren Hackenschuhen zierlich über die Straße schritt, die Schultern gerade und das Köpfchen steif, wie einem Fräulein von Stande gebührte, oder wenn sie vor Frau König zu einem Knix hinab-

tauchte, dabei die Augen niederschlug und anmuthig lächelte, wie es eine Große nicht schicklicher hätte vollbringen können. Oefter aber wurde der Zwang lästig, welchen ihre Gegenwart den Spielen der Knaben auflegte; sie hielt ihr Schnupftüchlein nicht in der Tasche, wie andere Kinder, sondern schwenkte es in der Hand, weil es mit einer Spitze umsäumt war, und sie wollte durch solche Bewegungen den Knaben befehlen, ihr zu bringen, was sie gerade begehrte. Widerwärtig war sie auch, wenn die Knaben ihretwegen in kleinen braunen Thonschüsseln und Töpfen kochen mußten; sie litt nicht, daß die Jungen Nüsse schnitten wegen zweifelhafter Sauberkeit der Finger, und war beleidigt, wenn die Könige zuletzt das kalt Gekochte, welches sie ihnen vorsetzte, nicht aufessen wollten, was wirklich eine Anmaßung war, denn das Verzehren fremder Kocherei galt damals unter den Kindern für weniger anmuthig als das eigene Kochen. Da war nun auffallend und Frau König lachte zuweilen darüber, daß ihre Söhne sich ungleich gegen die Ansprüche des Mädchens verhielten, denn Fritz, der sonst gefällig war, gab dem Dorchen keineswegs nach, sondern sagte schonungslos seine Meinung, während August sich der kleinen Dame williger fügte als irgend einer Anderen, und wenn er sich auch mit ihr stritt, doch durch ihr Nasenrümpfen und Abwenden des Kopfes genöthigt wurde, seinen Widerstand aufzugeben. Vollends in größerer Gesellschaft war August ihr treuer Gefährte und so oft die Kinder „polnisch betteln" spielten, was gerade damals in Sachsen aufkam, gingen August und Dorchen als Bettelleute am liebsten mit einander im Kreise umher und erbaten umwechselnd Brot für sich selbst und einen Kuß für das Andere. Dabei bemerkten die Mütter, daß Dorchen niemals Neigung hatte, sich von Fritzen küssen zu lassen, sondern ihrem Bettelmännchen leise vorschrieb, zu welchem Knaben er sie führen solle, damit sie das Unvermeidliche dulde.

Dies Verhältniß erhielt sich auch, als die Kinder heranwuchsen. Dorchen wurde confirmirt und die Knaben saßen in

den oberen Klassen der lateinischen Schule. Da bedachten diese, jeder für sich, welches Geschenk sie der Gespielin machen wollten. Friedrich kaufte aus seinen gesparten Groschen ein kleines Kreuz von schwarzem Glase, das an seidener Schnur um den Hals zu tragen war, und August bat die Mutter um eine Beisteuer für ein rothes Glasherz mit goldenen Sternen, welches ebenfalls als Halsschmuck dienen sollte. Das Fräulein empfing beide Geschenke mit artiger Danksagung, aber sie hing das rothe Herz sogleich um den Hals und behielt das Kreuz in der Hand. August lachte vergnügt, aber Friedrich ging schweigend zu seinen Büchern zurück. Auch als Dorchen beim nächsten Besuch, um nicht unhöflich zu sein, das Kreuzchen am Halse trug, machte ihr zwar August darüber Vorwürfe, aber Friedrich gab durch kein Wort zu verstehen, daß ihn diese Aufmerksamkeit freue.

Nach Kringeltanz und Pfänderspiel wurde den beiden Messieurs König noch Größeres im Verkehr mit halbwüchsigen Demoisellen zugemuthet. In mehren ansehnlichen Familien fanden die Eltern nothwendig, ihren Kindern die eckigen Bewegungen und das allzu natürliche Wesen durch einen französischen Tanzlehrer abzugewöhnen, der eigens der Stadt zugereist war, um solche Gutthat zu erweisen. Während dieser Stunden wurde der harte Knabensinn ein wenig erweicht, und Frau König beachtete mit inniger Freude, daß auch ihre Söhne beflissen waren in Cavaliersweise den Mädchen die geziemende Ehre zu geben. Doch freilich stand die neue Kunst nicht einem Sohne so gut wie dem anderen. Fritz war in das Wachsen gekommen; er drohte sehr groß zu werden, und wußte bei seiner schnell erworbenen Länge, welcher die Majestät fehlte, die hageren Glieder nicht gebührlich zu verwenden; August dagegen hatte den zierlichen Fuß und die kleine Hand der Mutter und in allen Bewegungen ein natürliches Geschick, welches ihm bald die Lobeserhebungen des Tanzmeisters eintrug. Wenn so die junge männliche Kraft auf auswärts gekehrten Fußspitzen

wandelte, dazu mit angepreßten Ellenbogen den Hut hielt und dabei noch die Hände mit dem heuchlerischen Schein anmuthiger Empfindungen zu bewegen suchte, da machte sich's fast immer, daß das junge Fräulein den Brüdern gegenüber stand und sie in ihrer Weise anlachte. Als vollends nach beendeter Tanzstunde beschlossen wurde, daß bei einem vornehmen Familienfeste acht Kinderpaare als Schäfer und Schäferinnen erscheinen sollten, Alle gepudert, Alle in Rosa und Weiß mit bebänderten Schäferstäben, da geschah es wieder, daß August und Dorchen mit einander zum Menuet in den Saal zogen. Dem ältesten Sohn hatte die Mutter angedeutet, daß er für das bukolische Costüm bereits zu hoch aufgeschossen sei, doch wider alles Erwarten bestand Fritz eifrig darauf, an dem Aufzuge theil zu nehmen. Aber der wackere Junge sah sehr auffällig aus. Er wurde mit der Tochter des Oberpfarrers, die ebenfalls in das Schießen gekommen war, zusammengesellt; sie stellte eine hagere Schäferin dar, welcher man die gute Weide nicht ansah, in der ihr Vater seine Heerde hütete, und Fritz glich einem jungen schlenkrigen Giganten, der Jacke und Hosen des Thyrsis auf dem Felde gefunden hat. Da war nicht zu vermeiden, daß die Mädchen unter einander spöttische Bemerkungen über das Paar machten, und Fritz erkannte, daß Dorchen sich lebhafter als Andere an dem Moquiren betheiligte.

Doch im Sommer darauf wurde Fritz über seine Länge ein wenig getröstet. Die Brüder waren mit den Eltern zum Besuch auf ein benachbartes Gut gefahren und dort mit Dorchen, die zu der Freundschaft des Gutsherrn gehörte, zusammengetroffen. Die drei jungen Leute schwärmten durch den Garten ins Freie und zogen den Bach entlang bis zu einer Mühle, dort freuten sie sich über das Klappern und über die kleinen Schaumwellen, in welche der Strom sich löste, wenn er aus der Holzrinne schoß. Das junge Fräulein ließ sich vom Müller eine lange Ruthe aus dem Weidengebüsch schneiden, schälte mit ihren Fingern zierlich die Rinde ab, und wippte, während sie

neben ihren Begleitern am Bache dahinzog, neckend ins Wasser, um durch aufspritzende Tropfen die Frisur und Sonntagskleider der jungen Herren zu gefährden.

August wollte sich das nicht gefallen lassen und lief auf sie zu, um ihr die Gerte zu entwinden, sie aber flüchtete auf einen Steg, der über den Bach führte, und vertheidigte durch ihre Waffe den schmalen Zugang. Dabei glitt sie mit den Hackenschuhen aus und fiel ins Wasser. Es war unterhalb der Schwemme, das Bett des Baches war breit und hatte tiefe Stellen, sie aber schwamm, da ihr gesteifter Rock sich blähte, wie eine Wasserblume mit gehobenen Armen klagend abwärts. August sprang im Augenblick auf den Steg und in den Bach; doch er fand an der Stelle keinen Grund, und da der Aufenthalt im freien und kalten Wasser damals nicht zu den Ergötzlichkeiten eines wohlerzogenen Jünglings gehörte, so vermochte er durchaus nicht zu schwimmen. Durch den Schwung, den er sich beim Absprung gegeben, kam er der Gespielin nahe, so daß er sie mit der Hand erreichen konnte, aber er verbesserte ihre Lage nicht, denn er zog sie zu sich herunter. Friedrich dagegen war vom Ufer aus in den Bach gestiegen und watete zu den beiden Ringenden. Auch ihm ging das Wasser bis an das Kinn, bevor er sie erreichen konnte. Es gelang ihm Jedes an einem Arme zu packen und mit Anspannung aller Kraft an sich heranzuziehen; keuchend rief er dem Fräulein zu: „umfassen Sie meinen Hals.“ Sie hatte noch die Besinnung zu gehorchen und er hielt sie mit dem einen Arme fest, während er mit dem anderen den Bruder am Rocke ergriff. Aber obgleich Fritz ungewöhnlich stark war, wurde ihm die Last doch zu schwer, das Wasser stieg ihm bis an den Mund, seine Kraft schwand und er wankte. Da vernahm er einen Zuruf, der Kahn des Müllers schoß heran, August wurde nicht ohne neue Gefahr in das Fahrzeug geschwenkt, und Fritz watete, die freie Hand am Kahn, in das Seichte zurück und erreichte mit dem Fräulein glücklich das

Ufer. Als er ihre Hände, die seinen Hals krampfhaft umfaßt hielten, von sich löste, verlor sie die Besinnung. Die Müllerin lief mit einem Stuhle herzu, Dorchen wurde durch ein Tuch daran festgebunden und in die Stube getragen, wo die Müllerin, nachdem sie die Männer hinausgetrieben, ihr die Schnürbrust öffnete und die Erschöpfte durch Reiben und freundliches Zureden soweit herstellte, daß sie ihre nassen Kleider mit einem Anzuge der Frau vertauschen konnte. Den Jünglingen, die bleich und matt auf der Bank unter den Kornsäcken saßen, half der Müller mit seinem Knappen bei ähnlichem Kleiderwechsel. Als der Wagen mit den Müttern vom Schlosse kam, um die Geretteten abzuholen, lachten sie während der Rückfahrt einander wegen des Abenteuers und der Vermummung aus. Beide Jünglinge erhielten ihr Lob, welches allerdings mit Vorwürfen über die jugendliche Unbesonnenheit versetzt war; den Frauen hatte am meisten gefallen, daß August zur Stelle nachgesprungen war und er empfing von ihnen mütterliche Liebkosungen, Herr König klopfte seinem Sohne Fritz zufrieden auf die Schulter und frug laut: „Wer aber war der Retter?" Da antwortete Fritz ehrlich: „Der Müller!" — Als Dorchen kurz vor dem Aufbruche wieder in die Familienstube kam, immer noch schwach und verblichen, ging sie auf Fritz zu, sah ihn schweigend an und bot ihm die Hand. Gleich darauf eilte sie zu August, machte ihm einen tiefen Knix und frug: „Wie war es im Wasser, Sie dummes Gustchen?" Beim Abendgebet gab es in allen betheiligten Familien außergewöhnliche Danksagung und in der Nacht für die jungen Leute einen festen Schlaf.

Die Erlernung des Menuets, wodurch in Haltung und Gemüth des Menschen Vieles geändert wird, hatte auch das Verhältniß der Brüder zu einander gewandelt. Bis dahin waren sie wie untrennbar zusammen gewesen, jetzt saß Fritz oft allein über seinen Büchern und der Jüngere fand lustiger mit Kameraden umherzustreifen, die ihm bequem geworden

waren. Das ging eine Weile ohne Aergerniß, bis einst in der Dämmerung der Vater mit schnellem Schritt nach Hause kam und, ohne den Schlafrock anzuziehen, in die Arbeitsstube der Söhne trat.

„Weißt du, wo dein Bruder sich aufhält?“ frug er streng den Aeltesten.

„Nein, Herr Vater.“

„Der Apotheker hat mir zugetragen, daß August mit lockeren Gesellen in der Hinterstube einer gemeinen Schenke tabagiert. Ist dir etwas davon bewußt?“

„Nein, Herr Vater.“

„Du ziehst dich sogleich an und kommst mit!“

Friedrich fuhr in seinen Rock, ergriff den Hut und begleitete den Vater, dem es heute schwer wurde, auf der Straße den ruhigen Schritt zu behaupten.

In einer Seitengasse, unweit dem Schenkhaus, hielt der Vater an. „Ich will dem Unglücklichen keine Demüthigung vor den Bürgern bereiten. Geh hinein und führe ihn hierher.“

Friedrich trat mit trüben Ahnungen in die Tabagie. Schon vor der Hausthür vernahm er Gesang, auch eine weibliche Stimme darunter, und als er in die Hinterstube drang, übersah er das ganze Unglück. Ein halbes Dutzend von Söhnen vornehmer Eltern saß in der kleinen verräucherten Stube; jeder hatte eine Stange dunkles Bier vor sich, und jeder hielt eine Thonpfeife in der Hand; aber was das Schlimmste war, Lene, ein dralles Mädchen, die Tochter des Schenkwirths, saß in bedenklicher Nähe des Bruders, der seinen Arm um ihren Hals gelegt hatte; und Alle zusammen, August, Kameraden und Jungfer Lene sangen recht herzlich und zwar das wilde lateinische Lied: cerevisiam bibunt homines, ceter' animalia fontes, welches ein Dichter des deutschen Helikons also übertragen hat:

Nur die Menschen trinken Biere,
Wasser alle andren Thiere.

Friedrich brach erschrocken in die Orgie ein, neigte sich zum Ohr des erstaunten Bruders hinab und sagte leise: „Der Vater steht an der Ecke, ich soll dich herausholen." August schnellte in die Höhe, hatte aber noch die Dreistigkeit laut zu lügen: „ich komme wieder," und im Hausflur den Bruder zu bitten: „verrathe die Lene nicht." Fritz führte den Schuldigen, nicht weniger heiß im Gesicht als dieser, dem Vater zu.

Herr König gönnte dem Sohne nur einen finstern Blick und schritt voran dem Hause zu. Dort begann das Verhör und es kam Alles ans Licht, denn die Beweise fehlten nicht, die gerötheten Wangen verriethen geistiges Getränk und der Geruch in Haar und Kleidern den Kanaster. Auch die weibliche Stimme war auf der Straße vernommen worden, Fritz mußte zögernd bekennen, daß sie der Wirthstochter angehört hatte, und hielt für ein Glück, daß der Vater in seinem Zorne nicht nach dem räumlichen Abstand frug, welcher zwischen dem dreisten Mädchen und dem Bruder gewesen war.

Es wurde für die Hausgenossen ein schmerzlicher Abend. Die Mutter weinte, der Vater tief gekränkt durch die Ungebühr, verfügte drei Tage Stubenarrest mit Ausnahme der Schulstunden, und August saß als Verurtheilter über seinen Büchern, ohne hineinzusehen, denn er wußte, daß ihm noch das Schwerste bevorstand, die öffentliche Ermahnung bei der Abendandacht. Feierlicher als sonst traten die Dienstboten herein. August fühlte, daß ihre neugierigen Blicke auf ihm ruhten, er merkte die verweinten Augen der Mutter, aber er wagte gar nicht den Vater anzusehen, als dieser die Stimme erhob und dem Himmel die Ausgelassenheit des Sohnes noch einmal klagte, obwohl er überzeugt sein mußte, daß man dort oben über die ganze Angelegenheit bereits genügend unterrichtet sei. Als er zuletzt bat: „Wenn ich als Vater schuldig bin, weil ich ihn durch zu große Liebe und Nachsicht verwöhnt habe, so räche mein Vergehen nicht an seinem Leben," da wurde auch August weich. Und als der Vater ihm winkte näher zu

treten und über seinem Haupte flehte, daß der Herr ihm Thaten und Gedanken behüten möge, und als August die Thränen des Vaters auf seiner Stirn fühlte, da begann auch er zu schluchzen, obschon er ein Jüngling war, und küßte zerknirscht den Eltern die Hände. — Als nun Alle weich, aber in gehobener Stimmung zu Bett gingen, mahnte Friedrich den Bruder in der Kammer: „Der Vater hat nicht Alles gewußt.“

„Er ist streng genug gegen mich gewesen,“ antwortete der Bestrafte, „ich bin immer froh, wenn die Nachtpredigt vorüber ist.“ Doch Friedrich versetzte: „In dieser Stunde habe ich vor unserem Vater noch größere Ehrfurcht als sonst, und da ich kleiner war, ist er mir vorgekommen wie der Herrgott selbst und ich hätte vor ihm niederknien mögen. Aber heut wußte er das Aergste nicht, mein Bruder, das mit der Lene.“ August versuchte zu lachen, aber es gelang nicht recht, und Fritz fuhr fort: „Damit mein Schweigen kein großes Unrecht wird und deiner Zukunft keinen Schaden bringt, so mußt du jetzt freiwillig dem himmlischen Vater versprechen, daß du niemals mehr mit ihr zusammenkommen willst.“

„Du bist noch kein Pfarrer,“ versetzte der Jüngere unwillig, „daß du mir so etwas zumuthen darfst.“

„Ich bin dein Bruder und bin in Schuld gegen unseren Vater, weil ich verschwiegen habe, was ihn am meisten bekümmert hätte. Darum mußt du deinet- und meinetwegen freiwillig geloben, aber laut, damit ich es höre.“ Und August mußte die Hände falten.

Das Ereigniß warf finstere Schatten hinter sich. Obgleich Herr König vermieden hatte selbst die Schenke zu betreten, so war das gewaltsame Herausziehen seines Sohnes doch mehrfach beobachtet worden, und ein mißgünstiger Momus versagte sich nicht, ein großes Scandalum daraus zu machen. Am zweiten Morgen nach der Orgie wurden öffentliche Anschläge gefunden, einer am Rathhause neben dem schwarzen Bret, einer sogar an der Kirchthür, in welchen die Geschichte gröblich und ver-

leumderisch versificirt dem Publikum erzählt ward. Zwar waren die Namen nicht genannt, doch deuteten Ausdrücke wie Rex und Regulus auf die Familie. In dem Libell war hämisch auf arrogante Leute gestichelt, welche für unanständig hielten, daß ihre Söhne Wirthshäuser besuchten, obwohl sie selbst in ihrem früheren Leben in schlechteren Herbergen verkehrt hätten, als die wohlberufene Schenke „zur lustigen Wachtel" war. Um neun Uhr trug der Küster mit einer Empfehlung des Herrn Oberpfarrers das erste Exemplar in das Haus, um zehn Uhr brachte der Rathsdiener das zweite, um elf Uhr kam der Herr Bürgermeister selbst und nach ihm viele Bekannte. Alle bedauerten und verurtheilten den Thäter und Alle verwunderten sich über das große Aufsehen, welches durch das Libell hervorgebracht wurde, Alle hatten mit Wißbegierde gelesen und wiesen nach, daß noch mehre Abschriften vorhanden waren. Herr König empfand die Kränkung wie ein Mann in sauberem Kleide, welcher von einem Schornsteinfeger angestoßen wird, das Opus war witzlos, jämmerlich, durchaus verächtlich; auch blieb die Stadt nicht im Zweifel, von wem es herrührte. Da war ein heruntergekommener Magister Blasius, der allerdings angesehene Verwandte hatte, denn sein Bruder war doctor juris und kurfürstlicher Beamter; der Magister aber hatte sich auf Nichtsthun und Völlerei gelegt, dazu eine Wittfrau mit bitterbösem Gemüthe geehelicht, und machte seitdem, wenn er zu Hause übel behandelt wurde, seinem Zorn durch satirische Ausfälle gegen die Menschheit Luft. Es wurde festgestellt, daß er an jenem Abende in der Vorderstube der Schenke gesessen hatte und obwohl in dem Pasquill die Handschrift gut verstellt war, so blieb doch der Charakter des Poetasters kenntlich.

Was Herrn König die meiste Sorge bereitete, war der große Schmerz seiner Frau, welche weinend klagte, daß sie sich nicht mehr getraue über die Straße zu gehen, weil Jedermann spöttisch auf sie schaue. Wirklich wurde die Familie acht Tage lang durch theilnehmende Besuche und durch Gemurmel

der Leute in Aufregung gehalten. Am schlimmsten war natürlich August daran, welcher von den Frauen bereits als verlorener Sohn betrachtet ward, auch Dorchens Mutter behandelte ihn eine Weile mit sichtlicher Kälte, nur Dorchen zeigte ihr gutes Herz, denn sie frug ihn zwar neckend, wie ihm die Pfeife Tabak bekommen sei, aber sie lachte ihn dabei so freundlich an, daß er wohl merkte, sie sei ihm nicht böse.

Doch auch über dieses jammervolle Ereigniß flutete der Zeitenstrom dahin, und nach einem Vierteljahr war die Reputation und das Wohlbehagen der Familie wieder auf die alte Höhe gebracht.

2.

In die Fremde.

Wenn der König auf seine Söhne sah, wie wohlgezogen und stattlich sie heranwuchsen, hob sich ihm das Herz vor Freude, er nahm seine strengste Miene an, damit die Kinder die Zärtlichkeit nicht merkten, und faltete gleich darauf demüthig die Hände. „Friedrich hat wieder eine der besten Censuren erhalten," sagte er vergnügt zu seiner Gattin, „ich hoffe, er soll werden, was sein Vater nicht geworden ist, ein Doctor der Gottesgelahrtheit und ein Verkünder der reinen Lehre." Da antwortete seine Frau zustimmend: „um meinetwillen haben Sie den heiligen Stand aufgegeben, ich muß mich freuen, daß unser Aeltester das Amt des Vaters erwählt. Doch denke ich, auch dem Gustchen haben die Lehrer sein Lob zugetheilt."

„Das Lob ist mit allerlei Tadel gemischt," sagte der Vater ernsthaft, „insonderheit wegen seines unruhigen Betragens."

„Aber mein lieber Schatz weiß doch, daß der Brummkreisel wider Gustchens Willen aus dem Schlüssel fiel und in der Schulstube umherfuhr, damals als der Rector ihn so hart verklagte."

„Der Kreisel dreht sich nicht ohne Schwung und Sie mögen annehmen, daß er die Weisung, vorwärts zu laufen, erhalten hatte," entgegnete der Vater. „Obgleich es diesem Sohne keineswegs an Application fehlt, so tritt sein weltlicher Sinn doch immer mehr hervor, und für seine Unternehmungslust

wird eine strengere Disciplin nothwendig, als bei der Laufbahn eines Gelehrten möglich ist."

„Sie waren der Meinung, daß er einmal unser Gut übernehmen könnte."

„Ich weiß, daß Sie, geliebtes Suschen, dies für ihn wünschen, und ich füge mich gern Ihrem Willen. Aber soll er als ein fester Mann sich unter dem landsässigen Adel und gegenüber den Bauern behaupten, so muß er vorher gelernt haben zu befehlen, und ich halte bei diesem Sohn die militärische Carriere für die heilsamste."

„Das meinte auch unser Vetter, Herr v. Mickau, nur widerrieth er den preußischen Dienst, weil dort ein sehr rigoröses und eigenmächtiges Wesen sei."

„Aber der Militär ist dort angesehen, denn der König von Preußen ist der größte Soldatenfreund in der Welt. Und obgleich unserem August in Preußen wie hier in Sachsen nicht vortheilhaft sein mag, daß er von bürgerlichem Stande ist, so wird doch bei den Preußen, wie ich aus Erfahrung weiß, der tüchtige Mann mehr geschätzt als bei uns, wo die Obersten sich mit Schoßhündchen tragen und leichtfertige Damen mehr kommandiren als die Generäle. Mein lieber Major Vogt vom Regiment „Markgraf Albrecht" gehört auch nicht zum Adel und wird doch von seinem Chef und dem Könige selbst favorisirt, weil er ein guter Officier ist, er hat sich freiwillig erboten unsern August in seiner Nähe zu placiren."

Frau König sah schmerzlich zur Höhe: „In die wilde Fremde!"

Der Hausherr küßte sie auf die Stirn. „Es ist nur eine Lehrzeit, Suschen; bei der Mutter könnte der wilde Knabe doch nicht bleiben, und die Entfernung zur Garnison ist nicht viel weiter als die nach einer Universität."

Während sich auf solche Weise die Trennung der Söhne vom Vaterhause vorbereitete, wurde auch Dorchen in die Fremde geladen. Eine Nichte der Frau von Borsdorf hatte einen vor=

nehmen Polen geheiratet, der Güter an der Weichsel besaß, aber einen großen Theil des Jahres am Hofe beschäftigt war. Da seine Gemahlin zarter Gesundheit wegen dem anstrengenden polnischen Hofleben fern bleiben sollte, wurde ihr in der ländlichen Einsamkeit eine Gesellschafterin wünschenswerth und Dorchen dafür erbeten. Der Mutter war sehr schwer sich von ihrem Liebling zu trennen, aber sie bedachte die Zukunft der Tochter, daß sich in dem großartigen Leben und unter den reichen Polen viel mehr Möglichkeiten und Aussichten eröffneten, als in dem engen Leben der sächsischen Stadt, in welcher Jedermann die Mitgift als eine Hauptsache erwog. Auch ihre Verwandten, welche das Fräulein gern ohne eigene Unbequemlichkeiten versorgen wollten, riethen eifrig den Antrag anzunehmen, und so fügte sich's, daß die junge Vorsdorfin in demselben Herbst, welcher den beiden Königen zur Trennung vom Vaterhause bestimmt war, unter dem Schutz eines alten Onkels nach Dresden, und von da in das Polnische versandt werden sollte.

Während der Vorbereitungen zur Reise kam einst Dorchens Mutter in der Dämmerstunde zu vertraulichem Besuch in das König'sche Haus, und als Herr König in die Familienstube trat, begann nach der Begrüßung eine schickliche Besprechung der Stadtneuigkeiten. Und es war allerdings etwas Aufregendes eingetreten. Der Nachtwächter hatte um Mitternacht zwei Subjecte überrascht, welche mit einer Blendlaterne bei einem Winkel der Stadtmauer in der Erde gruben. Vor dem Magistrat hatte sich ergeben, daß sie einen Schatz suchten auf Grund einer Anweisung, die sie von einem fremden Abenteurer für gutes Geld gekauft hatten. Diese Offenbarung hatte die Form eines Briefes, den ein Vater an seinen Sohn richtete, und es war darin Alles genau beschrieben, der Stein in der Mauer, welchen eingemeißelte Kreuze kenntlich machten, auch die Größe des Schatzes, unter welchem viele Kleinodien, silberne Becher, Perlen und Goldmünzen sein sollten. Das

Machwerk war zu den Acten geliefert worden, und man erzählte in der Stadt, daß die Nacht darauf ein gestrenger Rath selbst in aller Stille habe weiter graben lassen; ob Etwas gefunden worden, wußte man nicht, muthmaßte jedoch Allerlei. Herr König hatte durch die Gunst des Bürgermeisters Einblick in den Schatzzettel erhalten und sprach sich, wie von einem aufgeklärten Manne zu erwarten war, mit großer Unzufriedenheit über die häufigen Betrügereien durch Schatzbriefe aus, welche gerade sehr im Schwange waren.

Nachdem man diesen Gegenstand gänzlich abgesprochen hatte, kam der Augenblick, wo Frau von Borsdorf die eigentliche Ursache ihres Besuches offenbaren konnte, indem sie frug, ob der hochgeschätzte Freund vielleicht unter den Honoratioren der Städte in Polnisch-Preußen Bekanntschaften habe, da er mit vielen Personen von Distinction in Briefwechsel stehe. „Denn," fügte sie hinzu, „es kann meiner Doris von Nutzen sein, wenn sie einer deutschen Familie in den Städten empfohlen ist."

Herr König holte eine Karte, sah nach und überlegte, aber ihm war dort kein näherer Bekannter bewußt. Endlich sagte er lächelnd: „Vielleicht kann das liebe Fräulein Dorchen mir zu einer Bekanntschaft helfen, die ihr selbst dienlich ist. Ich habe soeben gegen den Betrug mit Schatzbriefen gesprochen, ich selbst aber habe vor Jahren unter den hinterlassenen Papieren meines Vaters einen Brief gefunden, welcher auch Dinge erwähnt, die seiner Zeit im Polnischen aufbewahrt wurden." Seine Söhne sprangen auf und bestürmten ihn mit Fragen, er ging in die Nebenstube, öffnete die Klappe des Schreibtisches und brachte ein vergilbtes Papier vor die Augen der Gesellschaft.

Um nun die Befriedigung der Neugierde zu einer kleinen moralischen Betrachtung zu benutzen, begann er gutlaunig: „Wir gehören ja nicht dem Adel an, und ich habe niemals den Trieb gehabt meinen bürgerlichen Stand mit einem anderen zu vertauschen, welcher in der Welt für vornehmer gilt.

Ich wünsche auch, daß meine Söhne sich dieselbe Bescheidenheit bewahren. Denn obwohl den Adeligen Vieles in der Welt leichter gemacht wird, so habe ich doch nicht gefunden, daß sie dadurch größere Redlichkeit und Tüchtigkeit erwerben als Andere. Dies sei mit allem Respect vor dieser verehrungswürdigen Frau gesagt. Doch auch wir dürfen uns ansehnlicher bürgerlicher Vorfahren freuen. Mein Vater war Pfarrer, mein Großvater aber war Rittmeister unter den Schweden; dieser und die liebe Großmutter müssen gleich nach der Geburt meines Vaters gestorben sein, denn er hat Beide nicht mehr gekannt, und wurde von seiner Tante erzogen. Aber in noch früherer Zeit waren Voreltern von uns, wie dieser Brief ausweist, ansehnliche Kaufleute in Frankfurt am Main, ja aus dem Briefe scheint hervorzugehen, daß wir ursprünglich aus Polen stammen. Und Magister Kurz, unser hiesiger Historikus, ist der Meinung, der deutsche Name König werde wohl eine Uebersetzung von dem nicht seltenen Familiennamen „Kralitsch" sein, welcher bei den Polen so viel wie Goldhähnchen oder Zaunkönig bedeuten soll. Ich aber denke, wir sind von deutschem Blut, doch stammen wir aus Polen."

Das alte Papier, dessen krause Schriftzüge dem Lesenden Mühe machten, war der kurze Geschäftsbrief eines gewissen Herrn B. Gusek, datirt von Thorn im Jahre 1531, worin dieser dem Kaufmann König zu Frankfurt am Main unter Anderem Folgendes schrieb: In der Stube über dem Flur des Eckhauses habe ich nach dem Gebot eures seligen Vaters den Inhalt des Schrankes, von welchem ihr wissen wollt, menschlicher Neubegierde entzogen. — „Daraus ist ersichtlich," fuhr Herr König fort, „daß meine Vorfahren in jener alten Zeit zu Thorn wohlbekannt waren, und ich habe zuweilen daran gedacht mich dort bei einem Liebhaber der Historie zu erkundigen, ob von denselben noch etwas zu erfahren sei. Jetzt bin ich bereit, an den dortigen regierenden Consul, Herrn Rath Roesner, einen renommirten Mann, zu schreiben. Da das

Schloß Ihres Herrn Schwagers nur einige Meilen von Thorn liegt, so hat Fräulein Dorchen vielleicht Gelegenheit den Brief abzugeben, und sie wird bei einem Besuch selbst das Beste thun, sich der Familie des Consuls zu recommandiren."

Gewährte dies Anerbieten auch nicht gerade viel, so erklärte doch die Mutter höflich ihre Befriedigung.

Die Herbstfreuden dieses Jahres wollten nicht gedeihen. Als vom Gute die erste junge Gans mit einem Tragkorbe Aepfel bei Frau von Borsdorf abgegeben wurde mit der herkömmlichen artigen Redensart, daß die Aepfel zum Füllsel für die Gans verwandt werden möchten, da konnte die unbillige Zumuthung, welche dem Fassungsvermögen der Gans gestellt wurde, diesmal kein Lächeln hervorlocken, und die Mutter sagte traurig zu der Magd: „Sonst kamen die Aepfel auf den Weihnachtstisch meiner Doris." Und als Herr König selbst mit Dorchen am Weingeländer des Gutes vorbeiging und ihr eine ungewöhnlich große Traube wies mit den Worten: „Die Traube war für das liebe Fräulein bestimmt, wenn es bei uns geblieben wäre," da wunderte er sich, daß Dorchen, die er sonst für ein leichtherziges Mädchen hielt, sich plötzlich über seine Hand beugte und die Hand mit nassen Augen küßte. Vollends am letzten Abend, welchen das Fräulein mit ihrer Mutter bei Königs verlebte, war die feierliche Stimmung nicht zu bannen. Vergebens brachte der aufgeregte August allerlei Gesellschaftsspiele in Vorschlag, um sich und den Anderen die Laune zu verbessern. Er setzte das prophetische Glücksrädlein auf den Tisch, bei welchem die Anwesenden der Reihe nach den schwebenden Zeiger über einer Scheibe zu drehen hatten; wenn der Zeiger stillstand und mit der Spitze auf eine Nummer wies, wurde aus einem Büchlein die Weissagung abgelesen, welche unter derselben Nummer verzeichnet war. Aber da ergab sich nur Ungereimtes. Dorchen wurde vor der Gemeinschaft mit trunkenen Brüdern gewarnt, Fritz vor der Hingabe an den Kriegsgott Mars und August erhielt die Warnung, daß Pro=

pheten im Vaterlande nichts gelten. Sogar das unterhaltende Post- und Reisespiel versagte, obgleich die Eltern sich mit dazu setzten, die Mutter frische Nüsse für Einlage und Gewinn heranbrachte und Herr König ermunternd rieth: „Seht zu, ihr jungen Reisenden, wer von euch als erster in der Stadt des Glückes ankommt.“ Aber auch hierbei stolperten alle drei Kinder unablässig über Hindernisse, Fritz blieb in der Herberge liegen, August wurde von einer Schildwacht arretirt und Dorchen fiel gar unter Räuber, so daß endlich Herr König selbst als erster in der Stadt anlangte, und die Nüsse unter trüben Gedanken der Anwesenden geknackt werden mußten. Als es zum Abschiede kam, durfte man annehmen, daß Dorchen, die sich stets schicklich zu benehmen wußte, das passende Abschiedscompliment sagen würde. Dorchen hatte sich's auch ganz ordentlich zu Hause überlegt, zuerst für Frau König, dann für den Hausherrn und dann kürzer und zutraulicher gegen die Jungen. Wie aber Alle um sie herumstanden so feierlich und in Erwartung, da versagten ihr plötzlich die Gedanken, sie begann laut zu schluchzen und als August ihre Hand faßte, lehnte sie sich weinend an seine Schulter.

Ob in der Zukunft einmal eine eheliche Verbindung August's und Dorchens angemessen sein werde, davon war zwischen den Müttern niemals auch nur mit einem Wort die Rede gewesen; natürlich nicht, so unverständig und voreilig durften sie nicht das Schicksal der geliebten Kinder lenken. Dennoch lag beiden Frauen die erwähnte Aussicht stets in Gedanken; sie gab ihrem Verhältniß eine Wärme, deren Höhengrad allerdings wechselte, die aber doch bei jeder Gelegenheit durch Uebersendung von Kuchen, Mittheilung des Eingemachten und bereitwillige Aushilfe in der Wirthschaft sichtbar wurde. Denn es war damals die Zeit, wo alle Welt darauf sann, Angehörige und Bekannte unter die Haube zu bringen. Und der Mann, welcher in der angenehmen Lage war, eine Frau ernähren zu können, mußte eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit besitzen, um

den Andeutungen und Schlingen, welche ihm von guten Freunden gelegt wurden, aus dem Wege zu gehen; beharrte er aber in solcher Verstocktheit, so hatte er sein ganzes Leben hindurch den stillen Genuß von Projecten wie von einem Schwarm Liebesgötter umschwebt zu werden, er erhielt Einladungen zu Gänsebraten und erfreute sich großer Zuvorkommenheit, bis er endlich, wenn er als Heiratskandidat hoffnungslos geworden war, als Pathe begehrungswerth ward, und in dieser behaglichen bürgerlichen Eigenschaft noch in hohem Greisenalter die Vergnügungen achtungsvoller Freundlichkeit genoß.

Auch Madame König wußte recht gut, daß es für die beiden Kinder noch viele Möglichkeiten gab, die sich nicht berechnen ließen. Da war zuerst Dorchens adeliger Stand, es konnte jeden Tag ein Freiwerber von Noblesse kommen, welcher im Stande war seine Frau ansehnlich zu halten. Und Dorchen verdiente, wie ihre Mutter mit Recht annahm, den besten Cavalier, und hätte sich auch in sehr distinguirter Stellung trotz ihrer einfachen Erziehung gut behauptet. Dann waren noch andere Aussichten, denn die Familie hatte vornehme Verwandte; und obgleich diese bis dahin Nichts gethan hatten, so war es doch möglich, daß durch ihre Connexion eine Beförderung erreicht wurde: Stelle in einem Fräuleinstift oder gar das ausgezeichnete Amt einer Hofdame. Auf der andern Seite bot auch Augusts feuriges Temperament keinerlei Bürgschaft für die ferne Zukunft. Deshalb war der Verkehr beider Mütter gerade so voll von Hintergedanken, wie der zwischen zwei Diplomaten großer Mächte, welche bald vertraulich Arm in Arm gehen und bald einander mit kühler Zurückgezogenheit behandeln.

Heut aber ging der Hausfrau das Herz auf. Während sie eine Thräne abwischte, vergaß sie die Vorsicht und sagte bedeutsam zu der Freundin: „August wird die Trennung von unserm Dorchen schwer ertragen.“ Jedoch der Augenblick war nicht günstig gewählt, denn Frau von Borsdorf verweilte mit

ihren Gedanken gerade bei den polnischen Hoffnungen, und antwortete deshalb in kühlem Ton: „Monsieur August ist jung und wird sich bald trösten."

Da schwieg Frau König, tiefgekränkt durch solchen Stolz, und drückte das aufgestiegene Heiratsproject wieder tief in die Fluth ihrer Gedanken hinab.

Am nächsten Morgen läuteten die Glocken den Sonntag ein, als Friedrich durch das Stadtthor ins Freie ging. Er bog von der Landstraße ab einem niedrigen Hügel zu. Dort hatten die Kinder oft unter einer alten Linde gespielt, Schmetterlinge gefangen und in der Kiesgrube nach Versteinerungen gesucht. Heut blinkten die Thautropfen in allen Farben des Regenbogens, um die Kamille und wilde Cichorie summten die Käfer und in der alten Linde schrien die Finken und das junge Volk der Spatzen. Aber dem Jüngling war das Gemüth beschwert. Er setzte sich unter den Baum auf einen bemoosten Stein und starrte ins Leere. Eine, die jetzt in die Fremde ging, war ihm von Herzen lieb; er wußte, daß sie mit seinem Bruder viel vertraulicher verkehrte als mit ihm, und er kannte auch die Pläne seiner Mutter. Oft hatte er gegen die Eifersucht gekämpft, mit einem Heldenmuth, den Niemand ahnte, hatte er sein Gefühl bezwungen; doch gestern nach dem Abschiede war der Schmerz übermächtig geworden und er fühlte sich ganz ohne Kraft und Hoffnung. Um ihn grünten, glänzten und schwirrten die Wunderwerke der Schöpfung, deren weise Anordnung ihm der Vater freudig erklärt hatte, aber die Bienen krochen vergebens in die Blumenkelche und befestigten Wachs an ihren Beinchen, und das Volk der Ameisen lief auf der Straße, die es sich mit unsäglicher Mühe zwischen den Grashalmen gesäubert hatte, unbeachtet hin und her, ohne daß er das Verdienstliche ihrer Thätigkeit anerkannte. Auch als er über sich in einem Loch des Baumes ein graues Gewebe erblickte, erhob er sich zwar und löste die Zellen eines verlassenen Wespennestes aus der Oeffnung, aber er hielt die

Zellen achtlos in der Hand, obwohl sie regelmäßig wie aus feinem Papier zusammengebaut waren, und vermochte dabei an Nichts von alledem zu denken, was sich für einen vernünftigen Naturfreund aus dem merkwürdigen Gebilde ergab.

Da plötzlich schwirrte in der Nähe ein Flug kleiner Vögel auseinander und dasselbe Fräulein, um welches er in seinem Schmerz sorgte, kam auf ihn zu. Das war kein Wunder, denn ganz in der Nähe lag der Garten, welcher Dorchens Mutter gehörte; vielleicht war Fritz deshalb, ohne es selbst zu wissen, unter die Linde gegangen, von der man die offene Gartenthür beobachten konnte. Er fuhr in die Höhe, auch Dorchen hemmte den schnellen Schritt und trat befangen in den Schatten des Baumes.

„Ich war bei unseren Blumen,“ begann sie leise, „da erkannte ich den Monsieur Fritz unter der Linde, und wollte Ihnen noch einmal Lebewohl sagen.“

Friedrich sah das Fräulein glückselig an, aber so mächtig war seine Bewegung, daß er nichts Passendes zu antworten wußte und nur sagte: „Ich fand hier dies Wespennest.“

„Wie zierlich es ist,“ versetzte das Fräulein, ohne die Augen bis zu ihm aufzuheben, und Beide saßen im nächsten Augenblick nebeneinander auf dem Stein, nicht ganz nahe, denn das Gewebe lag zwischen ihnen. „Ich habe immerzu an Sie gedacht,“ fuhr Fritz muthiger fort, „wie es Ihnen unter dem fremden Volke gehen wird und ob Sie auch unser gedenken werden.“

„Mir ist bange,“ rief das Mädchen und rang die Hände, „und mir war heute früh, als könnte ich den Abschied nicht ertragen. Der Mutter verberge ich meine Angst, um ihr die große Bekümmerniß nicht zu vermehren, aber Ihnen gestehe ich's, Monsieur Fritz, denn ich weiß, daß Sie gegen Jedermann schweigen; ich fürchte mich vor den ausländischen Verwandten, wenn es nicht um meines Bruders willen wäre, dem eine Fürsprache beim polnischen Hof nützlich sein soll, so wäre ich niemals gegangen.“

„Wo Sie auch sind, Fräulein, die Leute werden Sie lieb gewinnen," antwortete Fritz, der jetzt zu trösten versuchte. Aber dabei fühlte er plötzlich wieder das Weh des Abschiedes und sah auf das Wespennest. „Es wird Ihnen vergönnt sein, was schon diesen kleinen unvernünftigen Thieren zu Theil wird. Sie machen sich jeden Sommer ein neues Häuschen, das alte bleibt leer hängen. Auch Sie werden neue Freunde finden, welche Ihr gutes Herz hoch schätzen, und die alte Bekanntschaft wird sein wie dies verlassene Gewebe."

„Halten Sie mich für so veränderlich?" frug das Fräulein, und man hörte am Tone, daß sie gekränkt war.

„Nein, nein!" bat Fritz und ergriff im Eifer ihre Hand. „Aber Sie sind jung und voller Anmuth und wer Sie sieht, wird Sie lieben; da ist es natürlich, daß auch in Ihrem lieben Herzen sich etwas Neues anspinnen wird." — Dorchen wandte ihm das Gesicht zu und frug schnell: „Wird das bei Ihnen auch so sein? und wird die gute Freundschaft, in der wir bis jetzt gelebt haben, auch nicht mehr bedeuten als diese leere Hülse?"

Fritz schlug die Hände zusammen und rief in inniger Bewegung: „Ich weiß nicht, was aus mir werden wird und wohin mich der liebe Gott führt, aber das weiß ich wohl, daß ich das Fräulein Dorchen in meinem Herzen lieb haben werde, solange ich lebe." Und er schubste das Wespennest, das er zum Sinnbild der Unbeständigkeit gemacht, auf den Boden. Dorchen beugte sich nieder, hob das verachtete Gewebe auf, legte es in ihr Taschentuch, knotete dies hastig zu und stand auf. „Ich will es mir aufheben," sagte sie. Sie griff in die Tasche und brachte ein kleines Kissen heraus, welches die Form eines Herzens hatte und am Rande mit den kleinen Blumen Vergißmeinnicht bestickt war, und sagte verlegen: „Behalten Sie das zum Andenken an mich, ich habe Lavendel und anderen Wohlgeruch aus unserem Garten hineingethan, wenn Sie es unter die Wäsche legen wollen. So oft Sie den Geruch spüren, denken

Sie an mich." — Sie legte es ihm in die Hand, Beide küßten einander unschuldig wie Kinder zum Abschiede und Dorchen weinte an seinem Halse, doch nur einen Augenblick, dann klang leise aus ihrem Munde: „Seien Sie Gott befohlen!" Und schnell eilte sie dem Garten zu, an dessen Thür die alte Wärterin bereits nach ihr ausschaute.

Als Fritz allein war, küßte er auch das Herz und barg es in der Westentasche, dann sah er noch einmal um sich und merkte, wie lieblich es in der Natur duftete und sang. Jetzt wurde ihm klar, daß eine weise Vorsehung Alles fügt, Großes und Kleines, und unter dem Geläut der Kirchenglocken schritt er langsam nach Hause.

Es war für die König'schen Eltern eine harte Zumuthung, daß die beiden Sterne, welche ihnen der liebe Gott für Licht und Wärme an ihren Himmel gesetzt hatte, zu gleicher Zeit unsichtbar werden sollten. Zuerst verschwand Fritz in der akademischen Dämmerung. Von ihm war der Abschied nicht so schwer. Er blieb auf der Universität doch im Inlande und er konnte jedes halbe Jahr, ja noch öfter, zum Besuch heimkehren. Auch hielt er sich tapfer bis zur letzten Stunde, da erst übermannte ihn die Rührung, als der Vater seine Hand und die des Bruders zusammenhielt, und dabei sagte: „bleibt einander treu."

Seinen Sohn August brachte der Vater selbst nach der kleinen märkischen Stadt, in welcher die Compagnie des Regiments „Markgraf Albrecht" in Garnison lag. Dort trafen die Ankommenden nach schriftlicher Verabredung mit dem Major Vogt zusammen, der in Geschäften des Regiments vom Stabsquartier zugereist war. August sah mit Stolz, wie herzlich der Major seinen Vater empfing.

„Ich habe, mein Herr Bruder, deinen Sohn für diese Compagnie bestimmt, weil ich hoffe, daß er sich gerade hier gut zu den Officieren schicken wird. Ihr, mein lieber Monsieur August aber, beweiset unter uns, daß ihr ein Sohn eures Vaters seid, lernt schweigend gehorchen, ertragt tapfer, was

euch nach dem Vaterhause hart und bitter scheint, und spannt eure Kräfte auf's Aeußerste, um im Dienste fest zu werden. Obwohl ich eure Wünsche und Beschwerden, auch wenn sie gerecht sind, fortan nur durch euren Capitän vernehmen darf, so werde ich euch doch im Auge behalten, und wenn ihr euch Mühe gebt und gute Application zeigt, werde ich es an mir nicht fehlen lassen.“ Noch während der Anwesenheit des Vaters wurde August als Gemeiner eingekleidet, der Major machte ihm Hoffnung, daß er im Winter Unterofficier werden könnte, und setzte für ihn sofort das Tractement eines Freicorporals durch, auch leidliches Quartier erhielt er in einer Kammer neben dem Secondelieutenant. Nachdem der Vater den Major und die Officiere der Compagnie zu einem Mittagstisch geladen hatte, der so gut war, als die Gastwirthschaft des Städtchens leisten konnte, merkte August an den freundlichen Mienen seiner Vorgesetzten, daß er mit guten Aussichten in seinen neuen Stand eintrat. Dennoch war der nächste Morgen, an dem er den scheidenden Vater nicht einmal bis zum Stadtthor begleiten durfte, weil sein Drillen begann, der schmerzlichste seines jungen Lebens; und als er dem Wagen nachsah, meinte er, das Herz müsse ihm zerspringen. In den nächsten Freistunden fand er trübseligen Trost darin, die guten Dinge auszupacken, welche ihm die Mutter zur Verbesserung seiner Soldatenkost mitgegeben. Er wies sie in dem Bedürfniß menschlicher Theilnahme seinem Stubennachbar, dem Secondelieutenant, und freute sich, daß dieser sowohl Schinken als Rauchwurst sehr lobte und es nicht verschmähte sie mit ihm zu prüfen, dabei aber verständig rieth, nicht gegen Jedermann freigebig zu sein. Bei diesem Genuß aus der Heimat und bei einigen Flaschen Wein, für welche August einen goldenen Pfennig, die heimliche Gabe der Mutter, opferte, erkannten der Lieutenant und er gegenseitig ihre guten Qualitäten, und August erhielt in den öden Tagen nach der Trennung bei seinem Nachbar menschenfreundlichen Trost.

Der erste Winter war eine harte Lehrzeit. Der Rekrut sank oft des Abends todmüde auf sein hartes Lager, aber sein Ehrgeiz war aufgestachelt, und eine natürliche Gewandtheit kam ihm zu Gute, auch gelang ihm bald, die Billigung und das Zutrauen der Unterofficiere zu gewinnen, und er fand hinter rauhem Wesen bei mehr als einem der Subalternen Gutherzigkeit und das Bedürfniß sich honnet zu halten.

Als das Frühjahr herankam, wunderte er sich, wie schnell der Winter vergangen war. Jetzt wurde das Exerciren mit doppeltem Eifer betrieben, die Compagnien wurden in einer benachbarten Landstadt zusammengezogen und als dort der Dienst im Regimente unter den Augen des Markgrafen Albrecht geübt war, marschirte das ganze Regiment nach Berlin, zu der großen Action des Jahres, der Revue, welche der König selbst abnahm, nachdem er zehn Regimenter Infanterie und einige Cavallerie zu einem Corps formirt hatte. Die Compagnien von „Markgraf Albrecht" versammelten sich zu Berlin schon um Mitternacht vor dem Quartier ihres Chefs und zogen mit frühem Morgen in die Nähe von Tempelhof, wo zwei Tage lang manövrirt werden sollte. Da wurde August nach schlafloser Nacht und übergroßer Anstrengung in den Straßen der Hauptstadt ohnmächtig; doch als er wieder zu sich kam, ging er dem Regiment nach, und obgleich der Capitän warnte, erbat er doch die Erlaubniß das Manöver mitzumachen. Und er hielt aus, wiewohl er noch einmal erschöpft zusammenbrach, so daß Markgraf Albrecht selbst, ein alter wunderlicher Herr, ihm etwas Beifälliges zurief. Nach dem großen Manöver wurden die einzelnen Regimenter vom Könige gemustert, und weil Seine Majestät mit Albrecht zufrieden gewesen war, lobte der Chef auch die Compagnien, und der Hauptmann sagte rühmend zu August: „Ihr habt euch brav gehalten; morgen um drei Uhr werdet ihr vor die Augen Seiner Majestät geführt."

Am nächsten Tage traten alle Unterofficiere des Regi=

ments, welche auf Avancement dienten, — es waren außer August sämmtlich Junker aus adeligen Familien, — im Lustgarten gegenüber dem königlichen Palais an und wurden in einer Reihe aufgestellt. Nachdem zuerst der Markgraf sie gemustert hatte, kam mit dem Glockenschlag drei der König Friedrich Wilhelm aus der gelben Pforte auf den Platz und frug vom rechten Flügel anfangend, jeden der Unterofficiere nach Namen, Heimat, Dienstalter.

Dem sorglosen August hatte vorher das Herz in unruhiger Erwartung gepocht, weil er zum erstenmale durch den strengen Kriegsherrn besichtigt werden sollte, und er hatte auf die Pforte gestarrt, als ob aus ihr das Schicksal selbst gegen ihn heranschreiten werde. Wie er aber den König erblickte, minderte sich seine Befangenheit. Er sah einen kurzen starken Herrn mit röthlichem Angesicht und runden Backen, im einfachen blauen Rock, wie ihn die Anderen auch trugen, mit brauner Stutzperücke und dreieckigem Hut, in der Hand einen starken Rohrstock, und er dachte sich, daß Seine Majestät recht gutmüthig und behaglich aussehe, einem märkischen Pachter ähnlich. Und erst als er den König in der Nähe sah und den scharfen Blick auffing, der aus den runden grauen Augen in die Gegenüberstehenden bohrte, wurde er auf's Neue von Bangigkeit erfaßt. Sobald der König die Antworten des Kursachsen vernommen hatte, wandte er sich zum Chef des Regiments: „Wie kommt der hierher?"

„Sein Vater ist jetzt Rittergutsbesitzer in der Lausitz, stand aber vor Zeiten als Feldpropst in preußischen Diensten unter Feldmarschall Lottum, und geleitete, die Bibel in der Hand, sein Regiment bei der Erstürmung von Namur durch die Bresche."

„Der Sohn sieht propre aus," sagte der König zufrieden, „hat er denn auch Vigueur?"

„Daran fehlt es nicht, Ew. Majestät. Er hat gebeten die Revue durchzumachen, obwohl der Capitän ihn in das Quartier

zurückschicken wollte, da er neu war und von einer Ohnmacht überkommen wurde."

„Das ist gut!" fuhr der König zu dem Jüngling gewandt huldreich fort. „Ihr habt einen braven Vater. Wenn ihr euch verpflichten wollt in meinem Dienst zu bleiben, so will ich euch ein gnädiger Herr sein und euch befördern."

Da gab August, hingerissen durch die Huld, und seiner eigenen höflichen Beredsamkeit froh, zur Antwort: „Ja, Ew. Majestät, es soll, solang ich lebe, mein Stolz sein, Ew. Majestät Zufriedenheit und Gnade zu gewinnen; ich bin ganz zu Ew. Majestät allerhöchstem Befehl."

„Gut!" wiederholte der König und schritt weiter.

Durch diese wenigen Worte war der Fremdling den Preußen kameradschaftlich empfohlen; der Major Vogt sprach, nachdem der König sich entfernt hatte, mit aufrichtiger Herzlichkeit zu ihm, und die Officiere seiner Compagnie betrachteten ihn seitdem außerhalb des Dienstes zuweilen als ihresgleichen, denn obgleich er noch das Kurzgewehr eines Unterofficiers trug, hatte ihm doch die königliche Gnade bereits den Sponton des Officiers in Aussicht gestellt.

3.

Unter den Preußen.

Nach dem Manöver trat bei der Compagnie größere Ruhe ein, der Dienst wurde leichter, ein Theil der Soldaten, sichere Landeskinder, wurden mit Urlaubsschein in ihre Heimat entlassen, damit sie sich dort selbst ihr Brot verdienten; ihren Sold aber bezog nach altem Brauch der Hauptmann, der dagegen für den Bestand an Mannschaften und für die Montur verantwortlich war. Capitän Spieß war nicht von Adel und benahm sich im Dienste als ein genauer und zorniger Mann, wie nach alter Soldatenregel ein Hauptmann sein soll. Auch beim Stabe galt er für einen tüchtigen Officier, nur die Musen hatten ihm ihre Huld versagt, und wenn bei schriftlichen Arbeiten die gewöhnlichen Wendungen des Compagniestils nicht ausreichten, wurde sehr bald der Corporal König zur Schreiberei commandirt und der Hauptmann sagte in solchem Falle herablassend: „Monsieur König, richtet die Redensarten ein, wie passend ist.“ Indeß gereichte diese stille Beihilfe dem jungen Unterofficier keineswegs zum Vortheil, denn der Vorgesetzte, besorgt ihm gegenüber die Autorität zu wahren, war im Dienst gegen ihn noch strenger als gegen Andere, schalt und drohte zuweilen gröblich, und enthielt sich nicht widerwärtiger Anspielungen auf den Hochmuth der Schreiber.

War der Hauptmann bürgerlich, so vertrat dagegen der Premierlieutenant von Klotzing die Noblesse, er wußte sich viel mit seinem alten Geschlecht, konnte genau angeben, wie viel

Ahnen bei den verschiedenen geistlichen Stiftern verlangt wurden, und erzählte, da ein Bruder von ihm Page gewesen war, gern von den königlichen Jagden in Wusterhausen und von dem Besuch des Czaren Peter, welcher dem Pagen zum Scherz auf die Frisur gespuckt hatte. Doch war er in der Compagnie nicht beliebt, da er sich bei Tisch gern betrank und darauf hochmüthig und krakehlig wurde. Er hatte deshalb nicht selten Händel, die er mit einer guten Klinge ausfocht. Wie er behauptete, war er mit seinem Hofmeister auf einer Universität gewesen, jedenfalls nur kurze Zeit und nicht in der Absicht sich Gelehrsamkeit anzueignen. Da er von dem jungen Corporal alle Höflichkeiten erhielt, welche dieser aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, so gönnte auch er dem Sachsen ein nachsichtiges Wohlwollen und ließ sich zuweilen herab ihn mit seinen Jagdabenteuern zu unterhalten.

Am wenigsten glückte es dem Unterofficier mit seinem Fähnrich, der nach damaligem Brauch zu den Oberofficieren gerechnet wurde, und an Jahren jünger als August, noch in dem grünen Stolz seines höheren Ranges einherschritt.

Als besserer Kamerad bewährte sich der Secondelieutenant von Brösicke, ein redlicher Junge mit rothen Backen, rundem Gesicht und hervorstehenden Augen, der keinerlei Launen hatte und auch keine Einfälle, durch welche Andere überrascht wurden. Nachdem die Anrede, welche er seinem Stubennachbar zu Theil werden ließ, durch einige Monate zwischen „Höret, König“ und „Hören Sie, Monsieur König“ geschwankt hatte, schlossen beide, sobald August die Corporalswürde erlangt hatte, Brüderschaft und wurden allmählich Freunde.

August war so klug einzusehen, daß er vor den Gewalthabern der Compagnie vermeiden müsse, sein besseres Wissen in allerlei gelehrten Dingen an den Tag zu legen, doch wurde dies für ihn eine harte Zumuthung und er mußte zuweilen Lehrgeld zahlen. Als er einst die Ehre hatte, mit den Officieren auf der Stube seines Lieutenants bei einem Glase Bier

und einer Pfeife Tabak zusammenzusitzen, wollte das Unglück, daß die Rede auf Rom und Julius Cäsar kam. Und da ergab sich, daß sowohl der Hauptmann als seine Oberofficiere durchaus unsicher über das Verhältniß Cäsars zum Papst waren. Der Hauptmann erklärte ganz verständig: Da Julius Cäsar ein großer römischer General gewesen ist, der Papst aber unter allen Umständen ein Pfaffe und ebenfalls zu Rom wohnhaft, so ist glaublich, daß die Beiden nicht in guter Harmonie gestanden und Cäsar zu seiner Zeit sich wenig um den Papst gekümmert hat. Der Premierlieutenant aber behauptete mit höherem Wissen, jedoch unrichtig, Cäsar sei als römischer Kaiser und als Vorfahr der jetzigen kaiserlichen Majestät Karl VI mit dem Papst in Händel gerathen, und habe deswegen mit den Franzosen, welche zum Papst hielten, viele Kriege führen müssen. Der Secondelieutenant und der Fähnrich endlich vertraten bescheiden die Ansicht, daß mehrerwähnter Cäsar nur Bürgermeister in Rom, und der Papst jedenfalls sein Principal oder Vorgesetzter gewesen sei. Da war es für August unmöglich ein vorsichtiges Stillschweigen beizubehalten. Er that sich auf, obschon in achtungsvoller Weise, und setzte auseinander, daß die alten Römer zur Zeit Cäsars noch Heiden waren und erst mehre Jahrhunderte später Christen und Unterthanen des römischen Papstes wurden. Im Eifer seiner belehrenden Darstellung bemerkte er nicht die mißvergnügten und abfälligen Blicke seiner Vorgesetzten, welche ihn, nachdem sein Redefluß beendet war, behandelten, als sei er gar nicht vorhanden, und von der Montirung des Potsdamer Regiments zu reden begannen, nachdem der Hauptmann noch kurz bemerkt hatte: „in jedem Falle war der Dienst in der Compagnie damals schlechter als im Preußischen." Sogar August's Lieutenant vermied in den nächsten Tagen ganz mit ihm zu sprechen, der Hauptmann aber machte ihm beim Exerciren den Dienst sauer und warf ihm unangenehme Redensarten wie „Sacrementer" und „sächsischer Tintenklexer" zu. Durch einige Wochen

kämpfte der Sachse in stiller Verzweiflung gegen die hochgehenden Zorneswogen im Gemüth der Vorgesetzten, und die Stellung war noch schlecht, als sein Gönner, der Major Vogt, in die Garnison kam. Auch dieser mußte Unholdes über den gelehrten Corporal gehört haben, denn er beachtete ihn durch die drei Tage seiner Anwesenheit gar nicht, erst kurz vor der Abreise, als August mit einer Meldung zu ihm kam, begann er mit umwölkter Stirne: „Es thut mir leid, zu vernehmen, daß die Herren Oberofficiere mit eurem Benehmen nicht zufrieden sind. Hat euch der gute Anfang eures Dienstes übermüthig gemacht, so muß ich euch sagen, daß ihr die Nachsicht und das Wohlwollen eurer Vorgesetzten, die euch sehr nöthig sind, völlig verscherzt habt.“ Da erschrak August: „Ich bitte den Herrn Major überzeugt zu sein, daß ich es im Dienst an Eifer nicht fehlen lasse.“

„Es ist nicht sowohl der Dienst,“ antwortete der Major, „als euer anmaßendes Benehmen außerhalb des Dienstes, wodurch ihr Anstoß gebt.“

„Möge der Herr Major mir glauben,“ entschuldigte sich August demüthig, „daß ich niemals in meinem Verhalten den geziemenden Respect vergessen habe. Ich weiß recht gut, daß an meinem Unglück nichts schuld ist, als Julius Cäsar.“

„Wie so?“ frug der Major. Und als der Corporal wahrheitsgetreu berichtet hatte, lächelte der gute Herr zuerst vor sich hin, dann aber begann er strafend: „Es war nicht schicklich, daß ihr eure Schulweisheit dazu benutzt habt, um eure Herren Officiere in der Stunde, wo sie euch die Ehre kameradschaftlicher Vertraulichkeit gewährten, eines Besseren zu belehren. Ihr habt ihnen dadurch ihre freundliche Absicht übel vergolten. Doch ihr seid jung und von lebhaftem Naturell und ich will euch das Ungeschick nicht zu hoch anrechnen. Merkt euch aber für euer ganzes Leben, mein lieber Sohn, daß der Werth des Soldaten nicht vorzugsweise auf seinem Wissen beruht, sondern auf seiner Pflichttreue und auf der Stärke

seines Willens. Damals als euer guter Vater bei unserem Regiment war, vermochte einer der Hauptleute außer seinem Namen Nichts zu schreiben; er war doch von uns allen hochgeschätzt und seine Soldaten gingen für ihn ins Feuer. Es darf euch auch nicht ungereimt erscheinen, wenn ihr hier und da in der Armee eine Verachtung der Schreiber und aller Gelehrsamkeit aussprechen hört; solche Feindseligkeit wird allerdings zuweilen ungerecht, dennoch ist sie bei dem preußischen Officier zu entschuldigen, denn er merkt wohl, daß die Schreiber und Gelehrten sich unfähig und außer Stande erwiesen haben, den Staat und das vaterländische Wesen vor Freund und Feind ehrenvoll zu vertreten, und daß dazu sein Beruf besser geeignet ist, weil er gelernt hat sein Blut und Leben daran zu setzen, nicht nach eigener Weisheit, sondern nach dem Willen und den Intentionen eines Oberhauptes, welches für ihn denkt."

Nach dem Besuche des Majors trat für August bei der Compagnie wieder leidliches Wetter ein, kleine Regenschauer, aber auch Sonnenblicke, und er durfte hoffen, daß Cäsar nicht ewig als rächender Geist vor der Front gegen ihn aufsteigen werde. Da wurde durch einen Zufall das Verhältniß zu seinem Chef völlig geändert. Der Hauptmann war nicht verheiratet, er vertraute seine Wäsche aber keiner Unterofficiersfrau an, sondern schickte sie durch seinen Burschen in ein kleines Haus an der Stadtmauer zu einer armen Witwe, welche mit einem jungen Mädchen erst vor etlichen Jahren aus benachbarter Garnison zugezogen war. Da der Hauptmann selbst häufig in der Dunkelheit das Haus besuchte, so hatte die Compagnie über diese Bekanntschaft ihre sehr bestimmten Ansichten, die aber in seiner Gegenwart nicht laut wurden, weil sein ernsthaftes und zurückhaltendes Wesen auch die Officiere nicht zur Vertraulichkeit ermuthigte. Doch erzählten die Jüngeren untereinander, daß er sich des Mädchens wegen schon einmal nach dem Mittagessen auf seiner Stube mit dem Premierlieutenant geschlagen habe, jedenfalls war dieser mehre Wochen mit ver-

bundenem Arm gegangen, hatte aber jede Auskunft über das Duell verweigert. Als nun August eines Abends im Dienst auf der Straße ging, hörte er rohe Scheltworte und sah einen Betrunkenen, welcher ein flüchtiges Mädchen verfolgte und sie zuletzt anpackte. Er sprang herzu, schleuderte den Mann zurück und stellte sich zwischen ihn und die Verfolgte, die vor Schrecken über den Angriff einer Ohnmacht nahe war und sich an einem Thürpfosten festhielt. Der Angreifer, ein übel beleumdetes Subject, das früher Soldat gewesen und eines Schadens wegen aus dem Dienste entlassen war, drang wüthend auf den Helfer ein, der Corporal aber schlug ihn mit dem Eisen seines Kurzgewehrs über die Schulter, daß der Mann mit lautem Schrei zurücktaumelte und blutend zusammenbrach. Ohne sich weiter um den Liegenden zu kümmern, wandte sich August zu dem Mädchen, richtete sie auf und ersuchte sie höflich seine Begleitung bis an ihre Wohnung anzunehmen. Dabei entdeckte er, daß es ein recht hübsches Mädchen war in einfacher bürgerlicher Kleidung mit einem runden Gesicht, aus welchem ihn zwei blaue Augen verstört ansahen. Sie aber entzog ihm den Arm und versetzte immer noch zitternd: „Ich danke dem Herrn Corporal von Herzen, aber ich darf mit keinem Soldaten gehen; ich bitte den Herrn mich allein zu lassen, unsere Wohnung ist in der Nähe.“ Sie sah ihn noch einmal an, als ob sie wegen ihrer Weigerung um Verzeihung bitte, und eilte längs den Häusern dahin. Der Jüngling folgte ihr aus Theilnahme in einiger Entfernung, obgleich er hinter sich den Lärm der zusammenlaufenden Menschen hörte, war aber höchlich erstaunt, als er plötzlich einen Stoß vor die Brust bekam und seinen Hauptmann erkannte, der von der Seite herbeigeeilt war, wüthend den Degen zog und gegen ihn einhieb. August parirte den Schlag mit seiner Waffe und rief zurückspringend: „Ich melde dem Herrn Capitän, daß ich soeben einen Betrunkenen auf der Straße niedergeschlagen habe, weil er ein Mädchen insultirte.“ Der Capitän ließ den Degen sinken und trat ge-

folgt von August in den Haufen, welcher den Liegenden umstand. Dort erkannte er, daß der Mann schwer verwundet sei, und gebot dem Corporal kurz, einen Feldscher zu holen und alsdann in sein Quartier zu kommen, worauf er sich in derselben Richtung entfernte, welche das flüchtige Mädchen genommen hatte.

August, der jetzt den Zusammenhang ahnte, wartete längere Zeit in der Wohnung des Capitäns. Dieser bot, als er endlich kam, dem Corporal in großer Bewegung die Hand mit den Worten: „Ich bitte euch wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung, Monsieur König, ihr habt euch benommen, wie einem Manne geziemt, der des Königs Rock trägt, ich aber habe mich in der Hitze gegen euch vergessen. Dafür will ich euch die Satisfaction geben, indem ich euch im Vertrauen auf eure Ehre und Verschwiegenheit mittheile, daß es meine Tochter war, der ihr heut einen großen Dienst erwiesen habt. Sie selbst hat mich gebeten euch den Dank auszurichten, der ihr in ihrer Angst nicht zu Gebote stand."

„Ich habe nur geringen Anspruch auf den Dank meines Herrn Capitäns und der Demoiselle," versetzte August, „da ich ganz zufällig zu dem Rencontre kam und nicht wußte, wem ich beistand. Ich bitte nur sich meiner anzunehmen, damit ich nicht wegen der Verwundung des Civilisten, welchem das Schlüsselbein zerschlagen ist, in Ungelegenheiten gerathe."

„Ihr?" antwortete der Hauptmann mit finsterem Lächeln. „Ihr habt Lob zu erwarten, da ihr euch zur Stelle defendirt habt, der Kerl aber Ketten und Zuchthaus, weil er sich unterfangen die Montur Sr. Majestät anzugreifen. Erzählt mir den Verlauf, damit ich den Bericht mache; ihr könnt ihn selbst zur Stelle niederschreiben."

Als dies vollbracht war und August der Entlassung harrend sich zusammenrückte, holte der Hauptmann eine Flasche Wein aus dem Schrank, goß zwei Gläser voll und wies auf den Tabak und die Pfeifen.

„Setzt euch her zu mir, Monsieur König, ich habe noch etwas von euch zu fordern.“ Und als August stramm dasaß, vom Glase genippt hatte und mit stiller Genugthuung die blauen Wölkchen aus der Thonpfeife blies, begann der Hauptmann: „Ich will euch meinen Dank dadurch bezeugen, daß ich euch erzähle, was eurer Jugend zu einer Lehre gereichen kann. Als armer Fähnrich war ich einem Bürgermädchen, der Tochter einer Witwe, zugethan, und ich handelte in meiner Leidenschaft nicht ehrlich an ihr. Sie starb in Kummer und hinterließ ein Mädchen. Mir ist es mein Leben lang sauer geworden, und ich war ein harter Mann, der sich das Unglück Anderer nicht sehr zu Herzen nahm. Da sah ich einmal meine kleine Tochter, das Kind drückte sich in seiner Unschuld an meinen Hals, und mir fiel ein, daß ich doch Jemanden auf der Welt hatte, der an mir hing. Darum begann ich mich der Tochter anzunehmen, brachte sie zu einer ordentlichen Frau, und was ich von meinem Traktament ersparen konnte, wandte ich auf ihre Erziehung. Sie wuchs heran als ein braves Kind, welches in seinem guten Herzen den Vater lieb hat. Die Stunden, in welchen ich bei ihr sitze und ihre zutraulichen Reden höre, sind das Glück meines Lebens. Aber sie sind auch mein Kummer und ein unablässiger Vorwurf. Denn sie ist unschuldig und gutartig und wäre eines besseren Schicksals werth. Aber nach den Vorurtheilen der Welt ist sie ausgeschlossen von jeder Hoffnung auf eine Heirat mit einem braven Manne, und von jeder Aussicht auf eine andere anständige Versorgung. Und wenn sie mir freundlich zulacht und in ihrer kindlichen Weise erzählt, wie gut es anderen Mädchen aus ihrer Nachbarschaft mit Ehe und Hausstand geräth, da will sich in mir vor Mitleid das Herz umwenden, daß bei ihr davon nicht die Rede sein kann.“ Er legte die Pfeife weg und sah finster vor sich hin.

„Vielleicht gibt es dagegen eine Hilfe,“ rieth August mitfühlend. „Ich habe einmal gehört, daß man auch an Kindesstatt annehmen kann.“

Der Hauptmann sah beifällig auf ihn: „Dies ist die einzige Hoffnung, an die ich mich noch halte. Da ich aber ohne Connexion bin und befürchten muß, daß mir ein solches Unternehmen bei den Vorgesetzten im Avancement hinderlich sein wird, so muß ich's auf die Zeit schieben, wo ich entweder als Major in den Stab versetzt oder pensionirt bin. Habe ich in der Carrière meinen Wunsch erreicht, oder habe ich keinen Gegner mehr zu fürchten, so nehme ich die Tochter zu mir." August, stolz auf so großes Vertrauen, rauchte fort und war ganz einverstanden. „Dies habe ich euch mitgetheilt, Corporal König, weil ich jetzt euer Ehrenwort verlange, daß ihr die Bekanntschaft, welche ihr heut mit meiner Tochter Friederike auf der Straße gemacht habt, in keiner Weise fortsetzt, solange sie in ihrem dunklen Zustande leben muß; daß ihr sie also nie in ihrer Behausung aufsucht, und wenn ihr zufällig mit ihr zusammentrefft, sie ganz wie eine Fremde behandelt. Ich will nicht, daß mein Kind irgendwelche Bekanntschaft mit Soldaten und Officieren hat, denn ich weiß, daß für sie daraus nichts Gutes kommen kann. Und dies ist das Einzige, was ich dem armen Mädchen streng verboten habe. Wollt ihr mir als honneter Soldat euer Wort darauf geben, so werde ich euch, solange ihr dies haltet, mit aufrichtigem Danke verpflichtet sein, und wenn ihr es im Uebermuthe brechen solltet, euch an eurem Leib und Leben die Rache eines gekränkten Vaters fühlbar machen." Er stand auf, auch August schnellte in die Höhe.

„Mein Herr Capitän hätte nicht Ursache gehabt mein Versprechen so stark zu provociren; ich bin bereit mein Wort zu geben."

Der Hauptmann hielt einen Augenblick die Hand des Jünglings fest und entließ ihn mit Wiederholung seines freundlichen Dankes.

August ging zufrieden in sein Quartier zurück und gelobte sich selbst, daß er das neue Wohlwollen des Vorgesetzten durch Schweigsamkeit und großen Diensteifer verdienen wolle.

Dennoch erwies sich die Vorsicht des Hauptmanns in diesem Falle als ungeschickt; denn es war natürlich, daß August von jetzt ab zuweilen an sein Versprechen dachte, und mit einer gewissen Neugierde nach der Demoiselle aussah. Wenn er ihr einmal begegnete, was nicht selten geschah, so grüßte er höflich — das hatte der Alte doch nicht verbieten wollen — und empfing ihren schüchternen Gegengruß mit der frohen Empfindung, daß zwischen ihr und ihm ein geheimes Einverständniß sei, von dem die Welt nichts wissen dürfe. Auch sah er immer mehr ein, daß genügender Grund vorhanden war, die Jungfer vor der Unternehmungslust kriegerischer Jugend zu bewahren. Denn sie hatte durchaus nichts von dem bärbeißigen Wesen des Hauptmanns. Er erkannte bei jeder Begegnung deutlicher ein rosiges Gesicht mit schönen blauen Augen, denen, wie er meinte, die Fröhlichkeit sehr gut stehen müßte. Sie war einfach, aber sauber gekleidet, hatte einen zierlichen Gang und, wie er ganz genau sah, auch eine natürliche Anmuth, wenn sie ihm das Köpfchen zuneigte; kurz, sie war ihrem Vater durchaus nicht ähnlich.

August konnte nichts dafür, daß er an ein Mädchen, welches ihm fremd war, das er nicht anreden und nicht kennen sollte, gerade da erinnert wurde, wo er als guter Sohn der Ermahnung seines eigenen Vaters nachkam. Dieser hatte ihn nämlich dringend aufgefordert seine Freistunden zu weiterer Erlernung des Französischen zu verwenden, wenn sich in der kleinen Garnison eine Gelegenheit biete. Nun fand sich unter den alten Unterofficieren der Compagnie ein Franzose, der einst als flüchtiger Hugenot mit seinen Eltern ins Preußische gekommen war. Bei diesem nahm August gegen billige Vergütigung Stunde. In der Conversation erfuhr er mit Verwunderung, daß Monsieur Roncourt auch Lehrer der Demoiselle Friederike war, und daß sein Hauptmann, der selbst aus Büchern so wenig gelernt hatte, für den Unterricht des Kindes alles Mögliche that. Der alte Franzose sprach gern von seiner Schülerin, er rühmte ihren Verstand und die Fortschritte, und beobachtete

mit ritterlicher Theilnahme ihr Verhältniß zum Vater. Es kam auch heraus, daß dieser zuweilen bei den Lectionen gegenwärtig war und in hoher Zufriedenheit seine Pfeife rauchte, während die Tochter sich mit dem Lehrer in der unverständlichen Sprache unterhielt. Es wäre auffällig gewesen, wenn August seinem Lehrer verboten hätte, in der Stunde von Demoiselle zu erzählen. Und es ist wohl möglich, daß Monsieur Roncourt in seiner gesprächigen Weise auch dem Mädchen zuweilen etwas über den jungen Corporal mittheilte, der sich ebenfalls dem Lehrer werth zu machen wußte.

In dieser ganzen Zeit bestand zwischen den Eltern und den beiden Söhnen ein lebhafter Verkehr, welchen das für alle Welt erfreuliche Posthorn vermittelte. Es klang nur einmal in der Woche durch die Straßen, aber gerade weil es nicht häufig kam, dachte Jedermann, daß es ihm etwas Gutes bringen müsse, und wer in der Fremde saß, der wurde durch die weichen Töne an alle Lieben daheim erinnert. Am regelmäßigsten war in der Familie der Verkehr zwischen Fritz und dem Vater. Der Sohn schrieb von der Universität ausführlich über seine Collegien und über die Gedanken, welche ihm angeregt wurden, der Vater aber fand eine hohe Freude darin, mit seinem Fritz gelehrte Fragen zu erörtern, und eine noch größere, wenn er in den Briefen des Jünglings einen festen, die Wahrheit suchenden Sinn erkannte. Durch den Briefwechsel wurden Vater und Sohn in ganz neuer Weise Herzensfreunde, und der Sohn gewann in dem rückhaltlosen Aussprechen über Alles, was ihm das Herz bewegte und seinen Geist beschäftigte, vielleicht mehr Weltweisheit, als durch die Vorträge der Professoren.

Als Friedrich einmal im Postscript beiläufig gefragt hatte, ob Nachrichten von Thorn angekommen seien, — er wollte nicht geradezu nach Dorchen fragen, — da erhielt er zu seiner Verwunderung mit der Antwort des Vaters die Abschrift eines Briefes, welchen der erste Bürgermeister von Thorn, Herr

Roesner, dem Vater gesandt. Darnach hatte Dorchen den Brief des Vaters abgegeben, sie hatte den Städtern sehr gefallen, war mit den Frauen zum Gottesdienst gegangen und für längeren Besuch eingeladen worden. Wegen des Gusekschen Schreibens von 1531 aber schrieb der Consul, daß er mit mehr Auskunft dienen könne, als vielleicht erwartet werde; sein College Zernecke, der zweite Bürgermeister, sei selbst als Historikus eine Autorität und dieser wußte, daß in jenen alten Zeiten eine Familie König zu den Mitgliedern des Artushofes, also zu der angesehenen Bürgerschaft gehört hatte. Auch das Eckhaus war ermittelt worden, es war alt und baufällig und gerade in den Besitz eines Bürgers übergegangen, der sich rüstete dasselbe umzubauen. Da hatten die Herren Bürgermeister aus dem alten Briefe Veranlassung genommen, dem wohlgesinnten Besitzer das Geheimniß der Stube mitzutheilen; es hatte sich sogleich ergeben, was bis dahin noch Niemand beobachtet, daß durch leichtes Fachwerk ein Theil des ursprünglichen Zimmers abgeschlossen war. Der Besitzer hatte in Gegenwart der Bürgermeister die Zwischenwand einschlagen lassen und dahinter einen großen Wandschrank gefunden. „Ich selbst habe, da der Hauswirth die Berührung scheute, den Schrank geöffnet," schrieb Herr Consul Roesner, „aber nichts darin gefunden als eine verrostete Rüstung und ein modriges Gewand, welches einem Armensünderkittel ähnlich sah; ich verberge Ew. Ehrwürden nicht, daß mich einen Augenblick das Grauen überkam, als ich große dunkle Flecke darauf erkannte. Was man dort verbergen wollte, war offenbar etwas Ungünstiges aus einer Zeit städtischen Unfriedens."

Mit einer scherzhaften und verbindlichen Wendung bat darauf der Bürgermeister um Fortsetzung der angeknüpften Verbindung und deutete an, daß es ihm wünschenswerth wäre, von der neuen Leipziger Büchermesse gewisse Neuigkeiten gegen Wiedererstattung der Auslagen früher zu erhalten, als bei der langsamen Spedition durch die Buchhandlung möglich würde.

Da der Vater ermahnte, die Aufträge des Herrn Consuls sorgfältig auszuführen, und Fritz in Leipzig gute Gelegenheit fand, das Bücherpacket nach Thorn zu spediren, so machte es sich, daß er selbst mit den beiden Bürgermeistern, zumal mit dem gelehrten Herrn Zernecke in höflichen Briefverkehr trat, und diese Verbindung wurde ihm eine größere Freude, als er selbst dem Vater bekannt hätte, denn er konnte dadurch vielleicht dem Dorchen die wohlwollende Theilnahme der wichtigen Stadtherren vermehren.

Nicht ganz so erfreulich waren die Nachrichten über Dorchen, welche die Post dem jüngern Sohn brachte. In einem Briefe der Mutter las er, daß die Jugendgespielin, welche lange mit ihrer kranken Verwandten zu Dresden gelebt hatte, jetzt in einem großen Schlosse an der Weichsel wohne, welches mit fürstlicher Pracht eingerichtet sei. Dort speiste sie, wie Frau von Borsdorf in mütterlichem Stolz mitgetheilt hatte, jeden Tag von Silber und hatte drei Domestiken zu ihrer eigenen Bedienung, nur klagte sie etwas über die Einsamkeit. Und als seine Mutter mit dem Postscript schloß: „wenn das liebe Kind nur nicht in Hochmuth verfällt", da wurde August wild und zornig über diesen Luxus mit Silber und über das ganze vornehme Wesen, und nachdem er lange mit dem unschuldigen Dorchen gegrollt hatte, kam er zu der unzufriedenen Betrachtung, wie verschieden doch das Schicksal seine Gaben austheile. Dorchen war die Tochter eines pensionirten Majors, ohne Vermögen, und lebte in so glänzendem Zustande, und Riekchen war das Kind eines Hauptmanns, der auch jeder Zeit Major werden konnte, und wohnte gering geachtet in einer Hintergasse. Zuletzt unternahm er sogar, die beiden Mädchen mit einander zu vergleichen; auch Riekchen war hübsch, obgleich in anderer Weise; sie hatte ein Stutznäschen, größere Fülle, ihre Augen waren vielleicht noch einnehmender. Und unzweifelhaft hatte auch sie gute Manieren.

Gustchen verhärtete sich so in seinem Zorne gegen die

Vorurtheile der Welt und gegen die Launen des Geschickes, daß er den trotzigen Entschluß faßte, die Ungerechtigkeit auszugleichen, so weit er dies als junger Corporal und Unbekannter vermochte. Dazu bot sich eine Gelegenheit. Durch den Franzosen wußte er, daß Friederike über den Tod eines Stieglitzes geweint hatte, der in thörichter Sicherheit aus seinem Bauer geflogen und von einer Nachbarkatze erfaßt war. Darum gedachte er die Arme für die fehlenden Silberteller. gewissermaßen dadurch zu entschädigen, daß er ihr einen neuen Stieglitz ins Haus prakticirte. Dies mußte natürlich so geschehen, daß der Vater nicht an einen unbekannten Geber denken konnte, weil er sonst dem Vogel unfehlbar den Hals umgedreht hätte. Es durfte also keiner von den Garnisonvögeln sein, welche durch die Soldaten gehalten und zu kunstvollem Gesange abgerichtet wurden, um das Leben der Freudearmen zu verschönern. Doch glückte es, in dem nächsten Dorf einen Stieglitz zu entdecken, der in seiner Art ein wirklicher Künstler war; er kaufte das Thierchen als gerade sein Lieutenant Dienst hatte, und trug es des Abends in seiner Hand zu dem Hause, in welchem Friederike mit ihrer alten Erzieherin wohnte. Als er durch das ausgeschnittene Herz des Fensterladens Licht im Zimmer sah, steckte er den Vogel vorsichtig in das Loch mit der Hoffnung, daß der Kleine zwischen Laden und Scheiben herabflattern und durch seinen Flügelschlag ein Oeffnen des Fensters veranlassen werde. Dies geschah. Der Corporal hörte das Flattern, merkte, daß Jemand das Fenster aufthat, und entwich geräuschlos. Bei der nächsten Lection vernahm er mit gut erheuchelter Gemüthsruhe, daß der Demoiselle in merkwürdiger Weise ein neuer Stieglitz zugeflogen war, und daß der Ankömmling mit großer Freude in dem Bauer bewahrt wurde, da kein Eigenthümer zu ermitteln sei. „Vielleicht haben ihn die Eulen aufgescheucht,“ sagte August gleichgiltig.

„C'est vrai,“ rief der Franzose, erfreut über die Idee, „doch ist der Vogel abgerichtet.“

Aber dies gemüthliche Verhältniß, in welches sich der junge Corporal zu einem jungen Mädchen gesetzt hatte, tönte in seiner Seele nur wie leiser Gesang in den Pausen zwischen dem Trommelwirbel des Dienstes. Als der Herbst herankam, erhielt die Compagnie ihre Rekruten, zwei Drittel Landeskinder aus der Umgegend, ein Drittel Angeworbene, welche gleich Gefangenen herangeführt wurden. Da begann auch für August neue angestrengte Thätigkeit, denn er hatte jetzt selbst bei dem Drillen zu helfen und fand es schwerer als je, seinem Hauptmann Genüge zu thun.

Zu rechter Zeit kam vor dem Weihnachtsfest die Kiste vom Vaterhause. Da der Hauptmann den Abend bei der Demoiselle zubrachte und die beiden anderen Officiere über Land geladen waren, so bat August den Secondelieutenant um die Ehre seiner Gesellschaft und überreichte ihm bei der Einladung einen hübschen türkischen Pfeifenkopf, den er durch ein artiges Compliment annehmbar zu machen suchte, indem er sagte: „Mein Herr Bruder hat mir, da ich jung und unerfahren hierher kam, so viel Güte und Freundlichkeit erwiesen, daß ich, solange ich lebe, demselben mich verpflichtet fühlen werde, und ich bitte daher diese Kleinigkeit als ein Zeichen meiner Werthschätzung anzunehmen, dabei aber nicht die Geringfügigkeit der Gabe, sondern die gute Gesinnung zu beachten, in welcher ich dieselbe zu offeriren wage.“ Der Lieutenant empfing die gestopfte Pfeife und antwortete: „Du bist, hol' mich der Teufel, immer der höfliche Sachse.“ Dabei zündete er sie zur Stelle an und setzte sich zum Genuß zurecht, aber er fuhr sich gleich darauf über die Augen. „Bruder, mir hat noch niemals Jemand etwas zu Weihnachten geschenkt, und ich habe auch nichts für dich.“ — August schüttelte ihm die Hand. „Wenn du die Compagnie haben wirst, dann kommst du an die Reihe mir zu geben, unterdeß versuchen wir heut, was in der Kiste Gutes gekommen ist.“

Diese Anweisung auf künftigen Reichthum erheiterte den

Lieutenant, und sie trugen gemeinsam ihre Schätze auf dem Tisch zusammen.

Doch auch die Garnison wollte dem jungen Corporal ihre Artigkeit erweisen, denn als er am nächsten Morgen beim Hauptmann eintrat, begann dieser, nachdem er die Meldung angenommen: „Ihr habt in diesem Jahre einer Person, die mir lieber ist als mein Leben, einen Dienst erwiesen, und ihr habt das Versprechen, das ihr mir damals gegeben, als ein honneter Soldat gehalten. Ich bin nicht gewöhnt eine Gutthat zu empfangen, ohne dafür erkenntlich zu sein. Wäre ich ein Mann von Vermögen, so würde ich euch ein besseres Präsent bieten, jetzt ersuche ich euch, meine Jagdflinte anzunehmen, da ich höre, daß ihr gern auf die Jagd geht.“ Er überreichte ihm das Gewehr; es war ein neuer gestickter Tragriemen daran, und der Jüngling wußte wohl, woher dieser kam. In der ganzen Zeit war er von dem Capitän kurz und gebieterisch behandelt worden, wie jeder Andere; und wenn er in seiner Schlauheit trotzdem gemerkt hatte, daß er in Gunst stand, weil widerwärtige Commandos von ihm fern blieben, so überraschte ihn doch diese Freundlichkeit des harten Vorgesetzten so sehr, daß sein Dank kürzer herauskam, als schicklich war, denn er fand nur die Worte, welche gar nicht zur Sache gehörten: „Es ist mir wohl bewußt, daß ich es nur dem Herrn Capitän zu verdanken habe, wenn ich einmal ein brauchbarer Officier werde.“

„Thut eure Pflicht gegen den König, wie ich sie im Dienst gegen euch thue,“ antwortete der Hauptmann, und entließ ihn mit einem Kopfnicken.

Und wieder kam das Frühjahr, welches an der märkischen Landschaft rings um die Garnison nur wenig zu verändern im Stande war, der Kieferwald färbte sein dunkles Gewand ein wenig heller, die Sandflächen zwischen Feld und Wald wurden ein wenig gelber und auf dem Acker sproß zögernd und spärlich die junge Saat. Die Compagnie aber bewegte

sich wieder pünktlich, gleich einem Uhrwerk, zu den Vorübungen im Stabsquartier und von da nach Berlin zur Revue. Diesmal marschirte August fest wie ein alter Soldat über den Rixdorfer Damm nach dem Manöverfelde, und erwartete mit Selbstvertrauen die letzte Prüfung der Unterofficiere im Lustgarten. Er freute sich wie ein geborener Preuße, als des Königs Majestät, der kleine starke Herr, wieder aus der gelben Pforte gewichtig heranschritt. Sobald der König längs der Reihe bis zu August gekommen war und seine Fragen gethan hatte, sah er ihn scharf an und der kecke Unterofficier August ebenso den König, weil er wußte, daß Seine Majestät dies gern hatte. „Das ist der Sachse," sagte der Herr wohlgefällig, „seid ihr dies Jahr bei der Revue schwindlig geworden?"

„Nein, Ew. Majestät," antwortete August, „es ging ganz gut."

„Wie war seine Aufführung?" frug der Herr den Markgrafen. „Hat er gut profitirt?"

„Er hat das beste Lob," versetzte der Oberst.

„Das ist mir lieb," sagte der König. „Ihr könnt eurem Vater schreiben: ich freue mich, daß der Sohn eines so braven Mannes wohl geräth, und es soll den Vater nicht gereuen, daß er euch in meine Armee gethan hat. Fahrt so fort, damit ihr im Dienst immer fester werdet."

Dies war in den Augen sämmtlicher Anwesenden eine so hohe Gnade, daß August gleich darauf von seinem Chef, von dem guten Major Vogt und seinen Officieren Glückwünsche erhielt, und kaum in seinem Quartier angelangt, sich hinsetzte, um dem Vater den ganzen Vorgang zu berichten. Den Tag darauf erhielt er die Nachricht, daß ihn der König zum Gefreiten-Corporal ernannt habe, der den Dienst bei der Fahne hatte und der Nächste zum Oberofficier war. Und seine Freude kannte keine Grenzen als sein Hauptmann sich freiwillig erbot, ihm nach der Rückkehr in die Garnison einen mehrmonatlichen Urlaub zu geben.

Wie der Freicorporal vor seiner Abreise aus der Garnison beim Hauptmann eintrat, um den Urlaubschein zu holen, blieb er betroffen an der Thür stehen. Vor dem Vater kniete in Thränen aufgelöst Friederike und er saß über sie gebeugt in so tiefem Gram, daß er den Eintretenden gar nicht beachtete. Das Mädchen fuhr auf, sah den Jüngling schmerzvoll an und verschwand in dem Nebenzimmer, der Vater aber erhob sich, mühsam nach Fassung ringend: „Erfahret, Monsieur König, daß ich von der Compagnie und von dieser Garnison auf längere Zeit scheide. Ich bin zum Werbeofficier für das Regiment bestimmt und soll nach Ostfriesland abgehen. Mancher hält solches Commando für eine Gunst, und auch vom Stabe wird gratulirt, weil mir dadurch Gelegenheit geboten sei den Major zu verdienen; ich aber hatte bis daher geglaubt, daß redlicher Dienst im Regiment mich solcher Ehre würdig machen könne, denn ich weiß, daß ich zum Marchandiren und Beschwindeln nicht passe, und mir ist, als wäre ich zu einer Kugel verurtheilt."

August dachte wohl, daß sein geradliniger Hauptmann guten Grund hatte, das Amt eines Werbeofficiers zu scheuen. Nur übermüthigen Gesellen, die nicht durch große Gewissenhaftigkeit belästigt wurden, war dies Commando willkommen, es bot Gelegenheit zu flottem Leben in der Fremde und zu allerlei Nebenverdienst, auch Abenteuer fehlten nicht, die zuweilen gefahrvoll wurden. Und in tiefem Mitgefühl frug der Jüngling, alle Vorsicht vergessend: „Wie aber wird es mit der Demoiselle Tochter werden?" Da ballte sich die Hand des Hauptmanns auf dem Tisch und er sagte in grimmiger Rathlosigkeit: „Das weiß Gott allein."

4.

Alles verwandelt.

August wanderte zu Fuß der Heimat zu. Er hatte die Garnison in heller Freude verlassen, eine Strecke begleitet von dem Secondelieutenant. Als dieser beim Abschiede traurig sagte: „Du bist glücklich, Bruder, daß du Eltern hast, die sich auf dich freuen. Eine Waise wie ich hat keine andere Heimat als bei der Fahne.“ Da empfand August mitleidig, wie groß das Unglück des Kameraden war, aber ihm selbst schwand nach diesen Worten plötzlich die frohe Zuversicht. Auch als er weiter zog über die braune Haide, in dürftigem Nadelwald und durch armselige Dörfer, blieb ihm eine Bangigkeit, über die er sich selbst wunderte. Oft hatte ihn der harte Dienst und das knappe Leben bedrückt, jetzt, wo er sich in größerem Wohlstand bei seinen Angehörigen zwanglos tummeln wollte, kam ihm vor, als trenne er sich von Glück und Hoffnung. Sein ehrlicher Hauptmann wollte ihm nicht aus dem Sinn, auch an die arme Friederike mußte er denken, wie sie die Trennung vom Vater ertragen werde, und vergebens mühte er sich die Gedanken nach vorwärts zu richten und die Freuden des Wiedersehens auszumalen. Als er an einem sonnigen Sommerabend das erste sächsische Dorf erreichte, schallte ihm aus dem Wirthshaus Tanzmusik entgegen. Selbst dieser lustige Gruß, den das Vaterland bot, nahm ihm die Beklemmung nicht von der Brust; er frug hastig die Wirthin, ob kein Wagen vom Gute der Eltern ihn erwarte. Es war keiner

da, und doch wußten sie zu Hause den Tag seiner Ankunft. Die Wirthin sah ihn so seltsam an, als er seinen Namen nannte: „Es ist dort großes Feuer gewesen," sagte sie, „der Gutshof ist abgebrannt."

Das also war es, was er ahnend voraus empfunden, und ihm kam vor, als sei dies das Aergste noch nicht, was er erfahren solle. Nach kurzer Rast brach er auf und ging im Mondenlicht weiter. Er kam in die Gutsflur, er sah die Brandstätte, aus welcher noch weiße Rauchwolken aufstiegen, vor sich. Das alte Wohnhaus wenigstens war erhalten, denn dort bewegten sich Lichter, aber Niemand empfing ihn; er schritt durch die leere Wohnstube, riß die nächste Thür auf und sah seine Mutter und den Bruder regungslos an einem Bett sitzen und darauf seinen Vater ausgestreckt, regungslos und tot. Da warf er sich am Lager nieder und merkte in seinem heißen Schmerze nicht, daß die Mutter und der Bruder neben ihm niederknieten und ihn mit ihren Armen umschlangen.

Das Feuer war bei Nacht in den Wirthschaftsgebäuden ausgebrochen, der Hofherr hatte sich übermäßig angestrengt das Vieh zu retten, den Tag darauf war er, vom Herzschlage getroffen, dahin gesunken.

Nach den Tagen dumpfen Schmerzes saßen drei Unglückliche zusammen und frugen, wie sie das Leben fortan ertragen sollten. Der Tod eines guten und kräftigen Mannes, sowie der Verlust, welcher vorausgegangen war, hatten der Familie fast Alles unsicher gemacht; der Wohlstand war in geldarmer Zeit tief erschüttert, die Gebäude wieder aufzubauen, den Verlust an Vieh und Geräth zu ersetzen, die Wirthschaft fortzuführen erwies sich als schwer, und obgleich die gute Großmutter in der Stadt bereit war nach Kräften auszuhelfen, so wurde doch der Beistand eines zuverlässigen Rathgebers unentbehrlich. Auch für die Söhne mußte ein Vormund bestellt, und sein Rath über die Zukunft der Jünglinge eingeholt werden. Nächster Verwandter der Mutter war Herr von Mickau,

der in der Nähe ein Rittergut besaß und für einen erfahrenen Geschäftsmann gehalten wurde. Der Mutter galt seine Wahl als selbstverständlich; zwar erhob Fritz bescheiden den Einwand, daß der Vater von der geschäftlichen Umsicht des Herrn Vetters nicht immer eine gute Meinung gehabt habe, aber der Mutter blieb der Gedanke unerträglich, einem Anderen Einblick und Verfügung in ihren Angelegenheiten zu gestatten.

Herr von Mickau, ein kleiner gewandter Mann von höflichem und aufgewecktem Wesen, hatte früher sorglos gelebt und dem Hofe als Kammerjunker seine Dienste gewidmet, sich aber zu rechter Zeit, bevor sein väterliches Erbe verthan war, auf das Gut zurückgezogen; er hatte am Hofe noch immer gute Verbindungen, und war Vertreter des benachbarten Landadels bei Staatsactionen und feierlichen Anreden. Der Herr erklärte sich bereit die Vormundschaft zu übernehmen und gab verständigen Rath in so einnehmender Weise, daß auch Fritz nichts dagegen einzuwenden wußte. Es wurde beschlossen, daß der ältere Sohn nach Leipzig zurückkehren solle, seine Studien zu beenden, der jüngere aber während des Urlaubs als Beistand der Mutter zurückbleiben. Beim Abschiede sagte Fritz dem Bruder: „Wir sind im Wohlstande aufgewachsen und vielleicht in Manchem verwöhnt. Mir ahnt, daß wir beide einmal in die Lage kommen werden, auf das angewiesen zu sein, was wir selbst verdienen. Laß uns immer daran denken.“

Für Madame König war in ihrer Trauer der einzige Trost, daß sie sich auf ihren Liebling stützen konnte, und daß dieser im Hofe und unter den Bauleuten mit einer Umsicht und Sicherheit gebot, welche weit über seine Jahre gingen. Als aber der Urlaub dem Ende nahte, bestand die Mutter leidenschaftlich darauf, daß August seine Entlassung aus dem preußischen Dienst fordere, weil er ihr unentbehrlich sei. Der Sohn widersprach ehrerbietig, doch auch der Vormund stellte sich auf Seite der Mutter und rieth: „Dem schriftlichen Gesuch an die Compagnie muß der Form wegen ein ärztliches Zeugniß

beigelegt werden, welches den Gesundheitszustand meines Herrn Neffen als ungenügend darstellt, denn auf die Aenderung der Familienverhältnisse würde bei einem Ausländer keine Rücksicht genommen werden." Das Zeugniß eines gefälligen Arztes wurde leicht beschafft und ging mit dem Abschiedsgesuch an den neuen Hauptmann der Compagnie. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte August dem Major Vogt geschrieben, aber er hatte auf diesen Brief keine Antwort erhalten und später zufällig erfahren, daß der Major gar nicht beim Regiment stehe, sondern weit hinaus an die holländische Grenze commandirt sei.

Auf die Eingabe erfolgte in kürzester Zeit eine höfliche Antwort des frühern Premierlieutenants von Klotzing, welcher jetzt die Compagnie als Hauptmann führte, daß die Aushändigung des Entlassungsscheins nur erfolgen könne, wenn Monsieur König sie persönlich in Empfang nehme; es sei deshalb eine Rückkehr in die Garnison und vielleicht eine Reise ins Stabsquartier nothwendig.

Mit schwerem Herzen machte sich August auf den Weg. Widerwillig hatte er den Thränen der Mutter und dem Drängen des Vormundes nachgegeben, jetzt erschien ihm die Sache nicht so leicht, als der Vetter sie dargestellt, und bei seiner Ankunft in der Garnison war ihm zu Muthe wie einem Verbrecher, der vor seinen Richter treten soll.

Und so war auch der Empfang, der ihm zu Theil wurde. Der Hauptmann begrüßte seinen Freicorporal mit den Worten: „Es ist mir lieb, Monsieur, daß ich euch hier habe," holte von dem Actenbret das ärztliche Zeugniß, welches dem Gesuch beigelegt war, zerriß das Papier und warf es vor August's Füße. „Wie konntet ihr euch unterstehen, mir mit solchen elenden Flausen zu kommen? Ihr habt euch mit Worten vor des Königs Majestät und durch Revers gegen das Regiment verpflichtet, in preußischem Dienste zu bleiben, und seid deshalb zur Fahne avancirt. Wenn ihr meint, daß es noch in eurem Belieben steht, zu bleiben oder zu gehen, so will ich euch lehren euer

gegebenes Wort zu halten. Geht zur Stelle in euer Quartier und tretet morgen bei der Compagnie an.“ Und als August Vorstellungen erheben wollte, rief er mit einem Fluche: „Hinaus! ich werde euch eure sächsischen Mucken vertreiben.“ Der Corporal trat bleich von mühsam bekämpftem Zorn auf die Straße, als ein Gefangener, der in seinen Kerker geschickt wird. Leider war der erwähnte Revers vorhanden; der junge Corporal hatte ihn nach der ersten gnädigen Anrede des Königs unterschrieben, als eine bloße Förmlichkeit, die bei jedem Fremden, der in die preußische Armee trat, gebräuchlich war. Jetzt wurde die Unterschrift zu einem furchtbaren Gebot für die Tage seiner Zukunft. Als er in sein Quartier kam, vernahm er noch in Betäubung den warmen Gruß und die tröstende Zusprache seiner alten Unterofficiere. Den ganzen Tag saß er wie erstarrt. Er mußte unaufhörlich an das Leid der Mutter denken, und was ihn am tiefsten demüthigte, er war mit sich selbst unzufrieden, denn er hatte dem Hauptmann ein Recht gegeben ihn rauh zu behandeln. Aber er war auch lang genug Soldat gewesen, um sich einem übermächtigen Zwange zu fügen. Deshalb trat er nach einer schlaflosen Nacht am nächsten Tage vor den Hauptmann und begann ehrerbietig: „Ich bitte den Herrn Capitän mein Versprechen anzunehmen, daß ich mir im Dienst redlich Mühe geben und Seiner Majestät als honneter Soldat meine Treue erweisen werde, solange höchster Wille mich an der Fahne festhält. Vielleicht gewährt der Herr Capitän späterhin einem Gesuch um den Abschied sein geneigtes Fürwort, wenn derselbe im Laufe der Zeit die Ueberzeugung gewinnen sollte, daß ich seiner Theilnahme nicht unwürdig bin.“ Der Hauptmann aber versetzte darauf mit finsterer Miene: „Wer mit dem Gedanken umgeht, den Dienst zu verlassen, der ist in der Compagnie wenig nütze, und ich sage euch deshalb gerade heraus, daß ich weder jetzt, noch in der nächsten Zukunft eure Entlassung favorisiren werde. Erweist ihr euch als widerspenstig und unbrauchbar, so soll euch

ich kann heut nicht das Vergnügen Ihrer Conversation genießen, weil mir das Gemüth zu sehr bewegt ist. Ich habe soeben die Verzweiflung der Demoiselle Friederike angesehen; ihr Vater ist in Friesland bei seinem Werbegeschäft von einem rachsüchtigen Deserteur, der ihn hinter der Verkleidung entdeckte, erschossen worden."

Auch dem Jüngling brachen die Thränen aus den Augen, ihm fiel die letzte Stunde ein, in der er seinen alten Hauptmann gesprochen hatte, und daß dieser Tod dem Mädchen alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zerstörte. Die beiden Vertrauten saßen kummervoll einander gegenüber, bis der Jüngere rief: „Was wird die Demoiselle jetzt beginnen?"

„Das ist mein größter Gram," antwortete Roncourt wieder nach dem Tuche greifend, „sie kann sich hier nicht allein erhalten, obgleich sie im Nähen geschickt ist und von den Kaufmannsfrauen zuweilen Arbeit erhält. Bis jetzt hat ihr der Vater jeden Monat einen Theil seines Soldes auszahlen lassen. Ach, Monsieur, es wäre mir eine Freude und Ehre, könnte ich ihr einiges von meinem Stundengelde, das ich nebenbei verdiene, zugehen lassen. Aber sie würde es in keinem Falle annehmen, und wenn sie verhungern sollte, denn darin hat sie den Stolz ihres Vaters."

„Man müßte etwas erfinden, was ihr die Annahme möglich macht," rief August.

„Das wäre gut," sagte der Franzose, „aber was?"

Der Jüngling überlegte: „Wollen Sie versprechen, mich niemals zu verrathen, so würde auch ich unserem guten Hauptmann zu Liebe gern etwas beitragen. Sie wissen, daß ich seiner Güte viel verdanke, und daß ich von Hause weit größeren Zuschuß habe, als ich bedarf." Das Letzte war eine fromme Lüge.

Roncourt schüttelte den Kopf: „Wenn ich als alter Knabe eine Wenigkeit für das Kind meines seligen Capitäns abgebe, so ist das in der Ordnung; Sie aber sind ein junger Herr

hier bei uns der Teufel holen; und seid ihr eifrig, wie ihr mir versprochen habt, so kann euch die Compagnie jetzt weniger entbehren als früher, da ihr die Leute und die Umgegend kennt."

Unter so trüben Aussichten begann August wieder den täglichen Dienst. Von den Officieren war sein Freund Bröside als Premierlieutenant zu einer andern Compagnie versetzt, mit den neuen Lieutenants, welche ihn kalt und abgeneigt betrachteten, kam er in kein gutes Verhältniß. Er erfuhr, daß Major Vogt vom Könige geadelt worden, wie bei höheren Officieren Brauch war, und daß er immer noch auf Commando abwesend sei.

Was den Corporal ein wenig mit seinem Schicksal versöhnte, war die französische Stunde. Mit zierlichen Worten und mit aufrichtiger Freude hatte ihn Monsieur Roncourt begrüßt, und bald plauderte der Alte wieder von dem früheren Capitän und von seiner lieben Demoiselle. Das Mädchen lebte noch eingezogener als sonst, und wie der Franzose versicherte, waren er selbst und der Stieglitz die einzigen männlichen Charaktere, mit denen sie verkehrte. Es dauerte lange, ehe der Jüngling ihr begegnete, obgleich er immer bei ihrer Wohnung vorüberging, so oft er die Wache visitirte. Als er sie endlich einmal auf der anderen Seite der Straße erblickte, eilte er mit beflügeltem Schritt auf sie zu, und erst als er ihr nahe gekommen war, fiel ihm sein Versprechen ein, erröthend hielt er mitten auf der Gasse an und nahm den Hut ab wie vor einer Dame vom höchsten Stande. Mit Erröthen und tiefer Verneigung dankte auch sie, und der theilnehmende Ernst, mit welchem sie auf ihn sah, gab ihm die Ueberzeugung, daß sie an seinem Schicksal Antheil nehme. Dabei blieb es freilich zwischen Beiden, er grüßte, sie dankte, und Monsieur Roncourt trug, ohne es zu wissen, Botschaft hin und her.

Aber auch über dieses Verhältniß warf das Schicksal einen Trauerflor. Als Roncourt einst bei seinem Schüler eintrat, zog er sein Taschentuch und begann feierlich: „Monsieur König,

und ich weiß nicht, ob ich im Interesse der Demoiselle Ihr gutherziges Erbieten annehmen darf."

„Machen Sie sich das nicht schwer," überredete August, „ich gebe nicht dem fremden Mädchen das Geld, sondern wenn Sie erlauben, Ihnen. Das Honorar, welches Sie seither von mir anzunehmen die Güte hatten, war viel zu niedrig. Sie gestatten mir, daß ich es erhöhe. Wie Sie es verwenden, ist Ihre Sache und geht mich nichts an."

„Das ist ein Vorschlag," sagte der Franzose immer noch bedenklich. Doch August fuhr eifrig fort: „Gegen das Fräulein geben Sie vor, daß ein alter Kamerad des Vaters brieflich bei Ihnen angefragt habe, an wen er von jetzt die monatlichen Abzahlungen einer alten Ehrenschuld, die er seither dem Hauptmann zugesandt, adressiren solle."

„So kann es gehen," stimmte der Alte bei, „erfinden Sie noch den Namen und den Ort."

„Beides will der Schuldner geheim halten, und sich nur Ihnen anvertrauen," belehrte der begeisterte Dichter. „Vielleicht hatte der Schuldner einen Kassendefect begangen und ist durch die Hilfe des Hauptmanns vor der Verzweiflung gerettet worden."

„Sie sind ein Diplomat und voll von Einfällen," antwortete Roncourt mit Bewunderung. Auf diese Verabredung gaben die Beiden einander die Hand.

Für den Jüngling begann eine Zeit unerhörter Wirthschaftlichkeit. Der kleine Zuschuß, welchen er seit dem Tode des Vaters noch erhielt, wurde von jetzt jeden Monat dem Franzosen gezahlt und der Freicorporal sah sich auf seinen Sold beschränkt. Es war eine schwere Zumuthung, die er sich gestellt hatte, aber er setzte seinen Willen siegreich durch, strich unbarmherzig jede Ausgabe, die er irgend vermeiden konnte, und erfocht in der Stille viele kleine Triumphe über die eigene Begehrlichkeit. Als Knabe hatte er gut verstanden, sich Genüsse zu erschmeicheln, jetzt zwang ihn ein wunderliches Verhältniß, sich unablässig Entbehrungen aufzulegen. Doch die

größte Entbehrung entstand ihm dadurch, daß er sich selbst eine neue Schranke errichtet hatte, welche ihn von näherer Bekanntschaft mit dem Mädchen schied. Denn er mußte jetzt nicht nur den Willen eines Verstorbenen ehren, sondern auch sein eigenes gutes Werk. Eins freilich war durchaus nicht zu vermeiden. Er sah die Demoiselle fortan öfter, wenn auch nur von weitem. Denn so oft er der Versuchung entgehen wollte, mit seinen Kameraden einige Groschen im Wirthshaus auszugeben, brachte er die Zeit damit zu, daß er spazieren ging. Auf solchen Gängen kam er an ihrem Hause vorüber. Als er sie zum ersten Male nach dem Tode ihres Vaters in Trauerkleidern am Fenster sitzen sah, blieb er stehen, sie aber öffnete das Fenster. Da reichte er ihr seine Hand hinein, sie hielt die Hand fest und weinte, und er sagte: „Auch ich habe meinen Vater verloren." Das war Alles, und dagegen hätte auch der Hauptmann nichts einwenden können. Wenn der Jüngling seitdem um diese Stunde vorüberkam, fand er das Mädchen fast immer hinter den Scheiben bei der Nähterei sitzen. War das Wetter leidlich, dann hing der Vogel im Bauer vor dem Fenster, so daß August zuletzt muthmaßte, sie habe ihn als Geber erkannt. Am Sonntag aber fand er sie regelmäßig in der Kirche, denn auch diese ehrwürdige Stätte besuchte er jetzt fleißiger als sonst. Sie mußte bei ihm vorüber, wenn sie eintrat und hinausging, und er beobachtete während des Gottesdienstes scharf ihre Andacht, nicht gerade zum Vortheil der seinen. Ja, zu der Neigung des stillen Liebhabers kam ihm etwas von der zärtlichen Sorgfalt eines Vaters. Er fing an sich um ihre Kleidung zu kümmern, und wie er merkte, daß ihr ein warmer Wintermantel fehle, hatte er an jedem kalten Tage bitteren Verdruß. Als ihm gegen Weihnacht der Fuhrmann von Frankfurt an der Oder die Küste heranfuhr, welche die Mutter gefüllt hatte, da lud er am Abend vor dem Fest den alten Franzosen zu Gaste und widmete diesem das gesammte anmuthige Beiwerk: ein großes Marzipanherz, Aepfel und Nüsse. Und Roncourt

empfing die Sachen so vergnügt, daß August nicht im Zweifel blieb, wohin der Alte sie tragen würde.

Für die Armee kam ein unruhiges Jahr; der König hatte geboten alle Landeskinder in Dorf und Stadt, welche nach Stand und Beschäftigung dienstpflichtig waren, aufzuzeichnen. Jeder von diesen erhielt eine rothe Halsbinde, die er fortan zu tragen hatte, und jedem Regiment wurde eine Anzahl dieser Aufgezeichneten überwiesen, in der Regel die Leute aus der Umgegend seiner Garnisonen. Da nun die Bezirke nicht sofort abgegrenzt wurden, gab es Eifersucht zwischen den Regimentern, Streit mit den Ortsbehörden und Kampf gegen die Widersetzlichkeit der einzelnen Leute, und darum, was den Compagnien am lästigsten war, eine endlose Schreiberei. Niemals zu irgend einer Friedenszeit war das Heer in solcher Schreiberthätigkeit gewesen, und niemals hatten die Hauptleute so zornig mit Redensarten um sich geworfen, die in der Bibel nicht zu finden sind.

Auch der Corporal hielt in diesem Jahr weniger die Fahne in der Hand als die Feder, und er büßte für seine kursächsische Bildung dadurch, daß er in seiner Compagnie einen großen Theil der Schreiberei besorgen mußte.

So verging der Winter und das Frühjahr, das Regiment wurde diesmal nicht zur Revue gezogen und August fand keine Gelegenheit seine Entlassung zu betreiben. Er selbst war in dem Einerlei des Dienstes still und ernst geworden, ein fester Soldat, der gelernt hatte harter Pflicht zu gehorchen, und er fühlte die Oede seines Daseins fast nur an den Tagen, wo er einen Brief der Mutter erhielt oder einen des Bruders, der in seiner glücklichen Freiheit ihm jetzt oft schrieb und zu geduldigem Ausharren mahnte. Ach, die Nachrichten aus der Heimat machten das Herz nicht leichter, die Mutter oft krank, dazu Geldsorgen und Gutsärger; auch von Dorchen vernahm man wenig, sie aß auf ihren Silbertellern in der Einsamkeit, die Cousine war immer noch leidend; und was am meisten

zu denken gab, Frau von Borsdorf sah bekümmert aus und hatte nur einmal verlauten lassen, daß Jesuiten in dem Schlosse aus= und eingingen.

August wußte, daß der Hauptmann ihn nicht leiden mochte und fortwährend mit Mißtrauen betrachtete, obgleich seine Hilfe in dieser Zeit werthvoll war; deshalb erwartete er auch nichts Gutes, als er an einem Morgen mit ungewöhnlicher Höflichkeit angeredet wurde: „Monsieur König, ihr sollt mir und der Compagnie einen Dienst leisten und für einige Wochen auf Commando gehen. Ihr habt unsere Ersatzleute, welche hie und da in der Neumark wohnen, aufzusuchen und mit Pässen zu versehen, neue Burschen einzuschreiben und euch nach verlorenen Leuten zu erkundigen. Betrachtet dies Commando als einen Beweis meines Vertrauens; bin ich in dieser Sache mit euch zufrieden, so will ich sehen, wie weit ich euren Wünschen entgegenkommen kann.“ Seit lange war unter den Officieren von diesem lästigen Auftrage die Rede gewesen, der nicht dem Fahnencorporal zukam, sondern dem Premierlieutenant. Da der Corporal schweigend in straffer Haltung stand, frug der Vorgesetzte: „Nun, habt ihr etwas zu bemerken?“

„Ich stehe zu Befehl.“

„Ihr nehmt einen unserer Leute mit, der zuverlässig und in der Gegend gut bekannt ist, ihr mögt ihn auswählen.“

„Ich bitte den Herrn Capitän selbst den Mann zu bestimmen,“ versetzte der Corporal.

Das war dem Hauptmann unlieb, weil er die Verantwortung für den Mann gern dem Untergebenen zugeschoben hätte, doch sagte er nach einigem Nachdenken: „Nehmt den Böttcher. Er soll nur das Seitengewehr tragen, damit er vor den Leuten für einen Beurlaubten gelten kann. Ihr geht noch heut ab.“

Böttcher war ein Landeskind aus der Neumark, er hatte sich nach abenteuerlichem Leben vor mehren Jahren freiwillig anwerben lassen und stand als verwegener Gesell und Spaß=

macher der Compagnie bei dem Hauptmann in Gunst, obwohl sein Rücken mehr als einmal mit den Spießruthen Bekanntschaft gemacht hatte. August fand bald Grund sich zu der Wahl Glück zu wünschen, denn Böttcher erwies sich als ein Schlaukopf, welcher den unangenehmen Theil des Geschäftes mit Behagen auf sich nahm.

„Herr Freicorporal," sagte er auf dem Wege, „die Bauern und auch die Schulzen sind wegen der rothen Halsbinden ängstlich und widerbellig und werden Ihnen die Leute vertuschen. Verrathen Sie nichts von unserem Commando, wenn wir an einen Ort kommen; ich werde thun, als ob ich auf Urlaub gehe und nur zufällig mit Ihnen zusammengetroffen bin, und ich werde vorher spioniren." Das that der Schelm, in jeder Dorfschenke erzählte er den Anwesenden Schnurren, gab vor, daß er aus der Umgegend stamme, und erkundigte sich mit erlogener Theilnahme nach seinen alten Bekannten, den jungen Burschen, deren Namen in der Liste standen oder die er im Nachbardorfe erkundet hatte. Waren die Leute ermittelt, so führte er seinen Corporal zu ihnen, damit dieser den Paß einhändige, durch welchen sie für Zugehörige der Compagnie erklärt wurden. Dabei verlief kein Tag ohne ärgerliche Abenteuer. Gleich im Anfange, als sie das Haus eines Tagelöhners betraten, welcher drei Söhne hatte, verweigerten der Vater und die Söhne trotzig die Pässe anzunehmen, und als endlich ernste Vorstellungen und Drohungen die Familie erschreckt hatten, begann ein herzzerreißendes Wehklagen und Schluchzen und die Braut des ältesten Sohnes umklammerte die Füße des Corporals, so daß dieser Mühe hatte, die Fassung zu bewahren, und tröstend versprach, wie er sich bemühen wolle, dem Bräutigam eine Heiratsbewilligung vom Hauptmann auszuwirken und auf Grund derselben Befreiung vom Dienste. Ein andrer Bursch wies den Paß zurück, weil er bereits bei einem benachbarten Regiment eingeschrieben sei, und August stieß feindlich mit einem Major dieses Regiments zusammen, welcher ihn

heftig bedräute, weil er einen Mann seiner Rolle wegnehmen wolle, und ihm selbst in Aussicht stellte, daß er ihn geschlossen zu seinem Regiment zurückschicken werde. Aber der Corporal ließ sich nicht beirren und drohte wieder: „Wenn der Herr Oberstwachtmeister glauben hierzu berechtigt zu sein, so muß ich es mir gefallen lassen, ich weiß aber, daß mich Seine Hoheit der Markgraf kräftig vertheidigen wird, da ich nur nach der Ordre meiner Vorgesetzten gehandelt habe.“ Darauf wurde der Major sanftmüthiger und verglich sich zuletzt mit dem Corporal, daß der Fall höchster Entscheidung vorgelegt werden solle. Wieder ein anderer Eingeschriebener hatte durch den Officier eines anderen Regiments bereits die Erlaubniß zur Verheiratung erhalten, und der Corporal mußte bei dem Ortspfarrer im Namen seines Regiments gegen die Heirat Einspruch thun. Auch der alte würdige Geistliche weigerte sich diesen Protest anzunehmen, bis August ihm erklärte: „Ich stehe hier, um dem Befehl des Königs Gehorsam zu verschaffen; wollen Euer Ehrwürden diesem Befehl widerstehen, so thun Sie es auf Ihre Gefahr, ich aber verlasse Ihr Haus nicht, bis Sie mir einen Empfangsschein über den eingelegten Protest gegeben haben.“ Da klagte der Pfarrer bekümmert: „Solange ich lebe, ist mir keine solche Zumuthung von einem Unterofficier gestellt worden,“ aber er schrieb den Schein. Auch die verlorenen Leute des Regiments machten Mühe; der Eine war vom Urlaub nicht zurückgekehrt, sondern hatte, um Handgeld zu erhalten, sich bei einem Garnisonbataillon anwerben lassen und mußte nach langem Hin- und Herreden aus dem Gliede herausgeholt werden; ein Anderer hütete in der Montur eines benachbarten Regiments die Schafe und gab sich für einen Beurlaubten aus, es erwies sich aber, daß er den Rock nur gekauft hatte, um sich dem Dienste der Compagnie zu entziehen.

In dieser ungemüthlichen Beschäftigung durchzog der Corporal mit seinem Begleiter mehre Wochen die Landschaft. Sein Auftrag war beinahe zu Ende geführt und er saß müde in der

16*

Schenke eines Grenzorts an der Warthe, da meldete Böttcher: „Es ist ein Flüchtling aus Polen draußen, ein Deutscher dort hinten von der Weichsel her, er ist groß und hat leere Taschen. Wollen Sie ihn frei halten, so werbe ich ihn an."

„Bring ihn her," gebot August.

Ein kräftiger Gesell mit gescheidtem Gesichte trat ein, grüßte höflich und wurde auf freundliche Einladung zu Speise und Trank bald zutraulich. Als Böttcher ihm mit Trinken zusetzte, ohne sich dabei selbst zu vergessen, lachte der Flüchtling: „Ein williger Gaul bedarf nicht der Peitsche; ich merke, die Herren gehen darauf aus, mich anzuwerben."

„Nur wenn ihr bei nüchternem Muthe selbst wollt," antwortete August, „ich bin nicht hier Fremde zu verlocken, und bot euch an unser Gast zu werden, weil ich hörte, daß ihr ein Deutscher und ein armer Flüchtling seid. Trinkt ruhig, ich verspreche, es soll euch zu Nichts verpflichten."

Der Fremde sah ihn dankbar an: „Wenn mir auf dem Wege der Zorn über die Polacken in den Kopf stieg, habe ich zuweilen daran gedacht, bei den Preußen in des Königs Rock zu fahren, es wäre mir eine Freude die drüben einmal auszuhauen. Und ich habe als Gerbergeselle sonst hier wenig Aussicht, weil das Thorner Handwerk mit den deutschen Zünften nicht in Bruderschaft steht."

Mit einem neuen Interesse frug August: „Wenn ihr in Thorn zünftiger Gesell wart, was hat euch fortgetrieben? Erzählt, wenn ihr keinen Grund habt es geheim zu halten."

„Es wird laut genug, die Steine schreien davon," versetzte der Thorner mit zornigem Blick. „Ihr habt gehört, daß wir Bürgersöhne mit den polnischen Studenten Krakehl hatten."

„Es war etwas davon in der Zeitung zu lesen," sagte der Corporal, „doch haben wir nicht viel darauf gegeben."

„Bei uns aber wird's, wie ich fürchte, Mancher theuer bezahlen," sagte der Gast. „Wißt, die Polen haben die Schule von St. Johann in Thorn zu einem Jesuitercollegium gemacht,

darin liegt eine übermüthige und liederliche Bande von adeligen Polen, welche mit ihren Säbeln in der Stadt herumfegt und uns Bürgerkindern spinnefeind ist, weil wir nicht ihren Glauben haben und ihr trunkenes Geschrei nicht ruhig ertragen. In diesem Sommer hatten die Nonnen in unserer Neustadt eine große Procession angestellt und die jesuitischen Studenten mit ihren Säbeln waren auch dabei, wir aber, Gesellen und Kinder, standen außerhalb des Kirchhofs und sahen dem Spectakel zu. Als die Procession bei uns vorbeikam, nahmen die Meisten von uns um des lieben Friedens willen die Mützen ab, die Polnischen aber sprangen auf uns zu und schrien, wir sollten niederknien, und da wir widerstanden, zogen die bösen Buben ihre Säbel und hieben auf uns ein. Ich selber erhielt einen Schlitz am Ohr," — er wies die Narbe — „so daß wir zornig wurden und die jungen Jesuiter zurückschlugen. Alsbald rotteten sie sich zusammen, liefen brüllend mit geschwungenen Säbeln durch die Gassen und fielen jeden Deutschen von unserem Glauben gewaltthätig an, bis Herr Consul Roesner einen von ihnen einstecken ließ. Da wichen sie zurück, kamen aber bald mit neuer Furie aus ihrem Collegium hervor, zogen einen armen Studenten der deutschen Stadtschule aus dem Hausflur, in dem er ruhig stand, schleppten ihn gefangen in ihr Collegium, und brüllten und rasten auf's Neue durch die Gassen. Endlich riß uns jungen Burschen die Geduld, mancher war wie ich verwundet, auch wir liefen zu Haufen und drängten sie nach ihrer Schule zurück. Weil sie aber aus den Fenstern mit Steinen gegen uns warfen und mit Gewehren schossen, wurde das Volk wüthend, drang in das Collegium ein, zerschlug das Holzwerk von ihren Tischen und Bänken und verbrannte dies am Johanniskirchhofe in einem großen Feuer. Man sagt bei uns, daß vor langer Zeit an derselben Stelle die Pfaffen Dr. Luther's Bücher verbrannt haben. Die gesammte Bürgerschaft trat bewaffnet zusammen, mit Mühe gelang es den Herren Bürgermeistern den Lärm zu stillen.

Am anderen Morgen hießen wir Deutsche die Tumultuanten, die Thore blieben geschlossen und vom Rath wurde nach uns gesucht. Ich hatte mich versteckt, wo mich Niemand fand. Und die Sache schien zu Ende. Jetzt aber im September kam unversehens von Krakau eine polnische Commission mit wildem Kriegsvolk in die Stadt gezogen, und es begann ein Nachforschen und Verhören, so feindselig und mit so grausamer Bedrohung, daß Jedermann das Aergste zu befürchten hatte, ja sogar unsere beiden Herren Bürgermeister wurden angefahren und wie Missethäter verhört. Da sagte mein alter Vater: Mach dich fort, denn jetzt naht der Tag, welcher prophezeit ist, wo es heißen wird: das deutsche Thorn geht an die Polen verloren. Sieh zu, daß du dich ins Preußische durchschlägst, denn nur von dort kann uns Hilfe kommen. — Ich entwich bei Nacht über die Stadtmauer und hatte meine Noth, bis ich über die Grenze gelangte."

„Hier seid ihr unter Landsleuten und in Sicherheit," tröstete August. „Habt ihr in Thorn zufällig ein deutsches Fräulein gesehen, welches bei euren Bürgermeistern aus- und eingeht und auf einem polnischen Schlosse wohnt?" — er nannte den Namen.

„Das Fräulein kenne ich nicht, das Schloß aber gehört dem Woywoden, der einer der schlimmsten Wütheriche gegen die Deutschen ist."

Das also war das Glück des armen Dorchens unter Jesuiten und polnischem Adel! Der Corporal wurde einsilbig und überließ es seinem Beistand Böttcher den Gast zu unterhalten. Die Beiden sprachen leise mit einander, endlich begann Böttcher: „Der Thorner will sich bei unsrer Compagnie anwerben lassen, wenn er ein ordentliches Handgeld bekommt."

„Wollt ihr mit eurem guten Willen zu uns, so seid ihr mir willkommen," sagte August erfreut, beredete mit dem Manne die Werbung und trank ihm darauf zu.

Der Thorner ging am nächsten Morgen mit Paß und

Brief an den Hauptmann zur Garnison ab; der Corporal aber setzte seinen Weg fort, durchsuchte die letzten Dörfer und dachte vergnügt, daß ihm die saure Arbeit wohlgelungen sei. Am Nachmittage führte Böttcher auf dem Fußwege, der längs der Warthe hinlief, zu einer Stelle, wo dicht am Wasser einige Erlen standen und daran eine rohe Holzbank. „Hier ist eine Ueberfahrt," sagte Böttcher, „und hier liegt der Kahn, auf dem der Pole herübergekommen ist, eine Stunde auf und ab ist dies der einzige Kahn. Warten Sie ein wenig, Herr Freicorporal, ich will zusehen, ob ich für mich etwas erfischen kann." August setzte sich auf die Bank und der Gemeine hakte die Kette des Kahnes los, sprang hinein, stieß ihn einige Schritt vom Ufer ab und setzte sich darin nieder. „Ich denke, Herr Corporal, wir haben unsere Geschäfte glücklich zu Ende geführt, und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein."

„Ja, Böttcher," antwortete August behaglich, „du warst ein schlauer Gehilfe und ohne dich hätte ich's nicht fertig gebracht."

„Zuletzt habe ich der Compagnie einen Mann verschafft," fuhr Böttcher selbstzufrieden fort, „der einen Zoll mehr hat als ich."

„Der Hauptmann soll dein Verdienst erfahren, er wird sich wundern, wenn der Pole ankommt."

„Da er kommt," sagte der Soldat, „will ich gehen. Herr Freicorporal, ich desertire."

„Plagt dich der Teufel, Böttcher?" rief der überraschte Corporal. „Hast du denn einen Grund unzufrieden zu sein?"

„Das gerade nicht," versetzte der Gemeine, „aber es ist mir langweilig geworden. Ich will einmal zusehen, was jetzt unter den Polen los ist. Greifen Sie nicht erst hinter sich, Herr Corporal, ich habe in ihre Taschenpistole heut früh Wasser gegossen."

August zog die kleine Waffe hervor, die ihm der Vater beim Abschiede geschenkt hatte, und spannte den Hahn. „Ich

hab's gemerkt, ich dachte, der gestrige Gewitterregen wäre schuld, ich habe aber frisch geladen." Und er richtete die Waffe auf den Ungetreuen, der sich unterdeß durch einen Stoß weiter abgebracht hatte. Komm zur Stelle zurück, Kerl, du weißt, daß ich dich niederschießen muß, wenn du nicht gehorchst."

„Ich lasse es darauf ankommen," sagte Böttcher sich weiter schiebend. Der Schuß krachte, Böttcher hielt mit dem Kahn still.

„Die kleinen Dinger treffen nicht weit. Daß Sie aber auf mich geschossen haben, ist mir um unserer Freundschaft willen unlieb," rief der Ausreißer nach dem Ufer herüber. „Zur Entschädigung dafür nehme ich die Montur unseres braven Königs Knirps mit in das Polnische, sie gibt dort mehr Ansehen als ein Freipaß, denn die Polen traktiren jeden preußischen Ausreißer mit Branntwein. Adieu, Herr Freicorporal, kommen Sie gut nach Hause. Halten Sie sich auf dem Wege links, sonst gerathen Sie in den Modder." Er stieß den Kahn an das andere Ufer und verschwand im Weidengebüsch. August steckte seine Pistole in die Tasche und eilte zurück zum nächsten Dorfe. Dort erzwang er durch ernste Vorhaltungen die Begleitung des Schulzen und einiger handfesten Leute. Nach längerem Umwege kamen sie über den Fluß und forschten in den Grenzdörfern jenseits nach dem Flüchtling. Er war bereits gemächlich über die Grenze gegangen. Da der Corporal wußte, daß die Verfolgung über die Grenze hinaus der Compagnie zwei Mann gekostet hätte, statt des einen, so mußte er unverrichteter Sache über den Fluß zurück und seinen Weg allein fortsetzen. Wahrlich in düstrer Stimmung. Denn er ahnte, daß die Flucht seines treulosen Helfers ihm bei der Rückkehr üblen Empfang bereiten werde. Auch sonst waren seine Betrachtungen unerfreulich; die Sonne neigte sich zum Untergang, er sah um sich eine öde Moorgegend, aus der er so bald als möglich herauskommen mußte, von der Garnison war er noch weiter als einen starken Tagemarsch

entfernt, und sein Geld ging zu Ende, denn er hatte dem angeworbenen Mann, der von allen Mitteln entblößt war, einen Vorschuß auf das Handgeld gemacht. Er schritt also unzufrieden mit sich und der Welt vorwärts und war froh, als er bei Sonnenuntergang aus den Sümpfen heraus in eine Kieferhaide gelangte. Der Abend wurde kalt und finster, der Weg schien endlos, zuletzt erkannte er in einer Lichtung die Umrisse einiger Gebäude und hörte Hundegebell. Er ging darauf los und kam an die Hütte eines Theerbrenners, den er durch starkes Klopfen am Fensterladen endlich bewog die Hausthür aufzuschließen. Nach langen Verhandlungen erlaubte der ungefällige Mann ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden, wo der Gast frierend und bekümmert, und keineswegs beruhigt über seine Sicherheit, sich in halbem Schlummer umherwarf. Als er bei grauendem Morgen aufbrach, goß der Regen in Strömen und der Brenner weigerte sich, etwas von dem einzigen Laib Schwarzbrot zu verkaufen, der den Vorrath des Hauses ausmachte; kaum war Auskunft über den Weg zur nächsten Stadt zu erhalten.

Als August endlich eine kleine Landstadt erreichte, war seine Kraft erschöpft; müde, durchnäßt, hungrig und mit leerer Tasche zog er ein, und sah auf dem Markte nach einem Quartier aus. Da stand an der Einfahrt des Eckhauses ein junger Mann in Hemdsärmeln, rothbäckig, mit breiten Schultern und einer offenen Miene, welcher ihn anredete: „Herr Sergeant, wonach sehen Sie sich um?“ August antwortete: „nach einem guten Wirth.“

„Kommen Sie herein,“ sagte der Mann. Er führte ihn in eine große Stube, in welcher eine hübsche junge Frau saß, ihr Kind auf dem Schoße. Die Stube war sauber mit gelber Farbe getüncht, rothgestrichene Tische und Bänke standen darin und im Ofen brannte ein wohlthätiges Feuer. August grüßte die Frau und frug, wie Soldatenbrauch war, nach dem Namen des Wirthes. „Ich heiße Schulze,“ erwiederte dieser, „und bin ein

Brandenburger. Räume die Ofenbank, Pine, damit der Herr Sergeant sich trocknet.“ August setzte sich und genoß schweigend die behagliche Wärme, während der Wirth ihm mit untergeschlagenen Armen zusah. Endlich begann der Gast: „Lieber Herr Schulze, mich hungert.“

„Es ist schon gesorgt,“ entgegnete der Wirth.

„Aber geben Sie mir keine Mahlzeit,“ fuhr August fort, bedrückt durch seine Geldlosigkeit, „denn ich habe nur wenig in der Tasche.“

„Das wird sich Alles finden,“ tröstete Schulze. „Es ist Mittagszeit, und auch wir wollen essen. Sie müssen vorlieb nehmen mit dem, was wir im Hause haben. Pine, decke auch für den Herrn Sergeanten.“

Die Frau setzte das Kind ihrem Manne auf das Knie und ging behend nach der Küche. Der Wirth sah ihr wohlgefällig nach und nickte dem Gast zu: „Sie versteht's.“ Darauf ließ er seinen Jungen auf dem Knie reiten, zuerst langsam wie die Bauern, dann im Trabe wie die jungen Herren, bis der Kleine ins Feuer kam und seinerseits durch „Hott“ und „Hü“ den Vater antrieb. Unterdeß legte die Wirthin ein reines Tischtuch auf und brachte die Speisen, deren kräftiger Geruch den Hungrigen mit frohen Hoffnungen erfüllte.

„Kommen Sie, Herr Sergeant,“ sagte Schulze, „Nichts geht über einen Teller Grützesuppe, wenn man durchnäßt ist.“

Der Gast aß wacker, so daß er sich selbst seines Appetits schämte, der Wirth aber gab ihm darin nichts nach, während er mit der Frau in freundlichem Zureden abwechselte, und aus einer großen Kanne fleißig Kottbuser Bier einschenkte. Dabei erzählte der Corporal ein wenig von seiner sächsischen Heimat und von dem Commando, welches ihn hierher führte, und verbarg nicht, daß ihm die Betrübniß der Leute, welche er aufgesucht, die Arbeit oft schwer gemacht hatte.

„Ich glaub's wohl,“ erwiederte der Wirth, „denn Manchen trifft es hart und grausam. Jedoch dazu sind wir alle da, die Einen

zahlen die Steuern, während die Anderen marschiren, damit die Fremden Respect vor uns behalten. Als mein Großvater jung war, hausten die fremden Kriegsvölker hier am Orte wie Mordbrenner und Kannibalen und die Bürger wurden wie die Hunde erschlagen, von den Weibern und Kindern gar nicht zu reden. Als aber mein Vater jung war, hieben wir Brandenburger den Schweden, der sich noch einmal in das Land gewagt hatte, mit unseren Fäusten hinaus; seitdem haben wir Sicherheit, unsern Weibern wird keine Schmach angethan und unsere kleinen Kinder werden nicht mehr unter die Hufe der Pferde geworfen. Wenn nur von den Herren Officieren Billigkeit geübt wird, so ist die Last für das Volk zu ertragen. Unsere Landeskinder, soweit sie wirklich eingezogen werden, dienen nicht gar lange, und kommen klüger nach Hause zurück, als sie gegangen sind. Ich denke, es ist bei uns in Stadt und Land, obgleich wir viele Soldaten unterhalten, mit der Nahrung und dem Verdienst nicht schlechter bestellt als bei Ihnen in Sachsen oder anderswo in Deutschland. Denn unser König führt einen schweren Stock, aber er sorgt auch wie ein Vater für die Blauen und für uns Andere in Hemdsärmeln."

August freute sich über die kluge Rede, denn auch er fühlte zuweilen wieder den Stolz eines Preußen, und er saß mit seinem Wirth längere Zeit in gutem Gespräch zusammen, obwohl er die Mattigkeit immer noch merkte. Als er nach Tische aufbrechen wollte, forderte er seine Rechnung, da sagte Schulze: „Drei Maß Bier zu einem Drittel, welches auf Sie kommt, macht so und so viel; das Essen bezahlt der liebe Gott."

Und als August sich sträubte diese Gastfreundschaft anzunehmen, schnitt Schulze seine Einrede durch, indem er nachdrücklich begann: „Lieber Herr Sergeant, ich habe aus Ihren Worten gemerkt, daß Sie von gutem Herkommen sind und zuweilen mehr Geld im Beutel haben als vielleicht heut. Bietet sich Ihnen Gelegenheit, so können Sie damit einmal einem armen Soldaten etwas Gutes thun. Ich aber nehme von Ihnen weiter

Nichts; der Herr hat mir ein gutes Stück Brot beschert; meine Frau, die Sie hier sehen, habe ich geheiratet und diesen Gasthof mit dazu bekommen. Wir sind glücklich in unserem Hauswesen, warum sollte ich Ihnen nicht dies Wenige angedeihen lassen? Nehmen Sie vorwillen." Die Hausfrau sprach leise zu ihrem Mann. „Die Frau sagt mir eben," fuhr Schulze fort, „daß ich Sie zum späten Nachmittage nicht fortlassen soll, weil Sie erschöpft sind. Nun weiß ich, daß Herrendienst Allem vorgeht, aber wenn es Ihnen nichts verschlägt, so ruhen Sie sich erst in einem ordentlichen Bette aus, heut kommen Sie doch nicht mehr weit und morgen holen Sie mit frischer Kraft das Versäumte ein. Das ist Pine's Meinung und die Frau hat Recht. Schlagen Sie ein," — er hielt ihm die Hand hin. August schlug dankbar ein. Als er am anderen Morgen aufbrach, schritt er zwischen dem Wirth und der Wirthin bis zum Hausthor, wo zum letzten Abschied auch noch das Kind dem Gaste die Hand reichen mußte.

Herr Schulze und seine Frau wußten nicht, wie wohl ihre Freundlichkeit dem vereinsamten Jüngling that, der auf dem Weitermarsch immer daran dachte, daß sein Vater gern hilfreich gegen Nothleidende gewesen war, jetzt zahlten Fremde dem Sohne die Gutthaten zurück. Auch sein harter Dienst dünkte ihm in diesen Stunden nicht mehr eine unwürdige Sklavenarbeit, die einfachen Worte des Brandenburgers hatten ihn gemahnt, daß etwas Großes darin war.

Am späten Nachmittag erreichte August die Garnison. Da der Hauptmann nach Tische leicht unwirsch wurde, so besorgte der Heimkehrende, daß sein Aufenthalt bei dem freundlichen Wirth ihm jetzt seinen Rapport erschweren könne. Diese Annahme betrog ihn nicht. Als er eintrat, empfing ihn der Hauptmann mit Vorwürfen über seine lange Abwesenheit, auch der Bericht über die gelungene Ausführung des Auftrags minderte den Unwillen nicht, und als der Corporal zuletzt die Flucht des Böttcher berichten mußte, verlor der Hauptmann

alle Herrschaft über sich, schleuderte rohe Flüche auf das Haupt seines Untergebenen und beschuldigte ihn der Willfährigkeit gegen den Entflohenen, und der Feigheit bei der Verfolgung. Da gerieth auch August in Zorn und rief mit blitzenden Augen: „Herr Capitän, ein solcher Angriff auf meine Ehre ist ungerecht und unvernünftig.“ Der Wüthende riß den Degen aus der Scheide: „Ihr Höllenhund wollt noch räsonniren?“ und drang mit der blanken Waffe auf ihn ein. Der Corporal sprang, um sich dem Trunkenen zu entziehen, zur Thür hinaus und die Treppe hinab, aber der Officier rannte ihm nach, fuchtelte ihn mit der Degenklinge auf dem Rücken und rief zu dem Feldwebel, welcher mit einigen Unterofficieren auf der Straße vor dem Quartier stand: „führt den Sacrementer in Arrest.“

August hatte bis dahin das Glück gehabt, niemals die Züchtigung mit der flachen Klinge zu erfahren, welche den Unterofficieren und Junkern zugetheilt wurde, weil sie den Betroffenen nicht die Ehre minderte, was die Stockschläge gethan hätten, die den Gemeinen zukamen. Als er nun heut so schwere Kränkung erfuhr, wo er freundliche Billigung erwarten durfte, empörte sich seine Seele gegen die Ungerechtigkeit, und wie der Feldwebel ihm nach dem Seitengewehr faßte, sprang er zurück und legte die Hand an den Griff. Da drang der Hauptmann mit entblößtem Degen auf's Neue gegen ihn ein und hieb ihn über die Hand, daß das Blut hervorspritzte. Die Unterofficiere drängten sich in guter Meinung an den Verwundeten, um diesen am Gebrauch seiner Waffe zu hindern, und der Feldwebel entriß ihm das Seitengewehr; er wurde auf die Wache geführt und dort auf Befehl des nachstürmenden Hauptmanns mit der gesunden Hand an die Strafsäule geschlossen, während der Feldscher geholt ward die Wunde zu verbinden. Der Mann sagte bedauernd: „es hat wenig gefehlt, daß Ihnen die Hand für immer gelähmt wurde.“

August saß totenbleich und trotzig in der strengen Haft. „So mußte es kommen,“ dachte er, „damit ich der ungerechten

Fesseln entledigt werde. Lieber will ich dies mühselige Leben in der Jugend endigen, als mich fernerhin in so schändlicher Weise zum Sklaven machen lassen.“ Und kein tröstendes Zureden der Unterofficiere vermochte ihm ein Wort abzugewinnen. Nach einer Stunde kam der Hauptmann, den der Vorfall ernüchtert hatte, in ganz veränderter Stimmung, er gebot den Arrestanten loszuschließen und versuchte begütigende Worte, aber er erhielt nur die Antwort: „Ich war des Königs Unterofficier, aber nicht Ihr Sklave.“

Nach einigen Tagen wurde der Corporal zu dem gütlichen Verhör geführt, welches der kriegsgerichtlichen Untersuchung vorausging. Dazu waren ein Premierlieutenant und der Auditeur vom Stabe gesandt, der Secondelieutenant von der Compagnie zugezogen. August wußte, daß er sich vor einem Soldatengericht keines anderen schweren Unrechts schuldig gemacht hatte, als der Weigerung, sein Seitengewehr abzugeben, und er versuchte sich zu vertheidigen: „Ich bin nie bestraft worden, und fühlte in jenem Augenblick am tiefsten die Schande, auf der Straße arretirt und ohne Gewehr durch die Stadt nach der Wache geführt zu werden. Ich hatte nicht die Absicht mich gegen die Verhaftung selbst aufzulehnen, und wollte nur das Gesuch stellen, mich mit dem Seitengewehr nach der Wache gehen zu lassen, als ich mit dem Degen angefallen und verwundet wurde.“ Darauf bat er zu Protokoll zu nehmen, wie der Hauptmann am ersten Tage der Rückkehr sein Abschiedsgesuch behandelt, wie er ihn von der Fahne weg zu angestrengtem Dienst in die Schreibstube gesetzt und ihm zuletzt das schwierige Officierscommando zugetheilt habe. Er erzählte das Benehmen bei der Rückkehr, die ungerechten Vorwürfe, die ihm wegen der Desertion des Böttcher gemacht worden, den nicht er, sondern der Hauptmann selbst ausgewählt. „Wie kann mir ein Vorwurf gemacht werden, daß ich ihn, der an meiner Seite ging, in den Kahn springen ließ, da ich, auf seine Hilfe angewiesen, vier Wochen mit ihm im Lande umher-

gezogen bin, wo er jeden Tag eine Gelegenheit finden konnte zu entweichen? Was mir auch geschehen möge, ich erkläre hier, daß ich mich keines strafbaren Unrechts schuldig weiß, wohl aber mit bitteren Schmerzen fühle, daß ich grausam behandelt und in meiner Ehre gekränkt worden bin."

Als er in den Arrest zurückgeführt ward, empfand er den besten Trost eines empörten Gemüthes, daß er seinem Herzen Luft gemacht und, was ihn lange bedrückt, freimüthig ausgesprochen hatte. Die Haft wurde ihm durch die Theilnahme der Unterofficiere erleichtert; er vernahm auch, daß sein Fall schwerlich vor ein Kriegsgericht kommen werde, und daß der Hauptmann für einige Wochen beurlaubt sei.

Eines Abends saß der Corporal beim Kreuzerlicht über einem Buche, als Unterofficier Roncourt eintrat. Der Alte hatte ihn so oft besucht, als der Dienst gestattete, und durch sein Geplauder bleischwere Stunden erträglich gemacht, heut sah er sehr ernsthaft aus: „Demoiselle Friederike wünscht Sie zu sprechen." August fuhr in die Höhe: „Sie wissen, daß das unmöglich ist."

„Es ist keiner von den Officieren bei Wege. Der Unterofficier der Wache sitzt in der Stube und sieht nichts, der Posten unter dem Gewehr wird Ihnen den Rücken kehren, Sie müssen innerhalb der Vergatterung bleiben; das Fräulein steht draußen. So können Sie mit ihr reden."

„Was ist geschehen?" frug August mit trüben Ahnungen.

„Sie geht fort," sagte Roncourt traurig.

Der Jüngling eilte hinter ihm ins Freie. An dem Lattenzaun sah er eine verhüllte Gestalt, er ging auf sie zu und suchte durch die Stäbe ihre Hand zu fassen, die sie ihm nicht entzog.

„Der Herr war meinem verstorbenen Vater lieb," begann das Mädchen leise. „Es ist zum letzten Male, daß ich Sie sehe, und ich wollte Ihnen Lebewohl sagen." Sie stützte sich an den Zaun und weinte.

„Warum müssen Sie fort?"

„Ich habe Herrn Roncourt genöthigt mir zu bekennen, woher die Unterstützung kam, durch welche ich in der letzten Zeit hier erhalten wurde. Ich weiß jetzt, wie großmüthig der Herr an mir gehandelt hat, und ich danke Ihnen dafür von ganzer Seele. Aber das darf nicht so fortgehen. Dem Andenken an meinen Vater bin ich schuldig mir andere Unterkunft zu suchen. Es ist mir Aussicht auf eine Stelle gemacht, morgen früh reise ich mit der Frau eines Kaufmanns ab."

„Wohin?" frug der Jüngling wie betäubt.

„Fragen Sie nicht, Monsieur König, vergessen Sie mich; nein, denken Sie zuweilen an mich wie an eine Verstorbene; ich werde Ihrer Herzensgüte gedenken, solange ich lebe." — Er fühlte den bebenden Druck ihrer Finger, da zog er in der Bewegung ihre Hand durch den Zaun und küßte diese. Das gebeugte Mädchen richtete sich auf und sagte fast freudig: „Ich danke Ihnen für diesen letzten Gruß. Ich gelobe dem Herrn, wenn er in Zukunft jemals von mir erfährt, es soll demselben nicht leid thun, daß er einem Mädchen von meiner Lage die Hand geküßt hat." Sie zog ihr Tuch um sich, und kaum hörbar klang ihr Lebewohl, dann verschwand sie in der Dunkelheit; der Gefangene aber legte seine Hand an den Zaun, der ihn von ihr schied.

Auch dieses Band, welches ihn noch in der Garnison festhielt, war zerrissen. Er saß den Rest des Abends in dumpfem Schmerze auf seiner Bank und suchte sich mit dem Gedanken zu ermuthigen, daß solche Freundschaft auf die Länge doch nicht ohne Worte und Verkehr geblieben wäre. Und was hätte dann werden sollen? Erst in dem Weh, welches er nach der Trennung fühlte, wurde ihm bewußt, wie sehr sein Herz an der Verschwundenen hing. Als der Franzose wieder eintrat, machte er ihm heftige Vorwürfe, daß er gegen das Abkommen den Antheil des Jünglings an den Sendungen verrathen habe.

Roncourt stellte sich feierlich vor ihn hin: „Sie haben Grund, Monsieur König, mit mir unzufrieden zu sein, und wenn Sie

auf Genugthuung bestehen, so werde ich mich nicht weigern. Aber mir blieb keine Wahl, denn Demoiselle Friederike forderte die Mittheilung um ihrer Ehre willen, und sie hatte ein Recht dazu. Wenn Ihnen, dem jungen Manne, leid ist, daß sie geht, was soll ich, der Alte, sagen, der mit ihr fast Alles verliert, was seinem Leben eine Freude war? Sie hat mir den Vogel in Kost gegeben, wollte ihn aber nicht verschenken, denn sie meinte, er wäre ihr vor aller ihrer Habe lieb, und sie hoffe, mich und den Vogel noch einmal wiederzusehen. An den Trost muß ich mich halten."

Die Haft hatte einige Wochen gedauert, als der Feldwebel eilig den Gefangenen aufrief. „Mein Herr Bruder soll sogleich zum Major Vogt kommen; dieser ist aus dem Stabsquartier eingetroffen und ich denke, er bringt auch in deiner Sache die Sentenz." August gerieth in große Bewegung, der Ueberbringer seines Urtheils erschien ihm glückverheißend, dennoch bangte ihm jetzt vor der Entscheidung. Sein Empfang belehrte ihn, daß die Sorge nicht unbegründet war, denn der Major begann mit strenger Miene: „Ihr habt euch gegen euren Capitän schwer vergangen, ihr habt ihm ins Angesicht sein Verhalten ungerecht und unvernünftig gescholten, und habt euch, die Hand am Seitengewehr, der Verhaftung widersetzt. Wenn er darauf die blanke Waffe gebraucht hat, so habt ihr euch Glück zu wünschen, daß ihr nur mit einem leichten Hiebe davon gekommen seid, ein Anderer hätte euch schlimmer mitgespielt. Seine Hoheit der Markgraf haben mir befohlen euch diese Ordre vorzulesen: Der Freicorporal König hat künftig den Respect gegen seinen Capitän besser zu beobachten, widrigenfalls man ihn mit der empfindlichsten Strafe belegen wird. Für diesmal ist er wegen seiner Jugend und bewiesenen Application aus besonderer Gnade zu pardoniren, auch wieder in Dienst zu stellen. — Dankt unserem gütigen Chef," ermahnte der Major wieder gebieterisch, „wäret ihr in meiner Compagnie gewesen, es wäre euch viel schlechter ergangen."

„Hätte doch der Himmel gefügt, daß mir dieses Glück zu Theil geworden wäre," antwortete August, „der Dienst ist mir im letzten Jahre schwer gemacht worden."

„Harter Dienst erzieht eher zum Soldaten, als leicht gewonnene Zufriedenheit," sagte der Major. Dann fuhr er in anderem Tone fort: „Mit großem Bedauern habe ich den Tod eures Vaters vernommen, eure Anzeige fand ich erst in diesen Tagen bei meiner Rückkehr vor. Wäre der würdige Mann noch am Leben, und hätte er von diesem Streit mit eurem Hauptmann gehört, er würde euch mit den Worten ermahnt haben: Mein lieber Sohn, dein Hauptmann darf gegen dich nicht Unrecht behalten." Und er legte ihm väterlich seine Hand auf die Schulter.

Das warme Wohlwollen, welches hinter dieser Mahnung erkennbar wurde, gab dem Corporal den Muth, sein früheres Gesuch um Entlassung zu erwähnen und für jetzt wenigstens um Urlaub zu bitten. Da aber furchte sich die Stirn des Majors. „Ein solches Gesuch vermag ich nicht zu befürworten, auch ist die Zeit dafür übel gewählt. Es stehen Verwicklungen bevor, welche einem Soldaten verbieten, seine Fahne zu verlassen." Mit diesem Bescheide mußte August vorlieb nehmen. Als der Hauptmann einige Tage darauf in die Garnison zurückkehrte, frug er erstaunt den Corporal: „Wie? Seid ihr los? Was habt ihr für Strafe bekommen?"

„Der hohe Chef hat mich begnadigt." Da sagte der Hauptmann: „Haben gute Freunde diesmal bei Seiner Hoheit für euch gesprochen, so werde ich euch von heut ab auf den Dienst passen. Sobald ich die geringste Widersetzlichkeit merke, sollt ihr die Bekanntschaft mit meinem Degen in ganz anderer Weise machen als bisher."

Der Unterofficier schwieg und machte kehrt.

5.

Von Thorn nach Berlin.

Fritz hatte ausstudirt, war Magister geworden und hatte die Prüfung bestanden, welche ihn zur Uebernahme eines geistlichen Amtes berechtigte. Durch seine Professoren war er einem Grafen aus Hannover empfohlen, welcher am englischen Hofe lebte und einen Erzieher für seinen Sohn suchte; zum Winter sollte der neue Candidat mit der Familie des Grafen nach London abreisen, jetzt kehrte er in die Heimat zurück, froh der guten Aussichten für seine Zukunft.

Er fand die Mutter erkrankt. Seit dem Tode des geliebten Mannes war ihre Gesundheit erschüttert; die traurigen Nachrichten, welche sie von August erhielt, hatten ihr die letzte Kraft genommen. Weinend saß sie neben dem Sohne, der jetzt an Stelle des Gatten das Haupt der Familie werden sollte, und hielt gerade den Brief in der Hand, in welchem August von der Tyrannei des Hauptmanns und von seinem Arrest geschrieben, als Frau von Borsdorf eintrat. Auch diese hatte einen traurigen Brief in der Tasche und fand kaum höfliche Worte, um ihre Freude über die glückliche Heimkehr des Herrn Candidaten auszudrücken. Beide Mütter hatten einander lange das Unglück ihrer Kinder zu bergen gesucht, heut aber vermochte Dorchens Mutter mitfühlende Herzen nicht zu entbehren. Sie zog unter Thränen den Brief der Tochter hervor, Dorchen war nicht mehr bei ihren Verwandten, sondern hatte sich in der Stadt Thorn unter Vermittlung der Frau Bürger=

meisterin Zernecke bei redlichen Leuten eingemiethet. Dort aber war ihr Aufenthalt nicht sicherer geworden: die Stadt unter den Händen wilder polnischer Banden, in den Familien der Bekanntschaft Schrecken und Todesangst, so daß die Tochter flehentlich bat ihr nach der Heimat zurückzuhelfen. Als Frau von Borsdorf über dem Briefe die Hände rang, sagte Fritz: „Ich bin bereit zur Stelle abzureisen, um Fräulein Dorchen zu holen, wenn mir Frau von Borsdorf das Zutrauen schenkt und die liebe Mutter mir's gestattet. Den Rückweg nehme ich durch das Preußische, vielleicht vermag ich dem Bruder in irgend etwas zu helfen."

Frau von Borsdorf war allzu bewegt, um die schicklichen Einwendungen gegen das angebotene Opfer vorzubringen, sie nahm es mit gerührtem Danke an, auch der Mutter war willkommen, daß Fritz bei dem Bruder vorsprechen wollte, denn sie setzte bereits auf die Umsicht ihres Aeltesten ein festes Vertrauen. Und Fritz trat, nachdem er sich die nöthigen Pässe besorgt hatte, unter den Segenswünschen der Frauen die polnische Reise an.

An einem kalten Decembertage fuhr er über die lange Holzbrücke der Weichsel. Ueber ihm bargen dunkelgraue Wolken das Sonnenlicht, ein kalter Sturmwind heulte ihm aus den Steppen des Ostens entgegen, unten wälzte der Strom seine hochgeschwollenen Fluthen dem Meere zu, schäumte und gurgelte zornig an den Eisböcken und Pfählen der Brücke. Die vielthürmige Stadt vor ihm war mit Mauern und Bastionen umschanzt, aber die Erdwerke standen zerrissen, und die Mauern durchlöchert von der letzten Belagerung her, das Stadtthor war mit einer polnischen Wache besetzt, welche den Reisenden anherrschte und erst nach langem Aufenthalt einließ. Da Friedrich in den Straßen ein wirres Menschengedränge sah, stellte er sein Fuhrwerk in eine Herberge am Thor und ging, ohne sich aufzuhalten, vorwärts.

Er betrat eine ansehnliche Stadt, um ihn ragten hohe

Häuser, von denen viele alte Steinverzierung wiesen, und große Kirchen mit Strebepfeilern; es war viel fremdes Volk in den Gassen, verwegene Gestalten mit wirrem Haar in geflickten Pelzen; auch polnische Reiter in ihrer fremden Tracht schritten zu dreien oder vieren mit klirrendem Säbel stolz durch die Menge. Aber die deutschen Bürgersleute trieben auf der Straße verstört umher, alle mit finsteren Mienen, viele verhärmt und bleich; in den Hausthüren standen die Weiber bei einander und rangen die Hände, auch wohlgekleidete Männer gingen gebückt und scheu ihren Weg dahin. Den Fremden beachtete Niemand, ja, ihm schien es, als wenn Männer und Frauen die Blicke von ihm abwendeten. Er kam zu einer Unglücksstunde. War eine Pest ausgebrochen oder ein Feind in das Land gefallen? Lange sah er keinen ruhigen Mann, den er sich zu fragen traute. Ein Trupp polnischer Trabanten zog dem Markte zu, wilde Gesellen mit großen Schnauzbärten, in langen Pelzröcken, die Hellebarden in der Faust. Sie nahmen die ganze Breite der Straße ein, und er wurde an der Marktecke zur Mauer eines Hauses gedrängt, wo Rüstzeug durcheinander lag. Von da blickte er über den Platz; er war mit Gruppen schweigender Stadtleute gefüllt, die auf ein Gerüst von Bohlen und Bretern starrten, über welchem die Zimmerleute arbeiteten. Kein lautes deutsches Wort wurde gehört, zuweilen nur ein polnischer Zuruf der Arbeiter. Als er auf die steinerne Thürschwelle des Eckhauses trat, fand er die Thür halb geöffnet, und dahinter einen bejahrten Mann in Bürgertracht, auch diesen mit einem unheimlichen Ausdruck von Schrecken und Trauer. Da faßte er sich ein Herz und frug höflich nach der Wohnung des Herrn Rath Roesner. Als der Bürger deutsche Worte hörte, kam er aus dem Hausflur hervor, aber nach der Anrede sah er den Fragenden so überrascht und argwöhnisch an, daß Friedrich rief: „Um Gotteswillen, was geht hier vor? Ich bin ein Fremder, soeben angekommen, Sie sind der erste, den ich zu fragen wage."

„Sie sind ein Fremder?“ wiederholte der Mann grimmig, „und Sie wollen Herrn Rath Roesner besuchen? Warten Sie noch einen Tag, dann können Sie ihm von dieser Hausthür gerade ins Gesicht sehen, wenn er auf dem Gerüst kniet und sein Kopf von den Schultern fällt.“ Friedrich trat entsetzt zurück. Als der Bürger den Schrecken des Fremden sah, brach er klagend heraus: „Als noch Keiner wußte, was kommen würde, mir hat es geahnt, denn da oben“ — er wies über sich — „griff seine Hand nach dem Armensündergewand, und ich sah, wie er vor den Blutflecken schauderte.“ Dem Jüngling fuhr in seinem Schrecken die Ahnung durch die Seele, daß er vor dem Hause seiner Väter stand. „Wollen Sie gestatten, daß ich für kurze Zeit eintrete?“ bat er tonlos.

Der Hausherr schloß hinter ihm die Hausthür und öffnete seine Stube. „Setzen Sie sich,“ sagte er auf einen Lederstuhl weisend, „ich merke, auch Sie sind erschrocken. Sind Sie evangelisch?“ Friedrich nickte: „Ich bin Candidat der Theologie.“

„Und Sie wollten zu unserem Herrn Rath?“ frug der Wirth kopfschüttelnd weiter, „woher sind Sie denn, daß Sie das Unglück nicht wissen?“

„Ich komme auf geradem Wege aus Kursachsen.“

„Da kommen Sie zur rechten Stunde, um mit anzusehen, was Ihr Kurfürst, der bei uns König von Polen heißt, den Deutschen für ein Fest bereitet. Weil der Pöbel den polnischen Studenten die Fenster des Collegiums eingeschlagen hat, sollen morgen neun Bürger und Bürgerskinder geköpft und geviertheilt werden und dazu unsere beiden Herren Bürgermeister, den Polen und Pfaffen zur Satisfaction.“

Friedrich stand schweigend am Fenster, sah vor sich das Gerüst und die dunklen Gestalten darauf. Nach einer Weile begann er: „Wundern Sie sich nicht über mein Benehmen, Herr Hannus; mein Name ist König, und Vorfahren von mir haben in alter Zeit dies Haus besessen.“

„Kennen Sie meinen Namen,“ rief der Bürger erstaunt, „so ist mir auch der ihre nicht fremd, die Herren Consuln haben ihn genannt, und dieser Bekanntschaft wegen hat auch die Frau Bürgermeisterin das sächsische Fräulein bei uns in Kost gegeben.“

„Ist Fräulein Dorothee in Ihrem Hause?“ frug der Jüngling, und geschwunden waren im Nu der Zorn und die Trauer. Der Bürger wies über sich. „Sie wohnt oben, die Stube ist neu eingerichtet, auch ein Ofen ist darin.“

Fritz sprang die Treppe hinauf; er pochte an eine Thür und vernahm das „Herein“ einer Stimme, deren süßer Ton ihm in den Jahren der Trennung oft im Ohr geklungen hatte. Als er das geliebte Mädchen an dem alten Fenster mit Glasrauten sitzen sah bei einem Gebetbuche, blieb er auf der Schwelle stehen.

Dorchen fuhr in die Höhe und schaute die große Gestalt, ein rosiges Licht überzog ihre Wangen und sie hielt sich in freudigem Schreck an die Tischecke. Das war das Antlitz des Jugendfreundes, aber er war zum Mann geworden, die Züge fest, breit die Brust, sicher die Haltung und der Wuchs noch höher als sie sich gedacht. Als er sprach: „die Mutter schickt mich, das liebe Fräulein nach Hause zu holen,“ da brachen ihr die Thränen aus den Augen und sie flog ihm mit einem Freudenruf entgegen. In schnellem Tausch von Frage und Antwort suchten Beide ihrer Bewegung Herr zu werden, Fritz berichtete hastig von der Heimat und von der Trauer der Mutter, und während er sie an der Hand hielt, erzählte sie von allem Leid, das sie in schweren Jahren still getragen: von dem Unglück ihrer Cousine, welche krank und durch den rohen Gatten vernachlässigt allen Halt verloren hatte und in devoten Bußübungen Hilfe suchte, dann von dem wilden polnischen Haushalt, von der Unordnung und Vergeudung, und daß sie selbst bei allem Glanze, der sie umgab, doch durch die Verwandten hart wie eine Dienerin behandelt worden sei;

und zuletzt von dem Einzug eines zügellosen Trosses polnischer Edelleute in das Schloß und von ihrer Flucht. Es kam heraus, obgleich sie es zu verbergen suchte, daß man ihr die Zumuthung gestellt hatte, an den Gelagen theilzunehmen, welche mit gefälligen Frauen der Umgegend dicht neben den Zimmern der kranken Schloßherrin begangen wurden. Ein trunkener Haufe polnischer Junker war ihr eines Abends bis in die Stube der Kranken gefolgt, und sie hatte sich an dem Bett ihrer Cousine festgeklammert, um die Zudringlichen abzuwehren. Da war sie am nächsten Morgen, als noch Alles schlief, begleitet von einem deutschen Diener der Woywodin, aus dem Schlosse abgereist und hatte in der Stadt Zuflucht gesucht. Auch hierher hatten sie die Bekehrungsversuche der Geistlichen verfolgt, und der Rector des Collegiums war mehremal zu ihr gekommen und durch seine Ermahnungen beschwerlich geworden.

Dem Theologen wurde heiß bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher die Seele des Mädchens gewesen, und er frug zuerst: „Es ist den Fremden doch nicht gelungen, Zweifel in dem Gemüth des lieben Fräuleins zu erregen?“ Aber ihre Antwort beruhigte ihn: „Auch ich habe in dem Umgange mit Ihrem seligen Vater einen Schutz gewonnen.“

„Wie aber steht es mit Ihrer Sicherheit?“ fuhr Fritz in seiner Angst fort. „Hat der Pole Sie nicht als seine Verwandte zurückgefordert?“

„Ich habe es gefürchtet,“ antwortete Dorchen, „doch ist es nicht geschehen. Ehe ich aus dem Schlosse ging, flehte ich die Cousine fußfällig an, mich ohne Hinderniß ziehen zu lassen und bis zur Heimreise vor Verfolgung zu schützen. Das versprach mir die Arme in Wehmuth, ich verdanke wohl ihrer Fürbitte, daß man mich von dort her unbeachtet ließ.“ Und in überströmender Bewegung rief sie aus: „Wie ein Engel des Himmels erschien mir der Herr Candidat, als er in der Thür stand. Denn Tag und Nacht flehte ich um Rettung aus dieser Stätte des Unglücks. Hier im Hause habe ich

menschenfreundliche Pflege gefunden, aber jetzt ist auch hier Alles verstört." Fritz sah sich in dem Zimmer um. „Dies ist die Stube," sagte Dorchen leise, „dort an der Wand stand der Schrank mit dem blutigen Gewande, und ich habe mich oft des Abends gefürchtet, wenn ich hier allein saß."

Die Frau des Hausbesitzers trat herein, Fritz dankte ihr im Namen der Familie, und die Rede kam auf die Schrecken der Gegenwart.

Im Gasthofe, der mit polnischem Kriegsvolk gefüllt war, fand der Reisende mit Mühe ein Unterkommen. Der muthlose Wirth wies ihn ab und es bedurfte der Fürsprache eines entschlossenen Hausknechts: „Wir dürfen doch unsere Vettern aus dem Deutschen nicht wegen der polnischen Schnauzbärte wegjagen? Da ist noch das Stübchen neben dem Hamburger Kaufmann, die beiden können sich mit einander unterhalten." Auf diese Empfehlung wurde Fritz angenommen und fand in seinem Stubennachbar, der ihm an der Treppe entgegentrat, einen artigen jungen Mann, welcher über den jämmerlichen Zuständen die gute Laune nicht verloren hatte und höflich sagte: „Ich habe seither bedauert, daß hier keine Geschäfte zu machen waren, jetzt werde ich dafür durch die Ankunft des Herrn und das Vergnügen seiner Nachbarschaft entschädigt. Kann ich Ihnen in dieser verwirrten Stadt behilflich sein, so bin ich zu allen Diensten erbötig." Darauf stellten die Herren sich einander vor. Als der Hausknecht den Namen König hörte, wurde sein Gesicht noch schlauer, als es zuvor gewesen, er erklärte dem Gaste: „Dieser also ist Herr Buschmann, ich aber heiße Schlegel," und bewies ihm fortan in den kleinen Diensten des Hauses die größte Aufmerksamkeit.

Als Fritz das Fräulein wieder sah, sagte er: „Noch etwas Schweres habe ich mitzutheilen. Wenn die Sorge um Ihre Sicherheit es gestattet, so muß ich sogleich unsere Geistlichen aufsuchen und mich erbieten ihnen in ihrem heiligen Amte bei den Verurtheilten zur Seite zu stehen. Denn ich höre,

daß bereits Einige der Prediger in eigener Todesgefahr geflohen sind, und daß die übrigen durch die Jesuiten bedroht werden, weil sie von ihrer Pflicht nicht weichen wollen. Da wird ihnen vielleicht die Hilfe eines Landsmanns willkommen sein."

Dorchen wagte kein Wort des Widerspruchs, obwohl sie sich um die Gefahr des Jugendfreundes ängstigte, sie hüllte sich schnell in die Enveloppe und führte ihn zu ihrem Bekannten, dem Herrn Prediger Köhler. So stark war die Spannung dieser Tage und so verzweifelt die Stimmung, daß der ehrwürdige Herr dem Fremden, nachdem dieser sein Anerbieten gethan, weinend um den Hals fiel und ihn sogleich zur Begleitung aufforderte. Bis zur Nacht weilte Friedrich in den Zellen der Verurtheilten. Dann saß er still und bleich im Hause seiner Vorfahren, umgeben von der liebevollen Sorge der Hausgenossen. Als Dorchen in zärtlicher Besorgniß ihn bat, auch an sich selbst zu denken, sagte er: „Bedauern Sie mich nicht meines Amtes wegen, wünschen Sie mir Glück, denn ich habe heut Großes erlebt; bedauern Sie vielmehr uns alle darum, daß es ein deutscher Fürst und unser Landesherr ist, welcher dieses gräuliche und in der Christenheit unerhörte Bluturtheil gegen Deutsche hierher gesandt hat. Morgen früh aber bitte ich das Fräulein und unsere Gastfreunde die Fenster des alten Hauses zu verhängen, die Thür verschlossen zu halten und in einer Hinterstube für die Armen zu bitten, damit das Schreckliche von Ihren Augen fern bleibe."

Am nächsten Tage wurde zuerst Herr Consul Roesner im inneren Hofe des Rathhauses mit dem Schwert gerichtet, dann auf offenem Markt, grausam und unter Martern, neun Bürger und Bürgersöhne, von denen mehre an dem Tumult gar nicht betheiligt waren. Als Friedrich in der Schreckensstunde den Zug der polnischen Reiter sah, welcher das Schaffot umringte, das fremde Kriegsvolk an den Ecken des Marktes, und auf dem traurigen Gerüst die Unglücklichen im Armensünderkleide, da wirbelte in seinem Haupte Gegenwärtiges und Vergangenes,

was er vor sich sah und was einst an derselben Stätte geschehen war, wild durch einander. Waren es Fremde, die vor seinen Augen geopfert wurden, war es einer seiner Vorfahren, oder war er es selbst, der in Todesnoth stand? Die Schläge der Totenglocke klangen ihm wie ein Schreckenston, den er schon einmal in seiner Kindheit gehört. Und als einer der Verurtheilten, der im Preußischen geboren war und den er im Gefängniß besucht hatte, mitten in dem Totengebet mit heiserer Stimme murmelte: „unser König wird uns rächen," da wußte Friedrich auch, daß er die wilde Rede nicht zum ersten Mal hörte; schon früher vor langer Zeit, ob im Wachen oder im Traume, war der Ruf nach Rache in sein Leben gedrungen. Und ihm war, als ob alle Büßer im Armensünderkittel sich gegen ihn neigten und mit heiserer Stimme von ihm die Rache heischten. Lange stand er so, gepeinigt durch einen Sturm der Leidenschaft, und er faltete in der Bedrängniß die Hände. Da stieg das Bild seines verstorbenen Vaters vor ihm auf, er dachte an das klare, feste, liebevolle Wesen, neigte das Haupt und bat in der Weise des Vaters, daß der Himmel ihm seine Seele festigen möge gegen die Dämonen der Wuth und Rachsucht. —

Gern hätte Friedrich seine Jugendfreundin an demselben Tage hinweggeführt, aber der Fuhrmann verweigerte die Fahrt. In der Stadt waren die Häuser geschlossen, weil man eine Plünderung durch die Polen befürchtete, aus der Umgegend kamen Schreckensgerüchte von bewaffneten Banden, welche den Deutschen auflauern sollten. So wurde er gezwungen noch mehre Tage zu verweilen. Er sah in dieser Zeit den zweiten Bürgermeister, Herrn Zernecke, für den sich der Adel der Umgegend verwendet hatte und dessen Schicksal noch unsicher zwischen Leben und Tod schwebte; der milde, auf Alles gefaßte Herr fand einen Trost darin mit dem Landsmanne von dem traurigen Geschick seiner Stadt zu reden und von der unsichern Zukunft des polnischen Preußens an der Weichsel. In diesen Tagen war auch der Hamburger zuweilen ein willkommener Gesell-

schafter, er bewies sich als ein kaltblütiger und beherzter Mann, der mit Verachtung in die wilde Unordnung hineinsah und die Sorge um das eigene Behagen nicht vergaß. Er blieb dem Sachsen treu zur Seite und machte bei Gängen durch die Stadt gern den Führer.

Als der Hamburger erfuhr, daß Friedrich mit einem Fräulein, welches ihm anvertraut sei, nach Berlin abreisen wolle, sagte er warnend: „Möge der Herr nicht für anmaßend halten, wenn ich einwende, daß der Weg bis an die preußische Grenze noch keineswegs sicher ist. Die Polen sind wie aufgestörte Hornissen in Bewegung, und ein sächsischer Paß wird den Herrn nicht schützen. Derselbe braucht entweder eine polnische Eskorte oder einen Passirschein von den großen Woywoden der Gegend."

„Beides habe ich nicht," versetzte Fritz bekümmert, „ich muß es darauf ankommen lassen." Herr Buschmann schüttelte den Kopf: „Ich möchte dem Herrn nicht zudringlich erscheinen; doch da auch ich in das Deutsche zurückkehre, so wage ich den Vorschlag, daß wir die Reise bis Berlin miteinander machen und uns in die Kosten theilen; ich habe mir Passirscheine verschafft und meine Gegenwart könnte Sie vor Unannehmlichkeiten von Seiten der Polen bewahren."

Der Candidat empfand, daß er dafür dankbar sein müsse, und doch war ihm die Gesellschaft des Fremden durchaus nicht willkommen. Er entschuldigte sich deshalb höflich, daß er dem Fräulein die Entscheidung überlassen müsse. Als er zu Dorchen von dem Anerbieten sprach, nahm sie es eifriger an, als ihm lieb war. „Mir ist der Gedanke fürchterlich, daß Sie meinetwegen noch in Gefahr kommen könnten."

Als er aber den Tag vor der Abreise in das Hofthor trat, winkte ihm der Hausknecht nach dem Stall und begann, auf den Besen wie auf ein Scepter gestützt: „Herr Candidat König, Sie sind ein guter Mann, aber Ihr Bruder ist schlauer."

„Wie, Schlegel, du kennst meinen Bruder?“ frug Friedrich überrascht.

Der Knecht nickte. „Jetzt bin ich nur ein Schlegel, früher war ich der Böttcher selbst, und stand mit Ihrem Bruder in einer Compagnie. Ich bin der Veränderung wegen desertirt. Aber diese polnische Schlächterei gefällt mir nicht,“ — er spuckte zornig aus — „sogar die Henker sind hier betrunken. Und sollten Sie Ihren Bruder wiedersehen, so sagen Sie ihm: wenn mir der Hauptmann einen Pardonbrief schickt, so komme ich zur Compagnie zurück. Das ist mein Geschäft, ich aber wollte von dem Ihren reden. Ich habe Sie zu dem Hamburger gebracht, weil Sie von der richtigen Größe sind, und ich dem splendiden Herrn eine Freude verschaffen wollte. Als ich aber Ihren Namen hörte und von Ihrer Verwandtschaft mit Markgraf Albrecht, thaten Sie mir leid, obgleich Ihr Bruder auf mich geschossen hat.“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte Fritz ungeduldig.

„Das ist's ja eben, Ihr Bruder würde mich schon verstehen. Nämlich der dort oben ist kein Hamburger und heißt nicht Buschmann, sondern ist ein Edelmann und ein preußischer Werbeofficier, welcher Sie eingefangen hat. Leicht genug haben Sie es ihm gemacht.“

„Du kommst sogleich mit, ich werde ihm deine Aussage vorhalten.“

„Ich werde nicht kommen und Ihnen würde das auch nichts nützen,“ erklärte Böttcher. „Denn wenn Sie ihn hier abschütteln, was Sie ja leicht können, so reist er Ihnen nach und läßt Sie als Rekruten arretiren, sobald es ihm im Preußischen gelegen ist.“

„Und wenn ich nicht über Berlin zurückkehre?“

„Dann reist er Ihnen durch Polen nach, und Sie mögen sich verlassen, daß er auf dem Wege für sein Geld Helfer findet, welche Sie festnehmen.“

„Du unterstehst dich mit mir zu scherzen.“

„Nein," versetzte Böttcher, „Sie haben mehr als zwölf Zoll, da hört aller Spaß auf. Wer so groß ist, kommt nach Potsdam, das ist wie Amen in der Kirche, mag er ein Russe oder ein Engländer sein. Mich wundert's, daß Sie als Student den Werbern entlaufen sind."

„Sagst du mir das, um mich zu schrecken, so wisse, daß ich nicht furchtsam bin. Redest du in guter Absicht, so sprich kurz, wie die Gefahr zu meiden ist."

„Sie wollen durch das Preußische?" frug Böttcher.

„Ich habe ein Gesuch an den König."

Böttcher pfiff durch die Zähne: „Dies wird Knirpsen schon recht sein. Doch das ist Ihre Sache. Für diesen Fall ist meine Meinung: der Hamburger reist auf Werbung für einen mächtigen Mann, für den Fürsten Leopold von Dessau. Das weiß ich, weil er so unvorsichtig war, durch mich einen Brief an den Feldmarschall auf die Post zu schicken. Deshalb wird ihm viel daran liegen, Sie wohlbehalten in Berlin abzuliefern; denn wenn er Sie auf dem Wege dorthin bei einem Regiment festhalten läßt, so behält Sie das Regiment und ihm entgeht sein Fang. Darum meine ich, daß Sie bis Berlin, solange er Ihnen nicht mißtraut, durchaus nichts von ihm zu fürchten haben, zumal auch eine Demoiselle von Adel bei Ihnen ist. In Berlin aber dürfen Sie nicht in das Quartier gehen, zu dem er Ihnen rathen wird, sondern müssen einen Schutz suchen und Ihre Wege vor ihm verbergen. Ich kenne die Schliche, denn ich selbst war eine Zeitlang im Dienst eines Werbers, und ich weiß auch, daß die vom Regiment Schulenburg und Markgraf Albrecht, welche hier zunächst an der Grenze liegen, meinem Hamburger auf den Dienst lauern, weil er ihnen die größten Leute für den Dessauer wegfängt."

Fritz antwortete: „Laß mich eine Weile nachdenken." Er setzte sich auf eine Bank, und Böttcher fuhr mit dem Besen umher. Nicht lange und der Jüngling sprach aufstehend: „Deiner Rede glaube ich; deinem Vorschlag aber folge ich

nicht, und den Betrüger nehme ich nicht mit auf die Reise. Doch wenn du selbst in das Preußische zurückwillst und deinen Dienst hier sogleich aufgeben kannst, so führe ich dich bis Berlin als meinen Bedienten mit." Böttcher sah ihn groß an: „Sie sind doch klüger, als ich dachte. Jetzt lassen Sie mich überlegen. Fort von hier kann ich jeden Augenblick; gehe ich mit Ihnen, so weiß der Hamburger, daß ich ihn verrathen habe, er wird sich an mir rächen wollen und fängt er uns, so schlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe. Auf der anderen Seite freie Reise, außerdem guter Lohn, denke ich." Friedrich nickte. „Und Böttcher auf dem Bock des ersten Wagens und capabel, dem, der hinter uns fährt, einen Nebel vorzuhexen." Diese letzte Aussicht gefiel ihm am meisten. „Ich gehe mit, wenn Sie mich als Diener des Fräuleins in den Paß schreiben lassen und wenn Sie mir versprechen, Ihre Rechnung mit dem Hamburger erst morgen abzumachen, denn sonst könnte er mir noch heut etwas zu Leide thun." Das versprach Friedrich. Am nächsten Morgen früh bat er den Fremden in die Wirthsstube und sagte ihm leise, daß er Grund habe, ihn für einen preußischen Werbeofficier zu halten. Herr Buschmann war nur einen Augenblick betroffen, dann entgegnete er drohend: „Um meiner Sicherheit willen bestehe ich darauf zu erfahren, wer dem Herrn diesen Verdacht beigebracht hat."

„Nicht an dem Herrn Officier ist es mir zu drohen," antwortete Fritz. „Demselben ist bewußt, daß ein lautes Wort von mir ihm unter den Polen große Unannehmlichkeit bereiten kann. Ich fürchte, der Herr hatte die Absicht mich in einen Zustand zu versetzen, der für mich lebenslängliche Gefangenschaft wäre; ich darf Jemand, den ich unter den Fremden für meinen Landsmann halte, nicht in ein ähnliches Unglück bringen, und werde schweigen, wenn der Herr mich nicht zu Anderem nöthigt."

„Ich bin dem Monsieur König für diese Rücksicht verbunden,"

versetzte der falsche Buschmann mit höflichem Lächeln. „Auch ich habe Pflichten zu erfüllen gegen die Firma, für die ich reise, und bitte daran zu denken, wenn meine Bekanntschaft dem Herrn in Zukunft einmal zu einer unangenehmen Erinnerung werden sollte.“ Beide grüßten einander, Friedrich verließ den Gasthof. Vor dem Hause seiner Ahnen erwartete ihn der Reisewagen, in den durch Böttcher schon vor dem Morgengrau das Gepäck eingestaut war. Er hob das geliebte Mädchen in den Wagen, schüttelte dem Hauswirth die Hand, warf noch einen traurigen Blick über die alten Hausmauern und den Marktplatz, und fuhr zum Thore hinaus. Erst vor der Stadt stieg Böttcher, der sich in einen alten Lakaienmantel gehüllt hatte, beim Kutscher auf.

Auf dem Wege brauste der Sturm und flog der Schnee; hinter den Reisenden lag Verwüstung und Schrecken, vor ihnen das friedliche Leben der Heimat. Um Dorchens Mund spielte wieder das holde Lachen, welches einst dem Jugendgespielen so entzückend gewesen war, und der Candidat verlor viel von der feierlichen Strenge, die ihm unter den Polen auf der Stirn lag. Nie hätte Dorchen für möglich gehalten, daß der ernste Mann so zarter Sorgfalt fähig wäre, wenn er sie bat sich fester zu verhüllen, wenn er unablässig kleine Erfindungen machte, um den Schnee abzusperren, der sich das Eindringen durchaus nicht wehren ließ, und vollends, wenn sie Abends in die Herbergen kamen, in denen die Wirthsleute das Dorchen immer für die gnädige Frau hielten. Da bewies der Candidat so viel ritterliches Zartgefühl, daß Dorchen zuweilen ängstlich wurde, denn er brachte die Nacht jämmerlich zu, während sie selbst auf leidlichem Lager ausruhen konnte. Aber er war nicht allein gut, er war auch sehr gescheidt. Während er sie von Vielem unterhielt, was die Frauen damals nicht sehr kümmerte, über das polnische Wesen, welches dem Fräulein völlig verleidet war, und über das preußische, vor dem die Sachsin eine unbestimmte Scheu hatte, erschien ihr Alles, was er sagte,

großartig, und über Jedes hatte er seine eigenen Gedanken, so daß ein verständiges Mädchen sich gar nichts Besseres wünschen konnte, als immer mit ihm durch die Welt zu fahren. Es begegnete ihnen auch so wenig Aergerliches, als auf einer Reise nur möglich war. Einmal blieben sie in einer Schneewehe stecken, aber während der Fuhrmann eine Schaufel aus dem Wagen zog und den Weg zu räumen begann, stapfte Friedrich gleich einem Hünen den Schnee mit den Füßen nieder, so daß die Pferde hindurch konnten. Ein ander Mal brach ein Rad und der Wagen neigte zur Seite, so daß Dorchen aufschrie, da ergriff ihr Begleiter das Handbeil des Fuhrmanns, schlug im Nu einen Baumast ab und stemmte ihn mit Riesenkraft unter den Wagen. Und während der Fuhrmann nach dem nächsten Dorfe ritt, um ein Rad zu holen, und die Reisenden beim Zwielicht im Kieferwald festsaßen, wo viel Ursache war, sich vor Räubern zu ängstigen, da wußte der Candidat lustig zu erzählen, wie er auf der Leipziger Tour einmal im gefüllten Wagen umgeworfen war und die klagenden Frauen und Kinder aus dem Gewimmel im Korb des Wagens wie aus einem Bergwerk ans Tageslicht herausgezogen hatte, so daß gar keine Angst aufkommen konnte. Wurden die Reisenden ja einmal angehalten, so verhandelte der neue Diener mit dem ungefügen Volk in polnischer Sprache, er schrie noch lauter als die Angreifer und die stürmischen Ueberfälle endigten nach kleinen Geschenken in Versöhnung.

Fritz fuhr nicht in demselben guten Vertrauen, er sah öfter besorgt rückwärts und sprach leise mit dem Diener. Aber auch ihm wuchs die Zuversicht, als sie ungefährdet die preußische Grenze erreicht hatten und auf geradem Wege der Hauptstadt zurollten.

Bei der letzten Raststelle vor Berlin sagte Böttcher vertraulich: „Noch ist der Hamburger uns nicht vor, und ich glaube auch nicht, daß er eine andere Straße gewählt hat, denn dies ist der kürzeste Weg und der beste."

„Wahrscheinlich folgt er uns gar nicht,“ antwortete Fritz. Der Diener schüttelte den Kopf: „Sie sind ihm wohl tausend Thaler werth, dafür lohnt sich's den Weg zu machen.“

Sie waren noch nicht weit gefahren, als ein leichter Wagen sie überholte. Böttcher ließ den Fuhrmann in einem Gehölz halten und bat den Candidaten auszusteigen. „Das war der Officier,“ flüsterte er. „Er hat sich vermummt, ich erkannte ihn doch; er ist immer hinter uns her gewesen, jetzt, wo er uns zu haben meint, jagt er voraus. Er wird der Thorwache den Befehl geben uns festzuhalten, während Sie die Pässe vorzeigen. Wir aber fahren sogleich vom Wege ab und versuchen auf einer anderen Seite in die Stadt zu dringen. Hat er noch nicht Zeit gehabt uns bei allen Thoren anzumelden, so kommen wir durch. Auf jeden Fall bitte ich Sie mir hier meinen Lohn zu geben. Denn in der Stadt suche ich mir sogleich einen Schlupfwinkel.“

Der Wagen lenkte vom Wege ab und während Dorchen in freudiger Hoffnung auf die Rauchwolke sah, welche am klaren Winterhimmel über der großen Stadt schwebte, erwartete ihr Begleiter mit klopfendem Herzen die bevorstehende Einfahrt.

Der Schnee lag auf der Straße und die Wintersonne warf ihre kalten Strahlen darüber, als die Reisenden ohne Hinderniß in Berlin einfuhren. Fritz gab der Thorwache als Zweck der Reise ein Gesuch bei Seiner Majestät an und als Aufenthalt die Wohnung des sächsischen Geschäftsträgers, dessen Frau eine Verwandte Dorchens war und dieser die weitere Reise in die Heimat vermitteln sollte. Dem sächsischen Beamten theilte er die Gefahr mit, in welcher er schwebte, aber ihm wurde die verlegene Antwort: „Unsere Stellung ist jetzt in Berlin so schlecht, daß wir darauf gefaßt sind selbst abzureisen, und unsere Verwendung in dieser widerwärtigen Angelegenheit würde Ihnen mehr schaden als nützen.“ Da beschloß Fritz es darauf ankommen zu lassen. Er erhielt einen Diener zur Begleitung, der ihn vor das Schloß führen sollte, damit er dem König,

wenn dieser von der Wachtparade zurückkehre, sein Gesuch mündlich vortrage. Denn es war bekannt, daß König Friedrich Wilhelm zu dieser Stunde Bitten und Eingaben gern persönlich in Empfang nahm.

Fritz wartete am Schloß, er dachte, daß diese Stunde auch über sein eigenes Leben entscheiden könne, aber er war nach dem Schweren, was er erfahren, in einer so gehobenen Stimmung, daß in ihm kein Bangen aufkam, obgleich die Officiere der Portalwache ihn nicht aus den Augen ließen und leise mit einander sprachen. Endlich kam der König mit einem großen Gefolge von hohen Officieren heran und der Diener raunte dem Harrenden einige Namen zu. Der nächste beim König war der Fürst von Anhalt-Dessau. In demselben Augenblick trat ein Officier an den Dessauer, und Fritz erkannte den Werber von Thorn; der Fürst blieb im Gespräch mit dem Officier einige Schritt zurück und beide sahen nach dem Sachsen hin. Als der König den großen Mann am Schloßportale wahrnahm, ging er schnell auf ihn zu, hielt vor der tiefen Verbeugung an und maß ihn höchst wohlgefällig mit den Augen.

„Der Candidat der Theologie König aus Kursachsen wagt Eurer Majestät in tiefster Ehrfurcht zu nahen, um Urlaub für seinen Bruder zu erbitten, welcher als Freicorporal bei Markgraf-Albrecht steht.“ Der Fürst von Dessau kam heran. „Königliche Majestät, der Mann gehört mir, er hat sich in Polen meinem Werber durch die Flucht entzogen. Der Officier ist ihm nachgereist, um ihn zur Stelle zu recognosciren.“

„Der Officier spricht die Unwahrheit,“ antwortete Fritz mit lauter Stimme, „er hat mich nicht geworben und ich bin nicht vor ihm geflohen, sondern ich habe ihm vor meiner Abreise erklärt, daß ich wegen der hinterlistigen Täuschung, welche er vergebens an mir versucht hatte, seine Reisegesellschaft verschmähe.“

„Habt ihr von dem Officier Handgeld genommen?“ frug

der König, immer noch in die Betrachtung des großen Mannes vertieft.

„Es konnte zwischen uns von Handgeld nie die Rede sein," erwiederte Fritz, „da er in der Maske eines Hamburger Kaufmanns den Verkehr mit mir suchte."

„Dann also kommt der Mann dem Officier Eurer Durchlaucht nicht zu," entschied der König.

„Es war meine Absicht," versetzte der Fürst mit verhaltenem Unwillen, „Eurer Majestät diesen Mann für das Potsdamer Regiment vorzustellen."

„Das ist etwas Anderes," sprach der König. „Er hat mehr als zwölf Zoll, ich schätze ihn auf nahe an dreizehn. Legt ihm ein Gewehr in den Arm, damit wir die Höhe messen." Schnell wurde ein Gewehr herzugebracht und an den Leib des Sachsen gelegt. „Ich sagte ja, es sind fast dreizehn. Ich bin Eurer Durchlaucht sehr obligirt." Und der König wandte sich ab, um das Unangenehme, was jetzt kommen mußte, nicht zu sehen und zu hören, ganz ähnlich dem Knaben, welcher nach einem gelungenen Streiche sich der Verantwortung entziehen will.

Da merkte Friedrich, daß er von den Menschen verlassen in großer Gefahr stand, und rief laut hinter dem Könige her: „Gerechter Gott, Vater im Himmel, gib nicht zu, daß der König von Preußen in tyrannischem Gelüste dem hohen Amt der Gerechtigkeit untreu wird, gerade in der Zeit, wo Tausende bedrängter evangelischer Herzen auf ihn als ihren Erlöser aus den Gräueln der Verfolgung hoffen. Wenn der Feldherr, den du gerüstet hast zum Beschirmer des reinen Glaubens und der Gerechtigkeit, selbst zu einem ungerechten Tyrannen wird, welche Hoffnung bleibt dann noch den gequälten Opfern von Thorn?"

Er hob flehend die Arme gen Himmel; das Gewehr, welches sie an ihn gelegt hatten, fiel klirrend zu Boden.

„Höre ihn nicht, Herrgott!" rief der Dessauer, zornig

den Hut lüftend: „Er hat das Gewehr auf die Steine geschmissen."

Der König hatte bei der Beschwörung den Schritt gehemmt, er stand abgewandt und sah von der Seite auf den Bittenden. Jetzt kehrte er sich zu ihm und frug heftig: „Was schreit er hier von den Gequälten zu Thorn über den Platz?"

„Ich stand in meinem geistlichen Amt auf dem Blutgerüst bei den armen Märtyrern, welche gerichtet wurden, weil sie Deutsche und Evangelische waren, und vernahm die Seufzer, mit denen sie für ihre Zugehörigen den Schutz Eurer Majestät anriefen."

Der König sah ihn ungnädig an, aber der begeisterte Blick, welcher dem seinen begegnete, bändigte den Ausbruch des Zornes und er gebot dem diensthuenden Officier: „Behaltet ihn hier, ich will ihn allein sprechen."

Friedrich hatte nicht nöthig lange am Portal zu warten. Ein Kammerdiener kam heraus, maß mit den Augen die Größe, winkte ohne ein Wort zu sprechen, und führte durch einen Hof und langen Gang in ein Empfangzimmer. Gleich darauf trat der König ein, den Hut auf dem Haupte, den Stock in der Hand, offenbar nicht in guter Laune. Er trat vor den Bittsteller und stampfte mit dem Stock auf den Boden. „Er hätte auch nicht nöthig gehabt die Arme aufzuheben und den Himmel gegen mich um Hilfe anzurufen. Ich bin kein Tyrann, sondern ein christlicher König, der den Willen hat vor unserem Herrgott ein ehrlicher Mann zu bleiben, warum hat er geschrien wie ein Bärenhäuter?" Wieder stieß der König auf den Boden. „Warum graut ihm davor meinen Rock zu tragen?"

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich fühlte, daß man ungerecht und gewaltthätig gegen mich verfuhr. Und solche Gewaltthätigkeit, mit welcher ich in königlicher Gegenwart bedroht wurde, kränkte mich gerade deshalb in tiefster Seele, weil ich Eurer Majestät in wahrhafter Ehrfurcht und herzlichem Vertrauen genaht bin. Denn ich habe in der Stadt Thorn wohl

erkannt, daß Ew. Majestät die Zuflucht der Deutschen und Evangelischen sind, und die unglücklichen Männer, deren grausames Ende ich anschauen mußte, haben mich beauftragt, ihre letzten flehentlichen Bitten Ew. Majestät vorzutragen."

Da rief der König: „Es ist eine gräuliche und unerhörte Geschichte, und ich habe mir alle Mühe gegeben den Bürgermeister und die Anderen zu retten. Das Blut schreit zum Himmel. Aber der polnische König hat nicht mehr Macht als ein Dorfschulze. Es ist euer eigener Kurfürst," fuhr er wieder unwillig fort. „Wie sieht es jetzt in der Stadt aus? Liegen noch die polnischen Reiter darin?"

„Die Stadt und Umgegend ist mit Fußvolk angefüllt, die Soldaten sind bei den Evangelischen einquartiert und wirthschaften wie in Feindesland; in der Marienkirche, welche seither evangelisch war, hielten die Jesuiten Hochamt und sangen Jubellieder, daß die Ketzerei gedämpft sei. Auch der Rath wird zur Hälfte polnisch gemacht."

„Was habt ihr sonst in Thorn gesehen?" frug der König. „Erzählt geradeaus und ehrlich."

Friedrich begann seinen Bericht über die Standhaftigkeit und die letzten Stunden des Consuls Roesner und der übrigen Gerichteten. Der König setzte sich und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bis der Erzähler mit den Worten schloß: „Königliche Majestät, in diesen schrecklichen Tagen habe ich das Größte erlebt, was einem Diener des heiligen Amtes zu Theil werden kann, denn ich sah fromme deutsche Männer, welche mit Gottvertrauen muthig in einen elenden Tod gingen. Jeder von den zehn Gerichteten konnte sich Leben und Freiheit retten, wenn er seinen Glauben abschwor. Aber nur einer von elfen wurde schwach, die anderen zehn blieben treu bis zum Tode." Da faltete der König die Hände: „Was sagtet ihr vorhin über eine Hilfe, die sie von mir begehrt haben?"

„Mehre der Gerichteten hinterlassen Frau und Kinder in bitterer Noth, denn ihre Habe ist eingezogen und die Kinder

werden den Müttern entrissen, um in polnischer Weise erzogen zu werden. Da hofften die Sterbenden, daß Eure Majestät sich der armen Witwen und Waisen erbarmen werde, und ich versprach ihr demüthiges Flehen hierher zu tragen."

„Ich will versuchen ihnen zu helfen," antwortete Friedrich Wilhelm. „Sie sollen nach Preußen kommen. In meinem Lande befehle ich und die Leute gehorchen, aber selbst in meinem Lande vermag ich nicht immer zu thun, was ich will, denn auch hier muß ich mancherlei Rücksicht nehmen; und vollends dort draußen, wo Alles widerhaarig und feindselig ist. Ihr sagtet etwas von den letzten Worten des seligen Roesner. Was meinte er, als er klagte: der Bürgermeister büßt für sein eigenes Unrecht und für die Sünden der Vorfahren? War das richtiger evangelischer Glaube?"

„Sich selbst klagte Herr Consul Roesner darum an, weil er früher der polnischen Krone zu treu gedient und den Uebergriffen der Polen nicht immer Widerpart gehalten habe," entgegnete der Candidat. „Wenn der Verstorbene aber die Sünden der Vorfahren beklagte, so dachte er wohl an frühere Schicksale seiner Stadt. In alter Zeit wollte die Mehrzahl der Bürger von Thorn lieber zu Polen gehören als zu dem Ordensland Preußen. Damals hat die polnische Partei in der deutschen Stadt viele Mitbürger, weil sie zu Preußen hielten, in Bruderhaß auf dem Schaffot hingerichtet und die Stadt unter die Krone Polen gebracht. Jetzt haben die Polen den Nachkommen jener Alten dasselbe gethan, denn sie haben durch Hinrichtungen den Enkeln vergolten, daß die Ahnen einst ihre Köpfe der Krone Polen untergestellt hatten. Und in Thorn gibt es Leute, welche ausrechnen, daß es seit jener alten Hinrichtung der preußischen Partei jetzt gerade das siebente Glied ist, an welchem die Strafe vollzogen wird nach den Worten der Schrift. Solches Gericht des Herrn ist uns Menschen furchtbar und entsetzlich."

„Es wird auch an den Jesuitern und Niepozwalums heim=

gesucht werden bis ins siebente Glied," rief der König seinen Stock schüttelnd. „Woher wißt ihr aber, daß die Hingerichteten gerade Nachkommen jener alten Uebelthäter sind. Der Schuster Wunsch war ein geborener Brandenburger, wie kommt der dazu? Das riecht nach Prädestination."

„Der Tod traf die Armen nur, weil sie in der Stadt lebten, über welcher der Fluch hing," antwortete Friedrich traurig. „Gerade das, was Eure Majestät sagen, macht uns solch göttliches Strafgericht allzu hoch und schwer, und uns bleibt nichts übrig als demüthig zu rufen: des Herrn Wege sind nicht unsere Wege. Als die Angst über diese Strenge mir im Herzen riß, hat mich der Gedanke getröstet, daß unser Vater im Himmel dadurch die Menschen an die Pflicht mahnen will, altes Unrecht ihrer Vorfahren wieder gut zu machen, und daß er nur zuweilen an den Einzelnen schwere Vergeltung übt, um die Menge der Irrenden und Verstockten auf den rechten Weg zu weisen. Darum vertraue ich, er wird noch die Herzen der Könige lenken, und wird das unglückliche Thorn, welches ihn jetzt in der Noth anruft, nicht gänzlich den wilden Polen überlassen, sondern ihm die Rettung bereiten."

Während der Theologe in seiner Begeisterung sprach, ging eine Thür auf. Zwei halbwüchsige Knaben in Soldatenröcken traten ein und stellten sich militärisch auf. Der König schritt in großer Bewegung auf und ab, musterte aber doch im Vorübergehen die Knaben und gebot dem einen, indem er mit dem Stock seinen Rücken berührte: „gerade stehn!" Dann wandte er sich zu dem Fremden und begann in gütigem Tone: „Hast du dich um die Thorner gegrämt, so habe auch ich ihretwegen schlaflose Nächte gehabt und Gott angerufen, daß er da helfen möge, wo unser guter Wille nichts vermag." Er trat wieder dicht vor den Jüngling, sah an ihm hinauf und frug, ihm einen Knopf am Rocke drehend, vertraulich: „Warum willst du meinen blauen Rock nicht tragen?"

„Ew. Majestät, ich bin Theologe und mein Amt ist nicht

der Krieg, sondern Verkündigung der Lehre, welche gegeben ward, um Frieden auf die Erde zu bringen."

„Ich soll euch also ziehen lassen?" frug der König wieder unzufrieden. „Und was wollt ihr noch?"

„Ich flehe Ew. Majestät an, meinem Bruder Urlaub zu geben. Der Vater ist gestorben, die Mutter ist krank."

Der König ging einige Schritte und sah sich den Bittsteller wieder an. „Wie viel Kinder hat euer Vater hinterlassen?"

„Nur meinen Bruder und mich."

„Hat eure Mutter einen Sohn in meinem Dienste, so will ich ihr den zweiten nicht nehmen," entschied der König mit Selbstüberwindung. „Du sollst nicht von mir gehen und zu den Wolken schreien, daß ich ein Tyrann bin. Dein Bruder kann Urlaub haben, aber unter einer Bedingung: du bürgst mir dafür, daß er in meinen Dienst zurückkehrt, und du bürgst mir mit deinem eignen Leben. Kommt er nicht, so kommst du und trittst für ihn ein. Willst du mir das versprechen, so sollst du ihn haben."

Friedrich stand betroffen; er wußte, daß die Mutter daran dachte, den Sohn in ihrer Nähe zu bewahren, und er fürchtete auch stille Hoffnungen des Bruders durch sein Gelöbniß zu kreuzen.

„Kurz und gut," fuhr der König fort, „keine Bedingung und Ausrede; willst du als ein ehrlicher Mann versprechen: er oder du?"

„Ja," antwortete Friedrich leise.

Der König maß ihn noch einmal mit den Augen, öffnete schnell die Thür des Vorzimmers und rief dem Officier zu: „Der Freicorporal König von Markgraf-Albrecht hat von morgen Urlaub nach der Heimat; sorge dafür, daß dieser hier einen sichern Paß bekommt, seinen Bruder zu begleiten."

6.

Bei den Sachsen.

Als Friedrich mit dem Urlaub in das Quartier des Bruders trat, fiel August ihm gerührt um den Hals. „Du hast mir deine brüderliche Liebe erwiesen, wie der Vater wollte; wird auch für mich eine Gelegenheit kommen, dir dafür zu danken?" „Vielleicht kommt die Zeit, wo einem von uns ein weit größeres Opfer zugemuthet wird," antwortete Fritz, welcher an Dorchen dachte. Es wurde eine frohe Heimfahrt für Beide. Die als Knaben geschieden waren, fanden einander in männlichem Jugendmuth wieder, und jeder freute sich über die Tüchtigkeit des andern. Auch die Mutter genoß, als die Brüder Hand in Hand vor ihr standen, zum ersten Male seit dem Tode des Gatten ein großes Glück. Aber nur wenige Tage durfte Fritz bei der Mutter weilen, die Reise hatte seine Ferienzeit völlig in Anspruch genommen, er mußte aufbrechen, um seinen neuen Zögling in Empfang zu nehmen und nach England zu geleiten. Als er schied, war Dorothee noch nicht aus Berlin angekommen und Fritz sagte sich vergebens zum Troste, daß ihm dies lieb sein müsse.

In der zärtlichen Pflege der Mutter suchte August sich die Gedanken an das freudenlose Leben der Zukunft fern zu halten. Aber bald wurde er durch Gerüchte und durch die Zeitungen daran gemahnt. Die Ereignisse zu Thorn und der tiefe Unwille Friedrich Wilhelms hatten zwischen dem preußischen und polnischen Hofe so große Feindseligkeit aufgeregt, daß ein krie=

gerischer Zusammenstoß zu erwarten war. Die sächsischen Truppen wurden eilig vermehrt, der Verkehr an der Grenze stockte, die Behörden der beiden Länder verweigerten einander bereits die gewöhnliche Aushilfe und Unterstützung. August wurde von den sächsischen Officieren, die er zufällig traf, mit kalter Nichtachtung behandelt, und erkannte mit Schrecken, daß die Frage an ihn herantrat, ob er gegen sein Vaterland in das Feld ziehen dürfe. Er schrieb, ohne der Mutter von seiner inneren Unsicherheit etwas zu sagen, deshalb an den Bruder nach London. Doch bevor die Antwort einlief, kam sein Vormund angefahren, und mit ihm ein Hauptmann von Wölfert aus einer nahen sächsischen Garnison. Der Vormund erklärte, es sei unmöglich, daß in solcher Zeit sein Mündel in preußischen Dienst zurückkehre, und der Hauptmann setzte hinzu: er habe den Fall seinem Obersten vorgetragen, Monsieur König könne sogleich in dem sächsischen Regiment als Fähnrich eintreten, um nach einem Jahr Lieutenant zu werden. August weigerte sich standhaft, obgleich die Mutter die Hände rang und ihm zurief, es werde ihr Tod sein, wenn er wieder in die ägyptische Dienstbarkeit ziehe. Endlich entschied der Vormund: „Wenn mein Herr Neffe sich durch ein Versprechen, welches sein Bruder unter ganz anderen Verhältnissen gegeben hat, verpflichtet hält, in dem Dienst einer feindseligen Macht zu beharren, so würde als letztes Mittel übrig bleiben, ein allerhöchstes Verbot gegen die Rückkehr zu veranlassen. Doch bevor dies Aeußerste unternommen wird, ist der nächste Weg der beste, daß mein Herr Neffe unter Angabe der patriotischen Gründe um seine Entlassung aus dem preußischen Dienst einkomme. Ist diese früher verweigert worden, so ist jetzt die Lage der Sache eine ganz andere, auch den Herren Preußen kann nichts daran liegen, einen Sachsen wider seinen Willen bei der Fahne festzuhalten."

Wenige Tage darauf erhielt August die Antwort des Bruders: „Da der Wille unserer lieben Mutter und dein Pflichtgefühl für die sächsische Heimat auf der einen Seite stehen,

auf der anderen das Versprechen deiner Rückkehr, so darfst du durch die Bitte um Entlassung allerdings versuchen, des preußischen Dienstes ledig zu werden. Wird dir der Abschied verweigert, so müßte einer von uns beiden sich zur Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm stellen." Dies entschied. Der Corporal sandte zum zweiten Mal sein Abschiedsgesuch an die Compagnie, und schrieb zu gleicher Zeit einen beweglichen Brief an seinen Gönner, den Major Vogt. Er selbst erwartete wenig von diesem Versuche und bereitete sich zur Abreise. Und als er nach mehren Wochen die Antwort aus dem Stabsquartier erhielt, pochte ihm das Herz. Aber glückselig las er den Inhalt, denn der Major schrieb, daß sein hoher Chef, der Markgraf, die Berechtigung dieses Abschiedsgesuches anerkannt und die Entlassung verfügt habe. Der Entlassungsschein sei bereits ausgefertigt, nach Berlin zur höchsten Kenntnißnahme gesandt und werde dem Bittsteller demnächst zugehen. Darauf wünschte ihm der Major höflich Glück zur Lösung seines Dienstverhältnisses und sprach den Wunsch aus, daß er in seiner Heimat sich als braver Officier bewähren möge.

Befreit von der Last, die ihn lange bedrückt, athmete August auf. Er fuhr mit dem Schreiben in die Garnison des Herrn von Wölfert, empfing Glückwünsche und wurde sogleich zum Obersten geführt. Auch dieser nahm ihn zuvorkommend auf und sagte: „Auf Grund dieses Briefes, dessen Handschrift und Schreiber mir wohlbekannt sind, können Sie zur Stelle in mein Regiment eintreten."

„Doch habe ich den Entlassungsschein noch nicht in Händen," wandte August ein.

„Der Brief genügt," versetzte der Oberst. „Uebrigens darf es nicht von dem Belieben eines fremden Monarchen abhängen, ob ein Sachse in das Heer seines Vaterlandes eintreten soll oder nicht. Und ich rathe Ihnen nicht zu zögern, denn unsere Augmentation wird in Kurzem beendigt sein und der Aufschub könnte Ihnen die Stelle unsicher machen, die Zusendung des

Entlassungsscheins erfolgt bei den gegenwärtigen gespannten Verhältnissen vielleicht erst nach langer Zeit."

So wurde August Fähnrich in einer Compagnie des Leibregiments. Die beglückte Mutter rühmte jetzt, daß ihre Verwandten dies für ihn durchgesetzt hatten, und erzählte, wie Tanten und Bäschen deshalb beim Stabe und in Dresden hin- und hergelaufen waren, er vernahm auch, daß Herr von Mickau mit der Mutter vertraulich einige artige Geschenke besprach: seidene Roben und einen Satz von dem neuen meißner Porzellan, welche an Gönnerinnen in der Hauptstadt als Recompens gesendet wurden. In seiner Freude sorgte er wenig darum. Sein Dienst wurde ihm leicht, er war durch die preußische Schule fest geworden und fand sich schnell in das Abweichende des Commandos und der militärischen Einrichtungen. Die Mehrzahl seiner Kameraden hatte nicht mehr Schulweisheit zur Fahne gebracht als die preußischen, aber sie waren bequemer im Verkehr. Er stand jetzt in größerer Garnison und hatte Gelegenheit auch im Gespräch mit unterrichteten Civilisten seine Bildung zu erweisen und gescheidte Urtheile zu hören. Der Familie wegen empfing er Freundlichkeit selbst von Unbekannten, und wenn er seinen gegenwärtigen Zustand mit der Oede und Verlassenheit der preußischen Garnison verglich, so kam er sich vor wie in einer besseren Welt.

Als er einst mit solchen Gedanken auf der Straße ging, sah er an einer Hausthür einen kleinen Mann stehen im Schlafrock, mit röthlicher Nase und kluger Miene. Der Kleine betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung: „Welche Freude, Herr Fähnrich, daß ich Sie hier wieder finde." Das Gesicht des Fähnrichs zog sich drohend zusammen, er erkannte denselben Magister, der früher als Pasquillant der Familie schwere Tage bereitet hatte, und wollte mit kaltem Dank vorübergehen. Aber der Kleine vertrat ihm flehend den Weg. „Obwohl mir bewußt ist, daß Sie mich ohne Vorliebe regar-

diren wegen eines alten unbegründeten Verdachtes, so muß ich Ihnen doch sagen, da ich Sie jetzt als Herrn Officier vor mir sehe, daß auch ich mit großer Bekümmerniß den Verlust Ihres hochverehrten Vaters vernommen habe; er war ein Mann ganz nach dem Herzen aller Edlen, und ich sehe und vernehme mit Freuden, daß sein Herr Sohn ihm nachgeartet ist."

„Ich danke Ihnen, Herr Magister," antwortete August von oben herab.

„Gehen Sie nicht so stolz vorüber, verehrter Herr Landsmann," bat der Kleine, „erweisen Sie mir nur auf einen Augenblick die Ehre einzutreten, damit ich des schmerzlichen Gefühls enthoben werde, daß dieselben ungünstig von mir denken; denn ich habe Sie bereits gekannt, als Sie Ihr erstes rothes Röckchen trugen. Denken Sie noch daran, wie ich Sie damals in aufrichtiger Schätzung Ihrer Familie mit einer Düte Pfeffernüsse regalirte? heute bitte ich um Erlaubniß Ihnen mit einem Glase eigenen Wachsthums aufzuwarten." — „Ich kann mich nicht aufhalten, Herr Magister."

„Nur im Stehen," bat der Magister.

Der Fähnrich blieb in dem Flur, der Magister brachte ihm mit Verbeugungen eine Kanne Landwein zugetragen, und erzählte, während der Gast das Glas in der Hand hielt, daß seine Frau in dieser Stadt einen sehr reichen Onkel beerbt habe, und daß er jetzt als wohlhabender Hausbesitzer die Ernte des eigenen Weinbergs an gute Freunde ausschenke. „Doch," fügte er mit einem trüben Blick nach dem Innern des Hauses hinzu, „nicht alle Götter lächeln dem Sterblichen freundlich zu; wer von Minerva und den Musen Gunst erfährt, wird vielleicht von Venus und Juno kurz gehalten." Eine scharfe Frauenstimme aus der Tiefe des Kellers rief seinen Namen und fügte einige Scheltworte hinzu. „Mehr Juno als Venus," sagte er wehmüthig und wies mit dem Daumen nach der Tiefe.

Seit dieser Begegnung hatte August zuweilen Mühe sich der Verehrung des Magisters zu entziehen, zumal wenn er

des Nachmittags beim Hause vorbeikam, wo der Kleine durch die Gunst solcher Götter, mit denen er auf gutem Fuße stand, in einen gehobenen und redseligen Zustand versetzt war. Es ergab sich bald, daß der Magister eine besondere Vorliebe für kriegerisches Wesen hatte. So oft die Trommler durch die Straßen schritten und die Wache aufzog, stand er an der Thür. „Cäsar hatte wenig Haupthaar," sagte er zu dem Fähnrich, seine eigene Perücke hin und herziehend, „und Prinz Eugen ist nicht hoch von Wuchs; auch ich habe seit meiner Jugend zu nichts so große Neigung gehabt als zum Amt eines Obersten oder Generals. Glauben Sie, hochverehrter Herr Fähnrich, es gibt für einen Mann keine größere Lust als zu kommandiren: schießt mir dorthin oder jagt mir den aus der Stadt, Himmeldonnerwetter! puff! und nieder mit ihnen! Das war mein Beruf, und vertraulich zu reden, ich habe noch Stunden, wo ich meiner Juno einen Possen spielen und mich unter die Fahnen des Kriegsgottes stellen möchte."

„Ich kann's nicht rathen, Herr Magister," antwortete August. „Bevor Sie soweit kommen, daß die Lictoren mit den Ruthenbündeln vor Ihnen herschreiten, müssen Sie sich erst der Gefahr unterziehen, selbst Spießruthen zu laufen." — „Das schreckt mich nicht," versetzte der Gelehrte geheimnißvoll, „auch in Bürgerhäusern gibt es Besen, welche widerwärtig streichen."

Als August eines Abends in sein Quartier kam, fand er auf der Hausschwelle eine kleine Gestalt sitzen, welche sich mit dem Taschentuch schneuzte und dann die Hände zum Himmel hob.

„Was thun Sie hier, Herr Magister?" frug er verwundert. Der kleine Mann fuhr in die Höhe und sprach schluchzend: „Ich melde mich!" — „Wozu, Herr Magister?" Der Kleine griff wieder nach seinem Taschentuch. „Ich halte es nicht länger aus. Die öfter erwähnte Juno verdient es nicht besser. Ich melde mich als Rekrut bei Ihrer Compagnie!"

August lachte. „Beschlafen Sie's, Herr Magister." Aber der unzufriedene Gatte faßte ihn am Aermel und erklärte

heftig: er wisse wohl, was er sage, er wolle jetzt werden, was ihm immer im Sinne gelegen, denn zu Hause halte er es nicht aus, und er wolle in die Compagnie zu Herrn König treten. — August sagte, um ihn zu beruhigen: „In der Finsterniß kann Ihre Annahme nicht stattfinden, machen Sie mir morgen früh die Freude auf ein Schälchen Thee mein Gast zu sein." Am andern Morgen lud August den Premierlieutenant zu sich und beide harrten des Magisters. Dieser stellte sich pünktlich ein, setzte sich ernsthaft zu seiner Tasse nieder und als August die Verhandlung mit der Frage einleitete: „Wissen Sie auch, Herr Magister, daß Sie sich gestern bei mir zum Rekruten gemeldet haben?" da erklärte der Verzweifelte nüchtern und bestimmt, daß er das sehr wohl wisse und daß er auf seinem Willen bestehe. August hielt ihm vor, wie wunderlich es sei, daß er Frau und Hausstand aufgebe, der Magister aber sprach sich über alles civile Leben, ja sogar über das Glück der Ehe verächtlich aus und behauptete, wenn der Herr Fähnrich, für den er besondere Affection empfinde, ihn nicht annehme, so gehe er von hier sofort zu einer andern Compagnie. Die Officiere sahen einander an. „Wohlan," sprach der Fähnrich aufstehend, „wenn Sie es so haben wollen, so muß ich Ihr Verlangen erfüllen und Sie bei meinem Capitän melden." — Gerade das wollte der Magister. „Habe ich Sie aber gemeldet, so werden Sie erfahren, daß wir keine lustigen Zechbrüder sind, welche mit sich spielen lassen." Auch das wußte der Gelehrte, und er bat den Fähnrich und den Lieutenant sogleich sein Versprechen in ihre Hand zu empfangen, damit die Sache endlich die erforderliche Festigkeit erhalte. August meldete dem Capitän den Handel und dieser gab erfreut den Befehl, am nächsten Morgen den Rekruten zu ihm zu führen.

Den Tag darauf ging August in das Haus des Magisters und da dieser noch schlief, trat er auf die Schwelle des Schlafzimmers und gebot: „Der Rekrut, Magister Blasius, soll aufstehen und zum Capitän kommen!"

Hinter der Gardine bewegte sich's, der Magister steckte den Kopf heraus: „Hören Sie, Herr Fähnrich, ich habe nicht geglaubt, daß es so eilen würde. Entschuldigen Sie gütigst, ich kann heut nicht mitkommen." Zugleich erhob eine weibliche Stimme sehr heftige Beschwörung mit vielen Scheltworten. Der Fähnrich behauptete seinen Ernst, frug den Magister, ob er gesonnen sei, gutwillig mitzukommen oder nicht, und als der Magister erklärte: „Heut kann ich wirklich nicht", schickte August nach der Wache. Im Hause entstand Geschrei und Wehklagen, eilig wurde der vornehme Bruder, Doctor der Rechte und angesehener Beamter, zu Hilfe geholt. Dieser kam zugleich mit der Wache und wollte den Fähnrich über die Nichtigkeit seiner Ansprüche verständigen, August aber wies ihn kurz ab: „Ich bitte, daß Sie mir in meinem Beruf keine Collegien lesen, verfahre ich unrecht, so wissen Sie, wo ich zu belangen bin." Da zog sich der Doctor schleunig zurück, der Magister aber stand im Nachtkleide festgehalten durch die Arme seiner Gattin, welche ihn in heller Verzweiflung vor der Kriegsmacht schützen wollte. Erst das Geklirr der eintretenden Wache befreite den kleinen Herrn, der sich jetzt gutwillig zum Abgang rüstete, unterwegs seinen Soldatenmuth wiederfand und auf die zornige Frage des Fähnrichs, ob er das Regiment zum Narren habe, versicherte, daß ihm das kräftige Verfahren gerade Recht sei, seine Frau brauche nicht zu wissen, daß er aus eigener Neigung Militär werden wolle. So wurde er zum Hauptmann geführt, legte dort bereitwillig den Eid der Treue ab, schrieb eigenhändig seinen Namen in die Stammliste und erhielt sogleich Urlaub und das Recht bis auf weitere Ordre zu der Gattin und seinem Hauswesen zurückzukehren.

Während aber August mit sich wohlzufrieden war, flüsterte und summte es durch die ganze Stadt, und nach der Residenz liefen bogenlange Beschwerden. Der Bruder des Magisters erklärte laut, er werde den Schimpf, welcher der Familie angethan sei, nicht ruhig ertragen und wenn es ihn das halbe

Vermögen kosten solle. Seine Klagen, und, wie die Officiere behaupteten, wohlangebrachte Geschenke, hatten auch Erfolg, denn ein geheimer Kriegsrath fuhr als Mustercommissar des Regiments mit einer Commission von Officieren und Beamten in die Garnison ein.

Als der Fähnrich vor die Commission gefordert wurde, wollte der Vorsitzende zuerst von ihm wissen, aus welchem Grunde der Hauptmann den kleinen, alten, offenbar unbrauchbaren Magister angenommen habe. August fühlte sich durch den Verdacht, welcher der Frage zu Grunde lag, in der Seele seines Vorgesetzten bitter gekränkt und entgegnete: „Ich muß einer hohen Commission die Antwort auf diese Frage verweigern, weil die Frage ganz unmilitärisch ist, denn dem Soldaten steht es durchaus nicht zu, einen Vorgesetzten nach dem Beweggrund seiner Handlungen zu fragen." Und als der Rath auf's Neue drängte: „Sie sollen nur Ihre Meinung zu Protokoll geben, die Sie sich jedenfalls gebildet haben," da versetzte der Fähnrich: „Meine Meinung zn sagen wäre ich vollends nicht verpflichtet. Doch bin ich bereit zu erklären, was ich selbst in ähnlicher Lage thun würde. Wenn eine Person wie der Herr Magister sich bei mir, als dem Hauptmann, freiwillig meldet, so werde ich sie annehmen zum Nutzen des Regiments und des königlichen Dienstes, auch wenn ich sie für völlig unbrauchbar halte. Denn da ich weiß, daß dem Eingeschriebenen selbst sein Wunsch bald verleidet wird, und seine Anverwandten ihn in keinem Fall beim Regiment lassen, so bin ich sicher, als Ersatz für ihn einen brauchbaren Mann zu empfangen. Jeder Capitän aber ist durch seinen Eid verpflichtet, die Compagnie für des Königs Majestät vollzählig und in gutem Stande zu erhalten."

Dagegen wußte der Vorsitzende nichts einzuwenden, aber er bedräute jetzt den Fähnrich selbst: „Wie durften Sie sich unterstehen, einen verheirateten Mann von Condition aus dem Bette zu holen? Ist Ihnen nicht bewußt, daß der Magister

als graduirter Gelehrter einen höheren Rang hat als Sie selbst?“ Auf solche Fragen verlor August die Geduld: „Wenn ein graduirter Mann sich durch Handgelöbniß verbunden hat, als Soldat einzutreten, so hole ich ihn, sobald mein Hauptmann es befiehlt, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, aus dem Bett oder aus der Kirche, ohne zu fragen, wie vornehm er ist. Und wenn es der Herr geheime Kriegsrath selbst wäre, ich würde Sie holen und im Fall des Widerstandes arretiren. Und ich bitte meine Rede Wort für Wort ins Protokoll zu schreiben.“

Da hob der Vorsitzende empört die Hände zum Himmel, und der Fähnrich wurde mit starken Vorhaltungen über sein dreistes und zu Gewaltthaten geneigtes Wesen aus dem Verhör entlassen. Doch ein alter Oberstlieutenant von der Commission folgte ihm in das Vorzimmer und reichte ihm dort die Hand. Vom Obersten erhielt er kurz darauf einen langen schriftlichen Verweis wegen seines heftigen und keineswegs respectuösen Benehmens, unter der Hand aber die Versicherung, man sei beim Stabe ganz mit ihm zufrieden; sodaß er merkte, der Dienst werde hier anders gehandhabt als im Preußischen. Der Magister empfing, ohne einen Ersatzmann zu stellen, seinen ehrlichen Abschied. Und er blickte seitdem scheu und betrübt zu dem Fähnrich auf, wenn dieser stolz an ihm vorüberging.

Nur Eines war wunderlich, der Entlassungsschein aus dem Preußischen kam nicht. August hatte sogleich nach der Anzeige des Majors dem Bruder geschrieben, daß er den Abschied erhalten, ihm war damals gar nicht eingefallen, daß sich noch ein Hinderniß erheben könne, weil er wußte, daß Annahme und Entlassung der Unterofficiere vom Chef des Regiments allein abhing. Jetzt stiegen ihm Zweifel auf.

Aber er vergaß seine Bedenken über einem frohen Ereigniß. Das Regiment wurde nach Dresden commandirt, um die Besatzung der befestigten Residenz zu verstärken. August freute sich während des Marsches, wie alle jungen Officiere auf das

großartige Leben, doch merkte er nach der Ankunft schon in den ersten Tagen, daß ein Fähnrich, der nicht aus vornehmer Familie war oder sorglos Geld ausgab, nur von der Straße den Glanz und die Herrlichkeit betrachten durfte. Und der Dienst in seiner Compagnie wurde beschwerlicher, denn der neue Premierlieutenant war ein junger Graf, der gar nicht beim Regimente stand, sondern die Uniform auf seinen Reisen trug, und der Lieutenant war Sohn eines Herrn vom Hofe und blieb die meisten Abende der Woche vom Dienst dispensirt.

Doch auch August sollte der Wunder theilhaftig werden, womit die prächtige Stadt damals den Zugereisten überraschte. Als er einst in der Nähe des Schlosses das Gewühl reichbekleideter Spaziergänger betrachtete, die Portechaisen, in welchen vornehme Damen von riesigen Haiducken getragen wurden, vergoldete Carossen, edle Pferde in prächtigem Geschirr, die Kutscher in Tressenlivree auf hohem Bock und auf dem Trittbret hängende Lakaien, da fuhr ein vornehmer Wagen vorüber, in welchem zwei Frauen saßen, und eine von den beiden glich der Tochter seines alten Hauptmanns. „Es war nur eine Aehnlichkeit," sagte sich August während ihm das Blut zum Herzen schoß; da sah er, als der Wagen um die Ecke rollte, daß eine kleine Hand zum Fenster herauswinkte. Er eilte nach, aber er vermochte die schnellen Pferde nicht einzuholen. War es ein Zufall oder war es ein Gruß, und war Friederike zu einer Dame geworden, welche in der Carosse fuhr? Ihm wurde siedend heiß. Vergebens suchte er sich auf das Aussehen der anderen Frau zu erinnern, ihm kam vor, als sei sie sehr jung gewesen; auch von dem Wagen und den Pferden wußte er nichts Ungewöhnliches anzugeben. Es nutzte ihm nichts, daß er die nächsten Tage in jeder Freistunde durch die Straßen irrte und argwöhnisch in jeden Wagen blickte. Er sah das geliebte Mädchen nicht wieder.

Als August am ersten Tage des nächsten Monats sein Traktament geholt hatte und in sein kleines Quartier zurück-

kehrte, fand er in der Stube ein Packet, welches ein fremder Mann für ihn abgegeben, und darin zwei bunte Porzellanfiguren, Schäfer und Schäferin, von denen jede zierlich auf einem Felsen saß. Er hatte bis dahin der neuen Erfindung keine Beachtung gegönnt, aber er wußte doch, daß die Figuren eine kostbare Zuwendung waren. Natürlich dachte er sogleich an Friederike. Sollte dies eine Gegengabe für den Stieglitz sein? Aber er verwarf den Gedanken sogleich wieder; nach Allem, was er von ihr wußte, sah ihr dies seltsame Geschenk nicht ähnlich. Er stellte die Figuren auf die bunte Kattundecke der Commode, wo sie neben dem Tabakskasten und den Thonpfeifen standen, wie aus dem Feenland in das gemeine Menschenleben verschlagen.

Doch bei dieser Spende blieb es nicht; am ersten des folgenden Monats wurde wieder etwas abgegeben, diesmal eine Puderquaste mit goldenem Griff; nach gleicher Zwischenzeit erschien eine Bonbonnière mit süßem Inhalt und dabei lag ein Zettel, auf welchem mit grober Hand geschrieben war: „Du hast dich, wo es Noth, zu geben bald beflissen. Empfange jetzt den Dank, vertrau' trotz Hindernissen."

Das konnte von niemand Anderem kommen als von der Tochter des Hauptmanns; aber nach der ersten Freude kam ihm wieder die Verwunderung, und er zürnte sich selbst wegen des geheimen Mißbehagens, das er empfand.

Unterdeß wurde er auch während des Dienstes durch kleine Abenteuer in Anspruch genommen. Sein Regiment gab die Wache, er visitirte vor dem Quartier des Capitäns die Parade der Compagnie und marschirte mit der Mannschaft nach dem Pirnaischen Thore ab. Auf dem Wege wurde er selbst durch seinen Obersten aufgehalten. Wie er zur Wache kam, hatte der Unterofficier bereits die Vergatterung geschlossen, durch welche das Thor während der Ablösung für den Verkehr gesperrt ward, und eine Anzahl Leute wartete am Gatter geduldig auf die Eröffnung. Als die Schildwache ihm aufthat, weil er

Officier im Dienste war, wollte sich ein Mann in grauem Habit, der einen Hut mit goldener Tresse und an der Seite einen Hirschfänger trug, ebenfalls durchdrängen, begann, da ihn der Posten zurückwies, gröblich zu schimpfen, und mühte sich, das angelehnte Gatter mit seinen Händen aufzureißen, indem er rief, daß er ebensoviel Recht habe zu passiren als der Officier, so daß der Soldat ihn endlich zurückstoßen mußte. Als August sich umwandte, nach dem Namen frug und zur Ruhe ermahnte, schrie der Fremde: „Ich bin gräflicher Hausmeister und Sie haben mir nichts zu befehlen; ich will doch sehen, wer sich untersteht mir das Thor zu sperren." Und er drängte auf's Neue und riß am Gatter. Da ließ August den Tobenden arretiren und nach der Hauptwache schaffen und ersuchte den Officier der abgelösten Mannschaft, welcher den Vorfall mit angesehen hatte, den Hergang und die grobe Widersetzlichkeit des Mannes zu melden. Der Platzadjutant kam später selbst zum Thor, ließ sich von dem Fähnrich berichten und lobte: „Sie haben ganz recht gethan." Der Arretirte wurde von der Hauptwache zum Auditeur des Gouverneurs gebracht und von diesem mit einem scharfen Verweis entlassen.

Wenige Tage darauf wurde der Fähnrich zu seinem Obersten befohlen, der ihm mit den Worten entgegen kam: „Sie müssen hohe Gönner haben, Monsieur König. Mir ist durch ein Billet des Feldmarschalls mitgetheilt worden, daß der König die Gnade gehabt hat, Sie zum Lieutenant zu ernennen. Ich bekenne Ihnen meine Verwunderung, da solche Ernennung ohne Mitwissen des Regimentchefs ungewöhnlich ist."

„Ich bitte den Herrn Obersten die Versicherung anzunehmen, daß ich hier ganz fremd bin, keinerlei Connaissance habe und meine Beförderung niemals auf einem anderen Wege betreiben würde, als auf dem, welcher mir durch die Zufriedenheit des Herrn Obersten eröffnet wird." Der alte Herr schüttelte den

Kopf. „Und doch ist die Sache unzweifelhaft. Hier ist Ihr Patentbrief, von Seiner Majestät unterschrieben, und mir bleibt nichts übrig als Ihnen Glück zu wünschen."

Aber der neue Lieutenant wurde schnell aus den Träumen von Glück und Liebe aufgeschreckt, als er wenige Tage darauf wieder zum Obersten beordert wurde. „Was zum Teufel, Lieutenant König, ist mit Ihnen los? Sie sind vor Seiner Majestät hart verklagt. Aus dem geheimen Conseil geht dem Regiment der Befehl zu, Sie wegen Ehrenkränkung eines gräflichen Hausmeisters zur Untersuchung zu ziehen, Ihnen außer der gebührenden Strafe aufzuerlegen, daß Sie den Mann um Verzeihung bitten, und falls Sie sich weigern, Ihre Entlassung zu verfügen." August war über den jähen Sturz wie vom Donner gerührt. „Der Vorfall ist bereits früher vor dem Auditeur des Gouvernements verhandelt," sagte er. „Werde ich vom Regiment für strafbar befunden, so muß ich mich der Strafe unterwerfen. Den Civilisten aber um Verzeihung zu bitten, bin ich meiner Soldatenehre wegen durchaus nicht im Stande, und ich flehe den Herrn Obersten an, mich im Interesse des Dienstes gegen diese ungewöhnliche Zumuthung zu schützen." Darauf erzählte er den Sachverhalt und berief sich auf die Zeugen.

„Das ist eine widerwärtige Affaire," sagte der Oberst bekümmert. „Der grobe Hausmeister ist in Diensten der polnischen Gräfin Orczelska, welche zur Zeit die einflußreichste Dame der Residenz und Seiner Majestät so werth ist, daß ich besorge, die Ombrage der erwähnten Dame wird Ihnen verderblich. Ich rathe, daß Sie sich sogleich mit einer Supplik an den Feldmarschall wenden, damit dieser Ihnen möglich macht, Seiner Majestät direct Ihre Sache vorzutragen."

„Gestatten der Herr Oberst, daß ich diesen letzten Schritt erst dann thue, wenn das Regiment über mein Recht und Unrecht entschieden hat."

Das war dem Obersten unwillkommen, weil er sich und

dem Regiment nicht eine mächtige Feindin zuziehen wollte, doch konnte er das Begehren des Lieutenants nicht abschlagen. August erschien vor der Commission, diese entschied, daß der Officier nur seine Pflicht gethan habe, und das Regiment berichtete in gleichem Sinn. Aber der höchste Bescheid darauf war nur eine Wiederholung der früheren Forderung: Abbitte oder Entlassung.

Der Oberst war gedrückt und verlegen, als er dem jungen Lieutenant die königliche Ordre mittheilte, August aber mußte lachen, so daß der alte Herr unwillig sagte: „Monsieur König, das ist kein Scherz, es geht zwar nicht an den Kopf, aber an den Kragen."

„Verzeihung, Herr Oberst, mir war nur wunderlich, daß ich zu meiner Vertheidigung gegen eine Dame bataillires soll."

„Was aber wollen Sie thun?"

„Jetzt bitte ich den Herrn Obersten um Erlaubniß, selbst beim Feldmarschall und bei Seiner Majestät um Rücknahme der Ordre bitten zu dürfen." Er eilte zur Stelle in das Palais des Feldmarschalls Grafen Flemming, welcher der mächtige Minister Königs August des Starken war, früher ein Officier von Verdienst, der lange in preußischem Dienst gestanden hatte, jetzt ein gewandter Diener und lustiger Gesellschafter des Königs, ein Mann, der an wenig glaubte und sich über wenig in dieser schlechten Welt wunderte. August erhielt leicht Einlaß und fand in dem Grafen einen stattlichen älteren Herrn in seidenem Schlafrock, der ihn wohlwollend empfing. Während er das Ereigniß vortrug, glaubte er zu hören, daß der Minister vor sich hinsagte: „Die betrunkene Katze"; der laute Bescheid aber war: „Ich denke, die Affaire des Herrn läßt sich arrangiren. Ich an Ihrer Stelle würde den Burschen auch nicht um Verzeihung bitten. Melden Sie sich morgen bei dem dienstthuenden Officier vor den Appartements des Königs und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie selbst einführen."

Alles geschah, wie er gesagt. Am anderen Morgen schritt der Feldmarschall, dem harrenden August zuwinkend, nach den Zimmern des Königs; nicht lange, die Thür öffnete sich und der Lieutenant erhielt Befehl einzutreten. Seine Majestät stand hoch mit königlicher Miene ihm gegenüber, immer noch eine gebietende Gestalt, obgleich das wüste Leben die vielgerühmte Kraft und Völligkeit bereits gemindert hatte. Er musterte das Aeußere des Lieutenants und drückte dem Grafen durch ein Kopfnicken seine Befriedigung aus. „Ich vernahm, worum es sich für euch handelt," begann der Herr gnädig, „erzählt selbst den Vorfall." Und als August berichtet hatte, sprach der König: „War es, wie ihr sagt, so hat der Verhaftete geringen Grund zu seiner Beschwerde. Ihr thatet ganz recht ihn nicht durchzulassen. Daß ihr ihn als Arrestanten auf die Hauptwache führen ließt, ist wohl im jugendlichen Diensteifer geschehen." Und zum Grafen gewandt fuhr er französisch fort: „Die kindische Gräfin hat ihren Kopf auf die Deprecation gesetzt; ich kann im Grunde dem jungen Manne nicht verdenken, daß er sich weigert dem Schurken Gregor Abbitte zu thun, der Mensch hat sich unter den Polen das Brutalisiren angewöhnt. Versetzen Sie den Lieutenant zu einem anderen Regiment, damit er dem Kinde aus den Augen kommt."

„Das Leibregiment hat sich seiner angenommen," antwortete der Minister mit ehrerbietigem Achselzucken ebenfalls französisch. „Die Versetzung wird in der Garnison Aufsehen machen und die Officiere werden sich beklagen, daß sie an höchster Stelle bei Erfüllung ihrer Dienstpflicht nicht geschützt werden." Und in deutscher Sprache fuhr er fort: „Der unbedeutende Vorfall würde am besten beigelegt werden, wenn der Lieutenant der Gräfin selbst ein artiges Bedauern über das Rencontre ausspräche. Der militärische Stolz, welcher ihn verhindert, dem Hausmeister Entschuldigungen zu machen, dürfte einer liebenswürdigen Dame gegenüber nicht geniren." Der Lieutenant

rückte sich zurecht, um gegen die Zumuthung zu protestiren, aber er sah die zusammengezogenen Brauen des Grafen und fing einen warnenden Blick auf, so daß er stumm blieb. Auch dem Könige gefiel der Vorschlag seines Staatsministers nicht, er betrachtete den blühenden Jüngling wieder vom Kopf bis zu Fuß, aber mit weit geringerem Wohlwollen und sagte kurz: „Das ist nicht nöthig. Die Sache soll durch mich erledigt werden,“ und verabschiedete den Lieutenant durch eine kleine Bewegung seiner Locken.

August meldete seinem Obersten den guten Erfolg der Audienz. „Haben Sie etwas Schriftliches erhalten?“ frug dieser. Und auf die verneinende Antwort sagte er: „Hier aber liegt eine königliche Ordre. Wir warten also ab.“ Aus dem Cabinet erfolgte nichts weiter, August that seinen Dienst wie zuvor, bis ihn einst der Oberst nach der Parade auf die Seite nahm: „Soeben ist durch das Stadtcommando an mich die Anfrage ergangen, warum Sie die Abbitte noch nicht gethan, und dazu der Befehl die königliche Ordre unverzüglich auszuführen. Suchen Sie sich schnell selbst zu helfen, wenn Sie Gönner finden.“

Wieder stand August in der Antichambre des Feldmarschalls. Er mußte diesmal lange warten, wurde auch gar nicht eingelassen, der Graf trat heraus, um wegzufahren, und sagte im Vorbeigehen achselzuckend: „Ich bin nicht im Stande Ihnen beizustehen. Der Einfluß jener Dame ist übermächtig geworden. Was ich damals vorschlug, nicht in der Meinung, daß es nöthig sein werde, ist jetzt die letzte Hilfe. Suchen Sie die Gräfin auf und sagen Sie ihr etwas Verbindliches, die Dame läßt mit sich reden.“ Damit schritt der Minister vorüber. August ging langsam hinterdrein, an der Treppe blieb er stehen und lehnte sich auf die Brüstung. Das also war das Ende seiner Hoffnungen, und so sah der Dienst in seinem Heimatlande aus! Warum sollte er nicht zu der schönen Gräfin gehen? Das thaten ja Alle, von Seiner Majestät

und dem Feldmarschall an. Warum sollte er, der Lieutenant, eine andere Ehre haben als diese? Es war einmal der Welt Lauf. Da kam ihm sein erschossener Hauptmann in den Sinn, er schlug mit der Faust auf den Pfosten der Treppe und rief laut: „Nein!“

„Ja!“ antwortete eine Mädchenstimme und eine kleine geballte Hand schlug neben der seinen auf die Treppe. Vor ihm stand ein junges Fräulein von etwa vierzehn Jahren in elegantem Hauskleide mit einem feinen Gesicht, das über ihr Alter klug schien; sie neigte das Köpfchen zur Seite, sah ihn schlau an und frug: „Monsieur König, Lieutenant im Leibregiment? Kommen Sie schnell mit.“ Sie flog ihm voraus durch mehre Zimmer und rief lustig an der Thür des letzten: „Bibi, ich habe ihn eingefangen, da ist er!“ Ein Mädchen sprang von der Arbeit auf, die Robe, über welcher sie nähte, rauschte auf das Parquet, und Friederike stand, mit hoher Röthe übergossen, vor dem Lieutenant. Auch August war von dem unverhofften Anblick so überrascht, daß er sich stumm verneigte.

„Ist das ein Wiedersehen von zweien, die einander gut sind?“ schalt das muthwillige Fräulein. „Hier ist Bibi's Hand, Monsieur König.“ Sie zog die Widerstrebende vorwärts. „Wollen Sie ihr einen Kuß geben, so wende ich mich ab.“ Sie flog nach einem Sessel, warf sich hinein und vergnügte sich damit, ihren rothen Sammtpantoffel vom Fuße in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen. August folgte dem Rath, den die junge Dame gegeben hatte: „Seit Wochen suche ich Sie vergebens.“

„Ich bin hier als Dienerin der Comtesse,“ antwortete Friederike befangen.

„Das ist nicht wahr,“ rief die Comtesse über die Schulter zurück. „Sie ist meine liebe Freundin und mir von dem Herrn Vater geschenkt, damit sie mich zu einer Deutschen mache.“ Man hörte der Sprache des Fräuleins an, daß sie von Fremden

erzogen war. „Ich wundere mich über den Herrn Lieutenant, weil er mit Worten so sparsam ist.“

„Ich höre der gnädigen Comtesse zu,“ versetzte August.

„Ja so,“ sagte die Kleine und schnellte wieder in ihren Sessel zurück.

„Es ist mir weit besser gerathen, als ich zu hoffen wagte,“ erzählte Friederike. „Ich hatte mich wegen eines Unterkommens an unseren Herrn Major Vogt gewandt und dieser schrieb meinetwegen an den Herrn Grafen, den er aus der Zeit des preußischen Dienstes kannte. Da traf es sich gerade, daß unser Herr Graf selbst für die Comtesse Tochter eine Person suchte, welche in Sachsen fremd wäre und ohne Familienanhang. So hatte ich das Glück hierher zu kommen. Denn Monsieur König, Sie ahnen nicht, wie gut mein liebes Fräulein ist.“ Sie eilte zu der Comtesse und neigte sich über die Hand, die kleine Dame aber faßte sie bei den Ohren, küßte sie und streichelte ihr mit der Hand die Wange, wie eine Mutter ihrem Kinde. „Ich weiß Alles,“ sagte sie stolz zu August aufsehend, „daß der Herr Lieutenant sich wie ein echter Cavalier gegen Demoiselle Bibi benommen hat. Nein viel besser. Sie waren ein bescheidener Schäfer und ich hoffe Sie sind ihr von ganzem Herzen gut, obgleich ihr nur stumm aus der Ferne für einander geseufzt habt. Aber Sie sollen wissen, daß Ihre Schäferin auch sehr hübsch zu reden versteht. — Ihren Vogel hat ein Läufer hergebracht und Sie können ihn im Hause wiedersehen.“

„Dagegen habe ich der lieben Demoiselle für größere Ueberraschungen zu danken,“ sagte August, „die mir hier in mein Quartier geflogen sind.“

Friederike sah befremdet zu ihm auf. „Das war ich,“ lachte die Comtesse. „War der Vers nicht schön? ich habe ihn aber nur abgeschrieben.“

„Von einer anderen Verwendung meiner jungen Herrin aber weiß ich,“ sagte Friederike mit glücklichem Lächeln sich

vor dem Officier verneigend: „Ich gratulire dem Herrn Lieutenant zu seiner Charge."

„Ach, dieses Glück, welches ich der gnädigen Comtesse zu danken habe," versetzte August traurig, „hat nicht lange gedauert, ich bin gezwungen meinen Abschied zu nehmen; auch Seine Excellenz, von der ich eben komme, vermochte mir nicht zu helfen." Und er erzählte das Unglück. „Mir wurde der Rath gegeben, die Gräfin selbst um Verzeihung anzugehen, ich aber kann mich nicht dazu entschließen."

Beide Mädchen protestirten lebhaft dagegen. „Das dürfen Sie nicht, um dieser Demoiselle willen," versetzte die Comtesse mit mehr Ernst, als sie bis dahin gezeigt. „Verzögern Sie, wo möglich, die Entscheidung bis auf morgen, Monsieur König, vielleicht habe ich Gelegenheit mit dem Herrn Vater über Ihren Handel zu sprechen. Jetzt aber dürfen Sie der Demoiselle noch einmal die Hand geben und dann schicken wir Sie fort. Wollen Sie in Zukunft meinen Liebling sehen, so müssen Sie sich bei mir melden, denn ich bin Herrin im Hause und außerdem die Gouvernante dieses Kindes."

August versprach Alles und schied mit neuem Lebensmuth.

Am Abend war bei dem Staatsminister glänzende Gesellschaft, der König selbst war zugegen und alle Herrschaften des Hofes, welche sich der König begehrte. Beim Beginn der Assembleen war die Comtesse anwesend, vielleicht nach polnischem Brauch, vielleicht weil der Vater, der sie zärtlich liebte, auf den Geist und Takt stolz war, welchen sie bei solchen Gelegenheiten bewies. Die junge Dame empfing an Stelle der abwesenden Hausfrau die Gäste und zog sich zurück, sobald der König sich zum Spiel niedersetzte oder der Tanz begann. Da der König sie seine kleine Hebe nannte, ihr Vater der mächtigste Mann des Landes war und ihre verstorbene Mutter eine Prinzessin vom höchsten polnischen Adel, so wurde sie auch von den Damen mit ungewöhnlichem Respect behandelt. Und Monsieur August hätte sich über die Haltung gewundert,

mit welcher das ausgelassene Kind die Gräfin Orczelska begrüßte, denn bei dem Empfange war das Kind die vornehme Dame, die Gräfin aber, ungeachtet ihrer nahen Beziehungen zum Könige, doch die Unsichere.

Als der König mit der Orczelska und dem Hausherrn sich zum Trisette gesetzt hatte und die Karten ausgeworfen wurden, trat die kleine Comtesse an den König und bat: „Bevor ich Eurer Majestät gute Nacht sage, flehe ich um gnädige Erlaubniß auch einmal hinter dem Stuhl mitzuspielen.“ Der König wandte sich lächelnd um: „Willst du mein Partner werden?“ Das Fräulein nickte: „Ich will auf Eure Majestät gegen die Gräfin halten, wenn Gräfin Orczelska mir das verstattet.“

„Warum will die Comtesse mit mir wetten?“ frug die Gräfin.

„Geld habe ich nicht, aber ich für mein Theil setze meinen Papagei, welcher der Frau Gräfin neulich so gut gefiel, und die Frau Gräfin verspricht, wenn sie verliert, einem Herrn, den ich auswähle, eine Freundlichkeit zu erweisen, die ich auch bestimme.“ Da antwortete die Orczelska: „Das ist gefährlich, Comtesse. Ehe ich darauf eingehe, müßte ich wissen, wer der Herr ist.“ Das Fräulein nahm schnell ein Pergamentblatt, schrieb mit dem Goldstift den Namen: August K., und wies ihn der Polin. Diese las, nickte ihr lachend zu und sah den König an, und die Damen legten die Fingerspitzen zur Bekräftigung aufeinander. Das Spiel begann, der König hatte nicht gute Karte, aber die Gräfin war beflissen ihr Spiel zu verlieren, und so machte sich's, daß die Majestät und mit ihr das Fräulein gewannen. Da verneigte sich das Kind vom Hause tief vor dem König und der Gräfin und sagte: „Majestät, der Herr, dem die Gräfin einen Gefallen zu thun versprochen hat, ist August König, Lieutenant im Leib-Regiment, und das Gute, was die Frau Gräfin ihm thun wird, ist, daß sie die Forderung aufgibt, er solle ihrem Hausbedienten

Abbitte thun." Die Gräfin erröthete vor Unwillen und wandte sich zum Minister: „Diese Surprise haben Excellenz arrangirt. Das Spiel mit dem Gleichklang der Namen war kein Meisterstück."

„Papa ist unschuldig, gnädige Gräfin," sagte die Kleine. „Ich traf den Lieutenant zufällig in unserem Hause, als er von Papa ohne günstigen Bescheid entlassen war. Seien Sie nicht böse auf mich, daß es mir Freude macht auch einmal Jemanden zu protegiren. Hätten Sie den armen Jungen gesehn, wie traurig er war, er hätte auch Ihnen leid gethan. Bitte, schenken Sie mir die Verzeihung für den Lieutenant und nehmen Sie dafür den Papagei."

„Frauen halten ihr Wort gegeneinander," sagte die Orczelska. „Ich bitte Eure Majestät den genannten Lieutenant zu pardoniren." Und zu der Tochter vom Hause gewandt fuhr sie fort: „Er soll sich nicht nur bei der lieben Comtesse bedanken, sondern auch bei mir."

Da aber entschied Seine Majestät mit hoher Würde: „Es ist für einen Officier am besten, wenn er Niemandem zu Dank verpflichtet ist als seinem Landesherrn. Theilen Sie ihm seinen Pardon mit, Flemming."

7.

Unsicheres Glück.

Am ersten jeden Monats durfte der glückliche Lieutenant seine liebe Demoiselle im Hause des Grafen besuchen; dann war immer die kleine Comtesse zugegen, sie las in einem Buche und fuhr nur zuweilen in das Gespräch der Liebenden hinein. Doch trotz dem Zwang, den ihre Gegenwart auferlegte, lernte August jetzt sein Mädchen in anderer Weise lieben als früher, er erkannte nicht nur, daß ihr Herz an ihm hing, auch daß sie gescheidt und redlich war und in ihrem Charakter dem Vater gar nicht unähnlich. Zuweilen verwünschte er die Beschränkung des Verkehrs, doch trug gerade das Ungewöhnliche der Besuche dazu bei, seinem lebhaften Sinn das Verhältniß reizvoll zu erhalten. Und als sein Regiment in die alte Garnison zurückkehrte, wurde zwar die Trennung schwer und das Abkommen der Liebenden, einander fleißig zu schreiben, vermochte nur wenig zu trösten, aber August behielt doch die gehobene Stimmung. Er war wieder geneigt, sich für ein Glückskind zu halten, wozu ihn einst die Frauen im elterlichen Hause ernannt hatten. Wurde er auch zuweilen durch Fortunas Finger herabgedrückt, immer wieder war er in die Höhe geschnellt, und er hoffte, daß die Zukunft auch seinem größten Herzenswunsch hold sein werde.

Seine Mutter freilich fand er in ernsten Sorgen, als er sie von der Garnison aus besuchte. Das Vertrauen zu dem Vormunde war gründlich erschüttert. Die Großmama, welche in der letzten Zeit hinfällig geworden, hatte dem vornehmen

Vetter Verfügung über den größten Theil ihres Vermögens gestattet, und der Herr war in weltmännischem Leichtsinn der Versuchung unterlegen, dasselbe zur Bezahlung seiner drückenden Schulden zu verwenden. Die Sicherheit, welche er etwa noch bieten konnte, war so ungenügend, daß ein großer Verlust in Aussicht stand.

In dieser Zeit war für Madame König der Anblick ihres Lieutenants und der Gedanke an seine gute Carriere die beste Erquickung. Und wenn sich August in der neuen Montur mit seinem silbernen Degen ritterlich um Dorchen bewegte und das Fräulein zu den Tulpen und Narcissen des Gartens führte, gefiel er jetzt auch der gnädigen Frau von Borsdorf: sie bedachte, daß trotz der Schulden das Gut doch nach einigen Jahren einen Landwirth ernähren könne, und da sich auch die polnischen Aussichten als Trugbilder erwiesen hatten, so ging diesmal ihr das Herz auf, und sie sagte auf die Kinder weisend zu ihrer Freundin: „Es ist ein hübsches Paar, und sie halten treu zusammen.“ Aber sie erhielt nicht die Antwort, welche sie begehrte, denn diesmal wurde Madame König zur Vorsicht gemahnt durch den Wunsch, für ihren Sohn eine reiche Partie, wenn auch eine bürgerliche, zu gewinnen, und sie antwortete: „Es ist eine Kinderfreundschaft, meine Liebe, man kann beide ruhig gehen lassen, sie denken sich weiter nichts dabei,“ so daß Frau von Borsdorf Mühe hatte ihre Kränkung zu verbergen und auf dem Rückwege das verwunderte Dorchen schalt, weil sie zu vertraulich mit dem Lieutenant gewesen sei.

Nur einen geheimen Kummer hatte August. Sein preußischer Abschied kam nicht. Die Wetterwolken zwischen Preußen und Sachsen hatten sich verzogen, sie konnten nicht mehr das Hinderniß sein. War es die Ungnade des Königs? August suchte sich diese Möglichkeit auszureden, aber die Ungewißheit bedrückte ihn so sehr, daß er zum zweiten Mal an seinen Gönner Vogt schrieb, welcher jetzt Oberstlieutenant des Regiments war, und um Nachricht bat. Auf diesen Brief erhielt

er keine Antwort, wohl aber schrieb ihm sein alter Freund Roncourt, er sei veranlaßt ihn zu benachrichtigen, daß sein Name in der Regimentsliste nicht gestrichen und nur durch besondere Gnade des Chefs mit dem Vermerk „beurlaubt" versehen sei, daß aber der Hauptmann heftig von Desertion spreche und behaupte, daß die Compagnie solche Schonung nicht länger ertragen könne. Während August noch den Schreck über diese Nachricht in sich herumtrug, ließ ihn der Oberst kommen und erklärte mit umwölkter Stirn, ihm sei der Privatbrief eines höheren Officiers von Markgraf-Albrecht zugegangen, der König von Preußen habe den Entlassungsschein nicht an das Regiment zurückgeschickt, und nach wiederholten Anfragen den Bescheid ertheilt, er verweigere den Abschied. Auf dienstlichem Wege sei in dieser unangenehmen Angelegenheit keine Hilfe zu finden.

Bestürzt antwortete August: „Der Herr Oberst haben, als ich eintrat, auf den Entlassungsschein keinen Werth gelegt."

„Allerdings," versetzte der Oberst, „unter den damaligen Conjuncturen, und da die Ertheilung zweifellos schien. Doch verhehle ich Ihnen nicht, daß es dem Regiment unangenehm sein würde, wenn die Herren Preußen an unserem Hofe Alarm schlagen sollten. Deshalb rathe ich, die Sache auf diplomatischem Wege zu erledigen."

„Ich bitte den Herrn Obersten sich für diesen Weg meiner anzunehmen."

„Mein junger Freund," entgegnete der Oberst wohlmeinend, „in dergleichen difficilen Fällen gilt als Regel, daß die große Treppe weniger bequem zum guten Ziele führt als die kleine. Geht die Angelegenheit auf der großen Treppe durch das Regiment an die Majestät, so gibt es auf eine kühle Verwendung aus Dresden eine Antwort von kurzer Höflichkeit aus Berlin, und die Sache kann für immer zu Ihrem Nachtheile entschieden sein; während durch Connaissancen und Privatregards ohne Schwierigkeit das Gewünschte erreicht wird. Sie kennen ja den würdigen Herrn von Reck."

Das mußte August zugeben. Denn Herr von Reck, Besitzer eines nahen Gutes, war Dorchens Vormund, August hatte schon als Knabe auf dem Gute zugleich mit Dorchen im Wasser gelegen und war jetzt zuweilen bei Jagden ein willkommner Gast. „Der Cavalier," fuhr der Oberst fort, „ist ein Verwandter unseres Geschäftsträgers in Berlin; wenn er diesen veranlaßt bei dem Staatsminister von Grumbkow einige gute Worte einzulegen, so wird der Entlassungsschein ohne allen Lärm ertheilt."

August war mit diesem Bescheid unzufrieden, aber er fand keinen besseren Rath. Er fuhr sogleich auf das Gut des Herrn von Reck, machte ihn zum Vertrauten seiner Noth und erhielt das Versprechen warmer Verwendung. Er sah jetzt ein, daß er in übler Lage war. Es wurde ihm leicht gegen die Mutter zu schweigen, aber das größte Mißbehagen empfand er, als er an seinen Bruder schrieb, denn er getraute sich nicht mehr diesem seine Verlegenheit mitzutheilen. Sich selbst sagte er, daß er dem Bruder nicht unnöthige Sorgen machen dürfe, aber im Grunde bangte ihm vor dem entschiedenen Willen des Aeltesten. Bald jedoch gewann er wieder Zutrauen auf einen guten Ausgang dieser Angelegenheit, denn er empfing einen neuen Beweis, daß das Glück nicht müde wurde ihm Ueberraschungen zu bereiten.

Einst sah er auf der Straße einen kleinen Herrn vor sich hergehen mit gebeugtem Haupte, in schwarzem Trauerkleide, den Degen an der Seite. Erst nach einer Weile erkannte er seinen früheren Rekruten, und wollte verwundert über den Wandel im Aeußeren des Magisters mit kurzem Gruß vorüber, als der Kleine aufblickte und ihn anredete, während ein Freudenschimmer über sein Gesicht zog: „Es ist mir ein unerwartetes Vergnügen den Herrn Lieutenant wiederzusehen."

„Guten Morgen, Herr Magister," versetzte August und ging weiter. Aber der Kleine drängte sich an seine Seite und bat, indem er, die Hand am Degen, gleichen Schritt zu halten

suchte: „Entziehen sich der Herr Lieutenant nicht meiner Gesellschaft, da mir jetzt ein mitfühlendes Herz Bedürfniß ist. — Juno ist gestorben, lieber Monsieur König.“

„Ich bedaure, Herr Magister.“

Der Kleine griff nach seinem Taschentuch. „Sie war zuweilen strenge,“ sagte er, „jedoch lag das mehr in ihrem Charakter, als in einer ungünstigen Gesinnung gegen mich, denn sie meinte es manchmal besser zu mir, als ich selbst.“ Er wischte sich die Augen: „Lugete Veneres Cupidinesque! Sie hat mir Alles hinterlassen, was sie besaß: drei Häuser, und in dem Kasten, dessen Schlüssel immer in ihrem Bett steckte, war viel mehr, als irgend Jemand gedacht hatte; und kurz, Monsieur König, ich bin auf meine alten Tage ein reicher Mann.“ Wieder faßte er nach seinem Tuche.

„Dazu wünsche ich Glück, Herr Magister,“ sagte August, immer noch bemüht sich zu entziehen.

Aber der Witwer fuhr Tritt haltend fort: „Wer zu den Sechzigen gekommen ist und in der Welt allein steht, findet das Glück nicht groß. Hat der Herr Lieutenant einige Zeit für mich übrig, so wage ich die Bitte, mit mir hier auf den Friedhof zu treten und das Monument zu betrachten, welches ich der Seligen gesetzt habe.“

Er bat so angelegentlich, daß August mit ihm ging. Als der Kleine mit Genugthuung die Urne aus Sandstein gewiesen und die Tafel, deren Inschrift den Verlust einer zärtlichen Gattin beklagte, setzte er sich auf eine Ecke des Grabsteines und begann feierlich: „Herr Lieutenant, ich habe Sie hierher geführt, weil es mich drängt Ihnen etwas mitzutheilen. Ich kann das einsame Leben nicht länger ertragen.“

„Wollen Sie wieder heiraten?“ frug August verwundert.

„Damit ist es vorbei,“ sagte der Magister den Gedanken mit der Hand abwehrend. „Nein, Monsieur König, ich habe den Wunsch Sie nach römischem Recht zu adoptiren und zu meinem Erben zu machen.“

„Herr Magister,“ versetzte der erstaunte August, „das ist ein Gedanke wie damals, wo Sie mein Rekrut werden wollten. Es würde Ihnen bald leid thun. Sie wissen, ich habe schon einmal Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich Ihrem Wunsche willfährig war; es könnte mir jetzt noch übler bekommen.“

„Mir war es damals widerwärtig,“ klagte der Magister, „und es geschah gegen meinen Willen, daß die Verwandten sich einmischten. Jetzt aber ist auch mein Bruder tot, obgleich er jünger war als ich, und er hat keine Kinder hinterlassen. Da habe ich Sie mir ausgewählt. Sie waren mir angenehm seit ihrer Kinderzeit, und Sie haben das richtige heroische Wesen denn mein Erbe soll nur ein Mann von Bravour sein.“

Da August trotz der ernsten Zumuthung, die ihm gestellt wurde, ein Lächeln nicht bergen konnte, hob der Kleine den Finger und sagte feierlich: „Herr Lieutenant, wenn Ihnen das Innere meines Herzens bekannt wäre, würden Sie nicht lachen. Lassen Sie sich vor dieser Urne erzählen, was ich noch keinem Menschen vertraut habe, auch nicht meiner Seligen. Ich war ein fröhliches Kind von guten Anlagen, hatte immer Freude an dem Poetischen und einen guten Stilus, so daß die Lehrer und auf der Universität die Herren Professoren mich lobten und meine Mutter auf mich, als den Aeltesten der Kinder, ihre ganze Hoffnung setzte. Aber ich war demüthig erzogen und von schüchterner Natur. Da, als ich bereits Magister war und den Degen trug, wurden meine Mutter und meine verstorbene Schwester von einem jungen Officier so schwer beleidigt, daß ich die Pflicht fühlte, Satisfaction von ihm zu fordern. Ich fühlte die Pflicht, Monsieur König, denn ich hatte das richtige Ehrgefühl; aber als es dazu kam, versagte dem armen Magister der Muth.“ Er verdeckte die Augen mit der Hand. „Dies wurde das Unglück meines Lebens, denn seitdem war ich mir selbst verächtlich; die Leute wunderten sich, daß ich herunterkam und in die Schenke ging, und meine Mutter starb im Kummer.“ Er stützte den Kopf auf

die Hand. „Sie werden mich ganz gering achten, Herr Lieutenant."

„Nein, lieber Herr Magister," rief August in herzlichem Mitgefühl. „Ich kann mir jetzt auch denken, weshalb Sie immer Soldat werden wollten."

„Nicht wahr?" frug der Magister aufblickend, „als Soldat hätte ich die Dreistigkeit erhalten. Sie aber, Monsieur König, haben das resolute Wesen, welches ich mir wünsche. Als Sie mich arretirten, fühlte ich in meinem Herzen die größte Hochachtung vor Ihnen. Seit der Zeit lag mir auf der Seele, wie glücklich ich wäre, wenn ich einen solchen Sohn hätte. Darum will ich Sie dazu machen, indem ich Sie an Kindesstatt annehme, und ich bitte Sie, mißachten Sie meinen Antrag nicht, denn er kommt aus gutem Herzen und ist ernsthaft gemeint."

Da schüttelte August die Hand des Magisters und antwortete: „Der Herr Magister hat mir größeres Vertrauen geschenkt als sonst Jemandem. Ich will meinen Dank dadurch beweisen, daß auch ich Ihnen etwas offenbare, was noch Niemand von mir gehört hat. Aber Herr Magister, nicht auf dem Friedhofe, sondern im Freien, wenn Sie mich begleiten wollen." Der Kleine erhob sich bereitwillig und August führte ihn aus dem Thore zwischen die Getreidefelder. Dort begann er im Sonnenlicht unter den blühenden Aehren: „Ich will zu Ihnen von einer Demoiselle sprechen, die ich innig liebe, und die, wie ich hoffe, auch mir zugeneigt ist. Sie ist sittsam und gut erzogen, aber sie trägt ein schweres Unglück, sie hat vor dem Gesetz keinen Vater." Und er erzählte den ganzen Verlauf seiner Liebe, wie er Friederike kennen gelernt, und wie er Jahr und Tag den Zwang getragen, sie nicht zu sprechen. Er erwähnte auch bescheiden den Stieglitz und das Honorar für die französische Stunde, den Tod ihres Vaters und wie er sie verloren und in der Hauptstadt wiedergefunden, und er schloß mit den Worten: „Herr Magister, meine Mutter lebt, und sie

würde es als eine Untreue des Sohnes gegen den verstorbenen Vater betrachten, wenn ich in eine andere Familie treten wollte. Kann ich aber nicht der Sohn des Herrn Magisters werden, das Glück meines Lebens würde ich Ihnen danken, wenn Sie mich zum Schwiegersohn annehmen wollten." Während August feurig von der Geliebten erzählte, saß der kleine Magister unter Kornblumen und Feldmohn auf einem Stein und um ihn wogten die Aehren im Winde. Er saß still mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen und die Thränen liefen ihm immer stärker an den Wangen herab, ohne daß er es selbst wußte. Nur einmal, als der Erzähler von dem gewaltsamen Tode des Hauptmanns berichtete, stand er auf und starrte den Jüngling mit wildem Blick an, aber er setzte sich sogleich wieder. Als August geendet hatte, blieb der Kleine noch immer sprachlos, der Mund zuckte ihm krampfhaft und er rang vergebens mit seiner Bewegung. Endlich begann er leise: „Jener erwähnte Hauptmann Spieß war als Fähnrich in sächsischem Dienst und trat bei der Reduction in ein preußisches Regiment. Der Magister Blasius aber und sein Bruder haben nach Sitte der Gelehrten ihrem Namen die lateinische Endung angehängt, und die verstorbene Mutter der Demoiselle Friederike, welcher Sie gut sind, hieß mit ihrem Familiennamen Blaß und war die leibliche Schwester desselben Magisters, welchen Sie kennen. Der Hauptmann nahm die Tochter als sein Kind feindselig in das Preußische. — Lassen Sie mich jetzt allein, Monsieur August. Ein alter Mann wünscht der göttlichen Vorsehung zu danken, daß sie es mit ihm in seinen alten Tagen weit besser gefügt hat, als er verdient." Er winkte grüßend mit der Hand und ging allein durch die Kornfelder dahin.

Am nächsten Tage reiste der Magister mit Briefen, die ihm August für die Geliebte und für die Comtesse geschrieben hatte, nach der Residenz. Beim Abschiede sagte er dem Glücklichen: „Ich komme nicht eher zurück, als bis ich durch das

geheime Conseil für mich eine Tochter und für Sie die Jungfer Braut erhalten habe, und ich hoffe, daß ich das Kind mitbringe."

Unterdeß empfing Herr von Reck die Antwort seines Verwandten; sie war so ungünstig als möglich. Der König hatte auf ein wohlwollendes Fürwort, welches in seinem Tabakscollegium an ihn gerichtet wurde, zornig geantwortet: er werde dem Flüchtling den Entlassungsschein nicht geben und wenn die sächsische Majestät selbst ihn darum angehe. Er wolle ein Exempel statuiren. Auffällig sei nur, daß er trotzdem die Sache liegen lasse und beim Regiment nichts verfüge. Vielleicht könne noch eine zu guter Stunde von der Familie übergebene Supplik nützen, und dafür eröffne sich gute Gelegenheit, weil der König in den nächsten Wochen das Kottbuser Land bereisen und ganz in der Nähe des Herrn von Reck verweilen werde.

Nach Empfang dieses Briefes ließ sich Herr von Reck durch sein Mündel, welches für die Sommermonate zum Besuch war, die Londoner Adresse des Candidaten König geben und schrieb zunächst nicht an August, sondern an den Aeltesten der Familie.

Dorchen war an einem hellen Sommertage mit sorglosem Herzen durch die Felder gewandelt. Jetzt lehnte sie an dem neuen Geländer des Steges, von dem sie als Kind ins Wasser gefallen war, band Feldblumen zu einem Strauße und dachte an vergangene Zeiten. Da vernahm sie schnelle Tritte, derselbe Mann, von dem sie selig geträumt, kam auf sie zu. Sie wußte bereits, daß er im Herbst aus England zurückerwartet wurde, und flog ihm freudig entgegen. Aber sie hielt erschrocken vor dem schwermüthigen Ernst an, der auf seinem Antlitz lag. „Ich komme meines Bruders wegen, dessen Ehre und künftiges Leben in großer Gefahr sind," begann Fritz gemessen. „Einen Tag war ich bei der Mutter; ich habe ihr nur gesagt, daß ich wegen August's Entlassung mit Ihrem Herrn Vormund verhandeln müsse. Dies ist jetzt geschehen. Von hier gehe ich, um mich nach meinem Versprechen dem Könige von

Preußen zu stellen. Ich habe keine Hoffnung zurückzukehren. Vorher wollte ich noch einmal das liebe Fräulein sehen, ich bitte Sie, daß Sie meiner freundlich gedenken."

„Muß der Herr Candidat gehen?" frug Dorchen einer Ohnmacht nahe.

„Ich muß. Die Gefahr ist für meinen Bruder und für mich nicht dieselbe. Er hat harte Strafe zu befürchten, die er schwerlich ertragen würde, ich habe davon nichts zu erwarten. Leben Sie wohl, Dorothee." Ihn übermannte die Rührung, er wandte sich schnell ab und schritt dem Hause zu. Dorchen neigte sich über das Geländer, die Sommerblumen schwammen im Wasser dahin. —

In der Wohnung des Magisters saßen am Abend desselben Tages drei Fröhliche zusammen; der Magister als Hausherr und Vater nahm den Ehrenplatz auf dem Sopha ein, aber der neuen Würde ungewohnt, fuhr er hin und her, um Tischgeräth herbeizuholen, so daß Friederike ihn bitten mußte, ihr Recht als Tochter zu beachten. Die Demoiselle goß den Herren aus großer Kanne den vornehmen Trank der Chocolade, welche der Magister aus der Residenz mitgebracht, in die Schälchen, und August freute sich innig über die sichere Ruhe, mit welcher sie sich in der neuen Umgebung bewegte. Während er erzählte und die Beiden zuhörten, trat sein Bursch herein und brachte einen Brief, den ein Expreßbote vom Gute des Herrn von Reck zugetragen hatte. Darin schrieb der Gutsherr vorsichtig, daß August's Bruder angekommen sei und sich dem König von Preußen während dessen Reise vorstellen wolle. Dem Herrn Lieutenant werde erwünscht sein, dies zu erfahren und vielleicht mit dem Absender des Briefes Rücksprache zu nehmen.

August saß betäubt, und in dem Bestreben, sich und der Geliebten den furchtbaren Ernst der Nachricht zu verhüllen, sagte er: „Mein lieber Fritz! ich denke, ihm gelingt es, mit dem Könige fertig zu werden." Aber er rief gleich darauf: „Ein Fremder muß mir schreiben, daß mein Bruder in der Nähe ist."

Niemand antwortete. August stützte den Kopf in die Hand und starrte auf den Brief. Da sagte Friederike ruhig: „Ist der Herr Bruder von großer Leibeslänge und sein Versprechen gegen unseren König von der Art, wie er dem Monsieur August erzählt hat, so wird dem Könige mehr an dem Bruder gelegen sein, als an meinem lieben Monsieur, und der König wird den Bruder nach Potsdam schicken."

August stand auf. Die Worte waren wie ein Windeshauch, der den Nebel vor seinen Augen zerriß, er sah die Geliebte unverwandt an, sie ebenso ihn, doch Keines sprach von dem, was zu thun sei. Endlich beugte sich Friederike über das Bauer, in welchem der Stieglitz alt und lebensmüde saß, und redete zu dem Vogel: „Wenn unser lieber Monsieur August seine Strafe überstanden hat und wieder als Gemeiner bei Markgraf-Albrecht eingekleidet wird, dann ziehen auch wir beide fort von hier in das kleine Haus an der Stadtmauer. Die Rieke kocht und wäscht ihrem Schatz und der Vogel singt."

Da ergriff August seinen Hut und sprang aus dem Zimmer.

8.

König Friedrich Wilhelm.

Das Kottbuser Ländchen lag wie eine preußische Insel rings von sächsischem Gebiet umgeben. König Friedrich Wilhelm war zur Besichtigung gekommen, hatte Soldaten gemustert und Kammergüter bereist. Jetzt war er bei einem ansehnlichen Gutsherrn zu Gaste, welcher sich mehr als andere Standesgenossen um die Cultur seines Gutes und der Umgebung bemühte.

Da der König den Aufenthalt in freier Luft liebte, so hatte der Gutsherr ein Zelt aus roher Leinwand aufgeschlagen mit einem größeren Raume für die Mahlzeit und einem kleineren daneben, wohin die Majestät sich zu ihrer Bequemlichkeit zurückziehen konnte. Die Vorderseite des Raumes, in dem der König bei Tische saß, war offen, so daß der Herr von seinem Sitz ein großes Tabaksfeld überschauen konnte, dessen hochaufgeschossene Stauden dem Wirthe zu Freude und Stolz gereichten, denn er versuchte als erster in dieser Gegend den Bau der einträglichen Pflanze.

Der König war in sehr vergnügter Stimmung; er hatte unter den aufgesetzten Speisen Rauchfleisch mit Erbsen gefunden, einem alten Rheinweine tapfer zugesprochen und hörte jetzt am Ende der Mahlzeit wohlgefällig an, was der Landwirth von den Vortheilen des Tabaksbaues erzählte.

„Aber der Dünger, Kottwitz, wo soll der in dieser magern Gegend herkommen?“ frug die Majestät. Und als der Gutsherr von seiner Absicht sprach einen schlechten Teich auszu=

trocknen und nach einer Vorfrucht Tabak dorthin zu pflanzen, schüttelte der König das Haupt und sagte: „Kottwitz, das wird Lausewenzel. Die Sache mag gut sein, aber rauchen thu ich deinen Tabak nicht."

Da wagte der Landwirth die Güte seines Tabaks zu vertheidigen, trug eine Büchse und Thonpfeifen herzu, stopfte eine Pfeife und bat ehrerbietig, die Majestät möge nur einmal selbst versuchen.

Der König aber, welcher diesem Tabak nichts Gutes zutraute, und dem auch unlieb war, daß eine fremde Hand gestopft hatte, legte die Pfeife bei Seite und sprach wohlwollend weiter.

Der dienstthuende Officier wurde hinausgerufen; der König sah sich wiederholt nach ihm um und rief dem Eintretenden ungeduldig entgegen: „Was gibts, Einsiedel? Was hast du? Brennt das Pulver in der Tasche?"

„Ew. Majestät, ein auswärtiger Civilist fleht um Gehör. Er gibt an ein Kursachse zu sein, Magister und Candidat der Theologie, mit Namen König."

„König?" wiederholte die Majestät nachdenkend. „Was will der Sachse? Hast du ihn nicht gefragt?"

„Er will Ew. Majestät sein Anliegen selbst vortragen. Ein schöner Mann, Majestät, wenigstens einen Zoll über sechs Fuß." Der König stand schnell auf. „Den kenne ich, er soll sogleich hereinkommen." Er winkte mit der Hand, die Gesellschaft trat ehrerbietig aus dem Zelte und Friedrich wurde eingeführt. Er war bleich, aber er trug das Haupt hoch, als er nach ehrfurchtsvoller Verbeugung begann: „Ew. Majestät befahlen mir vor zwei Jahren an Stelle meines Bruders, welcher damals in Ew. Majestät Diensten stand, zu kommen. Ich habe die Ehre mich zu melden."

Die Miene des Königs verfinsterte sich und die Finger umfaßten heftig das Rohr. „Euer Bruder ist ein fahnenflüchtiger Deserteur und ihr seid nicht viel besser. Ihr habt

zwei Jahre gebraucht, um euch an euer Versprechen zu erinnern."

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden, ich war als Erzieher zwei Jahre im Ausland, hier ist mein Reisepaß und das Zeugniß meines Principals; meine Angehörigen hatten mir in zu großer Sorge um meine Zukunft verborgen, daß Ew. Majestät die Entlassung meines Bruders, welche ihm durch den Chef des Regiments ertheilt war, kassirt haben. Vor wenigen Tagen kam ich in mein Vaterland zurück, erst dort habe ich das Schicksal meines unglücklichen Bruders erfahren. Von der Stunde an wußte ich wohl, was ich zu thun hatte." Er bot die Papiere.

„Nimm die Schreiberei," sagte der König zu Einsiedel.

„Es ist, wie er sagt," berichtete dieser hineinblickend, „in dem Briefe versichert Herr von Reck, daß er selbst die schmerzliche Ueberraschung des Anwesenden gesehen, und er fleht die Gnade Ew. Majestät für den redlichen Mann an."

„Der von Reck ist ein ordentlicher Kerl, aber euch, Sachse, nützt sein Fürwort nichts. Euer Bruder hat mich unverantwortlich hintergangen, und eure Regierung hat alle amicabeln Regards vergessen, als sie meinen Fahnencorporal ohne Entlassungsschein zum Officier annahm. Was soll daraus werden, wenn die Ehre und Reputation der deutschen Officiere in solcher Weise prostituirt wird? Ich will ein Beispiel geben, daß ich mich nicht durch schöne Worte hinter das Licht führen lasse. Euer Bruder mag zum Teufel gehen, ihr aber, da ich euch jetzt habe, tretet zur Stelle statt seiner ein."

„Was Ew. Majestät über mein Schicksal beschließen, muß ich mir gefallen lassen," sprach Friedrich ergeben, „denn ich habe Ew. Majestät versprochen, wenn Dieselben es fordern, mein Leben zur Verfügung zu stellen. Dazu bin ich jetzt bereit; aber eben deshalb flehe ich für meinen armen Bruder um Gerechtigkeit. Dieser ist nicht so schuldig, wie Ew. Majestät annehmen, und er ist der Verzeihung und Gnade nicht unwerth;

auch seine Officiersehre wage ich in tiefster Submission vor Ew. Majestät zu vertheidigen. Er hatte von seinem preußischen Vorgesetzten unter amtlichem Siegel die Zuschrift erhalten, daß seine Entlassung von dem hohen Chef des Regiments bereits ausgefertigt sei, und daß nur durch die Communication an Ew. Majestät die Zusendung verzögert werde. War mein Bruder im Irrthum, wenn er dies Schreiben für eine Lösung seines Dienstverhältnisses hielt, so hat er sich doch nicht darauf verlassen, sondern die sächsischen Commandeure selbst, welche ihm den Eintritt in den sächsischen Dienst antrugen, haben ihm die Zusicherung gegeben, die Aushändigung des Entlassungsscheins bewirken zu wollen, nöthigenfalls durch die Gesandtschaft."

Der König stieß heftig mit dem Stocke auf. „Das ist eben die Lacheté und dafür müßt ihr jetzt entgelten."

„Haben die sächsischen Oberofficiere aber zu voreilig der Gnade Eurer Majestät vertraut," fuhr Friedrich demüthig fort, „so vertraue ich, daß die hohe Gerechtigkeit des Königs von Preußen nicht das Versehen derselben meinem Bruder zurechnen wird, der damals noch jung war und sich in Betreff seiner Officiersehre willig auf das Urtheil seiner Vorgesetzten verließ."

„Ich würde diese beim Kopfe kriegen, wenn ich sie hätte; so aber muß ich mich jetzt an euch halten."

„Mein Schicksal habe ich mit Vertrauen einem Herrn übergeben, der die Gedanken der Könige lenkt und ihre Thaten richtet, und ich stehe vor Ew. Majestät als ein Mann, der gefaßt ist, sich von allen Hoffnungen, die er sonst für seine Zukunft hegte, zu scheiden. Aber da bis jetzt mein Beruf war, die heiligen Gebote mir und Anderen zu erklären, so gestatten Ew. Majestät mir auch zu sagen, daß das Versehen, welches durch meinen Bruder und durch die sächsischen Behörden etwa gegen Ew. Majestät hohes Amt begangen wurde, geringfügig ist gegenüber dem großen Unrecht, welches Ew. Majestät selbst an meinem Bruder begangen haben."

Der König hob den Stock und trat ihm näher. „Was untersteht er sich?"

„Ich spreche aus, was der gerechte Sinn des Königs von Preußen ohnedies recht gut weiß. Mein Bruder trat als Ausländer freiwillig in Ew. Majestät Dienst, aber er wurde dadurch nicht Ew. Majestät Sklave. Als unser Vater starb und die Familienverhältnisse eine Rückkehr in die Heimat wünschenswerth machten, hat mein Bruder wiederholt um seinen Abschied angehalten und dieser ist ihm wiederholt verweigert worden; zuletzt wurde ihm Urlaub, um seine kranke Mutter zu besuchen, nur ertheilt, nachdem Ew. Majestät mich als Bruder wegen der Rückkehr verpflichtet hatten in einer Weise, welche bei Christen und Heiden ungewöhnlich ist."

Einsiedel trat einen Schritt vor und machte eine abwehrende Bewegung. „Laß den sächsischen Pfaffen nur schwatzen," sagte der König grimmig, „er hält seine Henkerspredigt. Was wagt er mir mit seiner Zunge noch auf die Seele zu reden?"

„Nichts weiter," sagte Friedrich fest, bebte ihm auch in tiefer Bewegung die Stimme. „Für mich selbst habe ich nichts zu bitten. Ew. Majestät werden Ihre Macht an mir üben, wie Sie es vor Gott verantworten können. Ich weiß, daß Ew. Majestät in dem Rufe eines strengen Herrn stehen und Manche nennen Ew. Majestät hart. Trifft mich die Härte, vielleicht haben Andere den Segen."

„Das hieß ihn Gott reden," rief der König, den Stock senkend.

Auf der Landstraße rollte ein Wagen heran; gleich darauf war außerhalb des Zeltes eine Bewegung erkennbar. Der Officier eilte hinaus und brachte die Meldung: „Herr von Reck ist angekommen, um Ew. Majestät von kursächsischer Seite zu begrüßen. Er hat eine Demoiselle mitgebracht und erfleht für sich und seine Begleiterin Audienz."

„Jetzt schicken die Sachsen noch gar ihre Schürzen aus, um mir den Nachmittag zu verderben," grollte der König.

„Höre, Einsiedel, diesen hier will ich sogleich in der Montur meines Regiments sehen. Der Sergeant Döpel soll mit ihm tauschen.“

„Der Döpel ist anderthalb Zoll größer,“ wandte der Officier ein, welcher trotz seines Berufes ein gewisses Mitleid mit dem Fremden fühlte.

„Thut nichts,“ sagte der König, „du mußt an den Knien nachgeben.“

„Der Döpel ist auch schmäler in den Schultern; es ist schade darum, der Mann wird sich schlecht präsentiren.“

„Dummes Zeug,“ rief der König. „Zieh ihn hier gleich hinter der Leinwand an“ — er wies auf den Nebenraum des Zeltes. „Rechts um und marsch!“ befahl er seinem Opfer und sah ihm behaglich nach. „Die Fremden laß herein!“

Der sächsische Gutsbesitzer wurde mit Dorchen in das Zelt geführt. Der König stand würdig in der Mitte des Raumes: „Ich weiß mich sehr wohl auf Sie zu besinnen, Herr von Reck. Ist es ein Verwandter von Ihnen, der bei Marwitz steht?“

„Zu Befehl, Majestät, es ist mein Bruder!“

„Was also führt Sie zu mir?“

„Mir ist die Ehre geworden, Ew. Majestät im Auftrage der sächsischen Regierung ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Zugleich wage ich mein Mündel, Dorothea von Borsdorf, höchster Gnade zu empfehlen.“

Der König sah in guter Laune auf das hübsche Mädchen. „Will das Fräulein in preußischen Dienst treten?“ Dorothea wollte sich tief verneigen, aber sie sank auf die Knie und hob die gefalteten Hände flehend auf.

„Stehen Sie auf, junges Frauenzimmer,“ sagte der König zurücktretend: „Ich kann's nicht leiden, wenn Fremde vor mir knien. Am wenigsten Weiber. Ich knie auch nicht vor Ihresgleichen. Was ist Ihr Begehr?“

„Retten Ew. Majestät den Fritz König.“ Die Miene des Monarchen umwölkte sich. „Ha so! hat er sie angestiftet zu

mir zu kommen?" — „Nein," rief Dorchen, „und er soll nie erfahren, daß ich gewagt habe seinetwegen zu Eurer Majestät zu dringen."

„Er ist ihr Bräutigam?" frug der König zu dem Begleiter gewandt.

„Nein!" entschuldigte sich Dorchen, „er ist nur ein guter Freund aus der Zeit, wo wir Kinder waren. Damals hat er mich mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken bewahrt, und", fuhr sie erröthend und stockend fort, „auch später hat er sich meinetwegen in Gefahr gestürzt, um mich in Polen aus schrecklicher Lage zu befreien."

„Ich denke, er war in England," sagte der König mit erwachendem Mißtrauen.

„Es war vor seiner Reise, damals als er zuerst vor Eurer Majestät Angesicht kam. Ich war während jener fürchterlichen Wochen zu Thorn und er brachte mich zu meinen Verwandten zurück."

„Darum also wagte sich der Candidatus unter die Säbel der Polen? und Sie haben die Geschichte ebenfalls erlebt? Ich kann sie nicht aus dem Gedächtniß bringen, und wir müssen sagen: der Herr weiß Alles zum Besten zu lenken, aber wir ängstigen uns, weil wir seine Gedanken nicht verstehen."

„Dasselbe sagte damals auch Fritz."

„So?" frug der König, „er ist wohl ein heftiger Theologe, der gegen die Andersgläubigen auf seine Kanzel paukt?"

„So ist er nicht, er folgt mehr der Lehre von der Liebe und dem Erbarmen, nur daß er kein Kopfhänger ist."

„Das ist recht," bestätigte der König zufrieden. „Die Discutirer auf der Kanzel kann ich nicht leiden und die Kopfhänger auch nicht. Wer ein gutes Gewissen hat, soll freudig und beherzt geradeaus sehen. Thun Sie das auch, mein Kind, und sagen Sie mir ehrlich, was Sie wollen. Ich soll den Mann nicht für mich haben, sondern Ihnen zurückgeben, weil Sie ihn selber behalten wollen."

Ein glühendes Roth flog über Dorchens Gesicht. Unter den kurzen Worten des Königs zerriß der Schleier, welcher ihr das eigene warme Gefühl verborgen hatte, und leise sagte sie: „Das will ich nicht!“ Aber im nächsten Augenblick lag sie wieder auf den Knien und rang die Hände. „Ich habe gewagt, Herr König, was für ein armes Mädchen zu viel und schwer ist, verachten Sie deshalb meine Bitte nicht. Ja! ich bin ihm gut und was noch Niemand von mir gehört hat, Ew. Majestät will ich es gestehen, damit Ew. Majestät sich unser erbarmen. Ich weiß, daß er aus brüderlicher Liebe sich ausgeliefert hat wie Jemand, der in den Tod geht, denn er ist nicht zum Soldaten erzogen, sondern zum Geistlichen.“

„Wie können Sie sagen, Demoiselle, daß er zu mir gekommen ist, wie Einer, der sich dem Profoß ausliefert? Hat er eine solche Meinung vom König von Preußen?“

„Nein!“ rief wieder Dorchen noch immer kniend, „ich hätte nicht gewagt zu kommen, wenn Monsieur Fritz nicht zu Eurer Majestät ein ganz anderes Vertrauen hätte. Denn damals, als wir die unglückliche polnische Stadt verließen, sagte er zu mir mit schwerem Seufzen: Als Sachse wollte ich, wir hätten das nicht erlebt, und ich wollte lieber, wir wären unter dem König von Preußen zu Hause.“

„Nun,“ sagte der König, „was nicht ist, kann noch werden.“ Er schob die Leinwand zurück und rief:

„Herein Sergeant!“ Friedrich trat ein im blauen Rock des Königs. Er stand steif da, aber die Augen waren ihm feucht und er hatte Mühe die Haltung zu bewahren.

Als Dorothee den Geliebten in der Montur erblickte, verlor sie alle Fassung, die Thränen brachen ihr aus den Augen und sie verbarg ihr Gesicht im Tuche. Unterdeß betrachtete der König mit innigem Vergnügen das Aussehen des Theologen. „Die Montur ist gar nicht zu enge,“ sagte er zu seinem Vertrauten, „mit dem Maß hattest du Recht, er käme doch noch ins erste Glied. — Was ist hier los?“ fuhr er verwundert

gegen Dorothea fort. „Herr von Reck, Ihr Mündel ist mit der Veränderung nicht zufrieden. — Hat er gehört, was diese von ihm erzählt hat?"

„Ja," antwortete Friedrich leise, „wider meinen Willen."

„Es geschah auch nicht mit meinem Willen, Fräulein," versuchte der König zu begütigen, „aber das Unglück ist einmal geschehen, nun wißt ihr's Beide. Hören Sie auf mit dem Weinen!" — er stampfte mit dem Stocke auf — „das kann ich nicht leiden. Sie gefielen mir vorhin besser. Was sagt er zu den Geständnissen dieser Demoiselle?"

„Die Erinnerung daran wird mir für mein Leben das höchste Glück sein; ihre Worte gleichen dem letzten Gruß eines Freundes, von dem ich für immer scheide."

„Wegen meines Rockes?" frug der König.

„Ja," sagte Fritz. „Auch hatte die Mutter den Wunsch, daß Fräulein Dorothee einst die Gattin meines Bruders wird."

Der König sah enttäuscht von einem zum andern. „Zum Teufel mit eurem Bruder!" rief er unwillig.

Wieder trat der Officier ein, diesmal selbst in Alteration. „Der Freicorporal König von Markgraf-Albrecht meldet sich in Arrest."

Dorchen stieß einen leisen Schrei aus und that einen Schritt auf Fritz zu, als wenn sie bei ihm Schutz suchte; auch der König stand überrascht. „Einsiedel, ich will ihn nicht sehen Trägt er sächsische Montur?"

„Er kommt civil, er hat heut früh seine Entlassung aus dem sächsischen Dienst genommen."

„Hast du ihm gesagt, daß der Bruder statt seiner angenommen ist?"

„Gewiß," antwortete der Officier, „und ich habe ihm gesagt, daß er wie ein Verrückter handelt, wenn er sich jetzt in unsere Hände und vor die Augen Eurer Majestät wagt. Ich habe ihm gerathen, er solle zur Stelle seinem Pferde die Sporen geben und nach Sachsen zurückreiten, denn was ihm hier be-

vorstehe, sei ein Kriegsgericht und dahinter Ketten oder eine Kugel."

„Das war recht," sagte der König.

„Er aber meinte, er könne nicht dulden, daß der Bruder für sein Unrecht bezahle, und müsse darauf bestehen sich selbst anzugeben."

„Warum hat er nicht früher so gedacht?" grollte der König und sah von der Seite auf Friedrich. „Es ist zu spät, der Andere ist bereits angenommen."

„Das hielt ich ihm vor; er aber meinte, er könne nicht leben mit einer solchen Schuld gegen seinen Bruder auf der Seele und ich sollte so barmherzig sein und ihn melden."

„Wie war er?"

„Wie ein braver Kerl vor einem Duell, höflich aber kurz."

Der König sah wieder nach den Liebenden. Die weinende Dorothee hatte die Hand des Rekruten ergriffen und er blickte ihr traurig ins Gesicht. „Geht Beide dort hinein," gebot der Monarch, „und damit die jungen Leute nicht mit einander allein bleiben, leisten Sie ihnen Gesellschaft, Herr v. Reck." — Darauf befahl er dem Officier: „Ich will den Ausreißer doch sehen, halte für alle Fälle die Wache bereit mit Ober- und Untergewehr."

„Ew. Majestät haben ja Niemand mitgenommen als den Döpel, weil Dieselben meinten, Sie wollten Kottwitzen nicht zu Schanden essen; und der Döpel steckt, wie Ew. Majestät befohlen, in dem schwarzen Rock des Theologen."

„Dann bleibst du selbst gegenwärtig. Diese schwadronirenden Sachsen sollen sehen, daß wir mit ihrem Mundwerk und ihren Flattusen auch noch fertig werden."

August trat ein, stellte sich aufrecht hin und begann seine Meldung: „Freicorporal August König!"

Der Monarch unterbrach ihn rauh: „Ist mir nicht bewußt. Warum tragt ihr nicht sächsische Montur, wenn ihr euch bei mir meldet? Ich mag's nicht leiden, wenn ein fremder Officier sich wie ein Federfuchser kleidet."

„Ich habe meinen Abschied aus kursächsischem Dienst genommen und heute früh erhalten."

„Abschied?" frug der König. „Es kommen dabei Irrthümer vor."

„Hier ist mein Entlassungsschein," sagte August, ein Papier herausziehend. Der König winkte dem Officier, der es abnahm und meldete: „Der Schein ist in Ordnung."

„Kümmert mich nicht weiter," entschied der König. Einsiedel gab dem Delinquenten das Papier zurück.

„Raucht ihr Tabak, Lieutenant König?" frug der Monarch.

„Zu Befehl, Ew. Majestät."

„Dann zündet euch diese Pfeife an. Reich' sie ihm," gebot der Herr seinem Vertrauten, „und sorge für Feuer."

August setzte erstaunt den Tabak in Brand. „Raucht!" gebot der König unwillig. „Ich habe zu thun." Er setzte sich auf einen Holzstuhl an den Tisch, nahm einen Anschlag über die Kosten der Entwässerung, welchen der Gutsherr zurecht gelegt hatte, und las darin. August stand still und steif am Eingang des Zeltes und blies starkriechenden Dampf aus der Pfeife. Auch der Adjutant harrte unbeweglich. Der König ergriff ein Papier nach dem anderen und vertiefte sich darein, das dauerte eine Weile. Endlich frug er über die Schulter: „Wie schmeckt der Tabak?"

„Schlecht, Ew. Majestät," antwortete August die Arme anziehend, „er fuselt."

„Das war sein Glück," rief Friedrich Wilhelm aufstehend, „ich habe es dem Kottwitz im voraus gesagt. Es ist gut, Lieutenant König, ihr könnt abtreten. Und da ihr von hier sogleich in eure frühere Garnison zurückreisen werdet, so mögt ihr einen anderen Abschied, als der ist, den ihr in eurer Tasche tragt, für einen Namensvetter von euch mitnehmen, der auch August König hieß, und vor Jahren in meinen Diensten stand. Die Aushändigung ist durch gewisse Umstände verspätet worden. Setze dich, Einsiedel, und schreibe für den gewesenen

Freicorporal August König einen richtigen Abschied. Und schreibe darunter das Jahr und den Tag, an welchem der Bewußte die preußische Garnison verlassen hat, damit seine Landsleute ihn nicht für einen verdammten Ausreißer halten. Wißt ihr, wie lange es her ist?“ August nannte das Jahr und den Tag, aber die Worte kamen klanglos aus der Kehle.

Einsiedel schrieb, der König sah wieder in die Rechnungen, bis ihm der Officier den Abschied zur Unterschrift vorlegte. Der Herr unterzeichnete und winkte, den Schein dem Sachsen zu geben. Aber August verweigerte die Annahme. „Danken Sie Gott und stecken Sie ein,“ sagte leise der Officier. August antwortete ebenso: „Ich kann an meinem Bruder nicht zum Schelm werden.“

„Was gibt's noch?“ grollte der König sich umsehend.

„Er will den Abschied nicht nehmen, Majestät.“ Der König erhob sich und als er sah, daß August das Knie beugte, rief er zornig: „Donnerwetter, wer in meinen Diensten gewesen ist, soll wissen, daß der Soldat nicht kniet, außer im ersten Gliede beim Feuern.“

„Vergebung, Majestät,“ bat der Verabschiedete. „Dem August König, welchem die höchste Gnade heut die Entlassung bewilligte, darf ich den Abschied nicht mitnehmen, wenn ich ihm nicht seinen Bruder zurückbringe, welcher sich als sein Stellvertreter der Gnade Eurer Majestät übergeben hat.“

„Der Deserteur will noch Bedingungen stellen?“ rief der Monarch in hellem Zorn. „Er wagt auf meine Nachsicht zu trotzen? Ich will ihm einen strengen Herrn zeigen. Nimm seinen Degen. Fort mit ihm!“

„Er hat keinen Degen, Majestät,“ rapportirte der Officier, und gebot zu dem Sachsen tretend: „Sie sind verhaftet, folgen Sie mir.“ August rückte sich zusammen. Er erkannte, daß er in ungnädige Hände gefallen war, aber er sprach nichts weiter, sondern wendete sich zum Gehen.

Da vernahm der König ein unterdrücktes Schluchzen aus

dem Nebenraum des Zeltes. „Oho!" rief er und schlug mit dem Stock auf den Tisch, denn ihm fiel ein, daß er als ehrlicher Mann den älteren Bruder nicht behalten konnte, wenn er den jüngeren im Arrest festsetzte. „Einsiedel!" Der Officier und sein Gefangener wurden am Eingang sichtbar. „Frage doch den Kerl, ob er in Sachsen eine Braut hat?" Der Officier wiederholte die Frage und August antwortete: „nein!" „Ob er eine gewisse adlige Dorothea Borsdorfin von Person kennt."

„Ich kenne sie seit meiner Kindheit," sagte August.

„Frage ihn," gebot der König weiter, „ob er die Dreistigkeit gehabt hat sie heiraten zu wollen."

„Es war zwischen den Eltern vielleicht davon die Rede," versetzte August. „Ich glaube aber nicht, daß ihr Gemüth mir zugewandt ist."

„Sie will ihn durchaus nicht zum Manne," brach der König gegen den Unglücklichen los. „Sie will seinen Bruder; daß er es nur weiß."

Der König rührte an die Leinwand. „Bringen Sie Ihre Anbefohlenen heraus, Herr von Reck!"

Dorothea trat mit ihrem Vormund herein, hinter ihnen Friedrich in der Montur. „Hier Fräulein," sagte der Monarch mit einer unbeholfenen Ritterlichkeit, die ihm doch gut stand, denn man merkte ein ehrliches Wohlwollen, „hier sind zwei Brüder. Einer davon gehört mir, der Andere mag gehen, wohin er will. Der, den Sie heiraten wollen, den nehme ich, und ich will mir Mühe geben die Einwilligung Ihrer Verwandtschaft durchzusetzen."

Das Fräulein stand zwischen den beiden Brüdern. „Majestät," flehte sie zitternd.

„Aengstigen Sie sich nicht," versuchte der König zu trösten, „ich meine es gut, und ich will Ihnen beweisen, daß ich kein Tyrann bin, obgleich dieser hier" — er wies auf Friedrich — „mich dafür ausgeschrien hat."

Dorothea sah zur Erde, aber die Rechte hob sich leise auf Friedrich zu. Der König ergriff schnell ihre Hand und legte sie in die des Candidaten, stellte sich vor diesen und berührte ihm mit dem Knopfe des Stockes die Brust. „Dich wollte ich,“ sprach er „und du gehörst zu mir. Ziehe jetzt meine Montur aus, obwohl ich dich lieber darin sehe als in dem schwarzen Rock. Der Feldprediger von Markgraf-Albrecht ist hinfällig, ich setze dich in seine Stelle, damit sollst du bei mir anfangen. Ihr, Herr Lieutenant aus Sachsen, steckt jetzt euren preußischen Abschied in die Tasche. Da ihr, um eure brüderliche Pflicht gegen meinen Feldprediger zu erfüllen, aus dem sächsischen Dienst ausgetreten seid, so will ich dafür sorgen, daß ihr wieder hineinkommt. Kottwitz!“ rief er aus dem Zelt. „Den Herren Sachsen schmeckt der Tabak nicht Laß den Wagen vorfahren.“

Schluß.

Frau von Borsdorf kam zu Madame König und rang nach der ersten Begrüßung die Hände. „Meine Doris ist mit ihrem Vormund ins Preußische gefahren, um vor dem bösen Könige wegen Entlassung des Monsieur August einen Fußfall zu thun. Die Tante schreibt durch die Botenfrau."

Frau König ahnte nicht die Größe der Gefahr, aber sie wurde von tiefer Rührung ergriffen, daß Dorchen aus Neigung für den Sohn ein solches Wagniß auf sich genommen; alle anderen Pläne, die sie in der letzten Zeit wegen einer reichen Heirat gehabt hatte, schwanden dahin; sie fiel der Freundin um den Hals und sagte: „So wird durch unsere Kinder selbst offenbar, was lange unser Wunsch war." Endlich stimmten die Mütter einmüthig zusammen. Doch während sie die Zukunft der Kinder besprachen, fuhr ein Wagen vor und nicht August, sondern Fritz und Dorchen knieten vor den Frauen und baten um den mütterlichen Segen; August aber stand ruhig bei Seite und sah zu.

Als der erste Sturm der Ueberraschung vorüber war, nahm die Mutter den jüngern Sohn bei Seite und frug in zärtlicher Theilnahme: „Wie wirst du das ertragen, armes Kind?"

„Mit vergnügter Seele," versetzte August. Die Mutter sah ihn erstaunt an. „Ich war dem Dorchen niemals so gut wie der Bruder."

Da wurde der Mutter leicht ums Herz: „Mir ist von der Majorin aus deiner Garnison etwas zugetragen worden. Bei euch ist jetzt eine reiche Partie, die angenommene Tochter des Magister Blasius. Der Mann hat früher schlecht an uns gehandelt, aber er soll sich in seinen alten Tagen sehr gebessert haben, auch bei dem Mädchen ist etwas mit der Herkunft nicht in Ordnung und das wäre ja ein Hinderniß. Aber sie hat eine gute Erziehung erhalten und es sind drei Häuser vorhanden. Man sagt, daß dein Hauptmann sich sehr um das Mädchen bewirbt. — Du könntest dann den Soldatendienst aufgeben und dich zur Ruhe setzen."

„Ich bleibe Soldat, liebe Mutter," antwortete August. „Wegen der gütigen Worte aber, mit denen Sie die Demoiselle erwähnten, küsse ich Ihnen dankbar die Hände. Morgen führe ich der Frau Mutter die Schwiegertochter zu."

Neunzehn Jahre waren den Brüdern in ungetrübtem häuslichem Glück vergangen. Zwei Könige, denen sie den Eid geleistet, waren gestorben; der eine, welcher alle hochgewachsenen Männer zwingen wollte seinem Staate zu dienen, und der andere, der alle Frauen und Töchter, welche ihm gefielen, für sich begehrte. Zwischen den Nachfolgern war der Krieg entbrannt. In dem zweiten Kampfe, den der junge König Friedrich von Preußen um den Besitz Schlesiens führte, hatte sich Kursachsen mit Oestreich verbunden, und Fürst Leopold von Dessau zog mit einem preußischen Heere gegen Dresden heran. Bei Kesselsdorf erwarteten die Sachsen und Oestreicher seinen Angriff. Das sächsische Leibregiment, welches jetzt Regiment „Königin" hieß, stand auf dem linken Flügel nach Kesselsdorf zu und der Hauptmann König hatte den Platz links von seiner Compagnie nahe den Grenadieren an der Flanke. Zweimal schlug das Regiment den Angriff der Preußen zurück. Als im dritten Ansturm neue Reihen aus der schwarzen Wolke von Pulverdampf heraustraten, sah der Sachse die Uniformen

des Regiments, welches sein verstorbener Freund, der General Vogt, geführt hatte. Ihm gegenüber trieb ein Major zu Pferde seine Compagnie mit geschwungenem Degen vorwärts. Ein Schuß traf das Pferd, daß es ausbrach, in wilden Sätzen bäumte und wenige Schritte vor der sächsischen Front zusammenbrach. In dem gestürzten Reiter erkannte August den alten Stubennachbar Bröside, er sprang vor und umfaßte den Jugendfreund, ihn aus dem Gewühl zu retten. Da sank er selbst, in den Rücken geschossen, zu Boden. Als der Preuße sich über den Gefallenen neigte, sah dieser ihn mit freundlichem Blicke an und sagte im Sterben leise: „es war eine sächsische Kugel!"

Am zweiten Feiertage der Weihnacht standen zahlreiche Relaispferde mit Bereitern und Postillonen vor dem Pfarrhofe eines großen märkischen Dorfes, um den siegreichen König Friedrich zu erwarten, welcher nach geschlossenem Frieden in die Residenz zurückkehrte. Auch die Beamten der Umgegend hatten sich eingefunden. Denn bei dem Pfarrhofe pflegte der Herr jedesmal anzuhalten, so oft er des Weges fuhr. Als der königliche Wagen herankam und der König während des Umspanns mit den Versammelten sprach, trat die Frau Pastorin neben ihren Gatten und bot auf der Tablette eine Erquickung. „Ist Jemand gestorben?" frug der König, dem das Trauerkleid der Frau auffiel, den Geistlichen.

„Mein Bruder blieb bei Kesselsdorf, er stand unter den Sachsen im Regiment Königin."

„Das Regiment hat sich brav gehalten," sagte der König. „Sind das Alles eure Kinder?" Er blickte über eine Gruppe von Knaben und Mädchen, welche von der offenen Hofthür mit großen Augen nach ihm hinsahen.

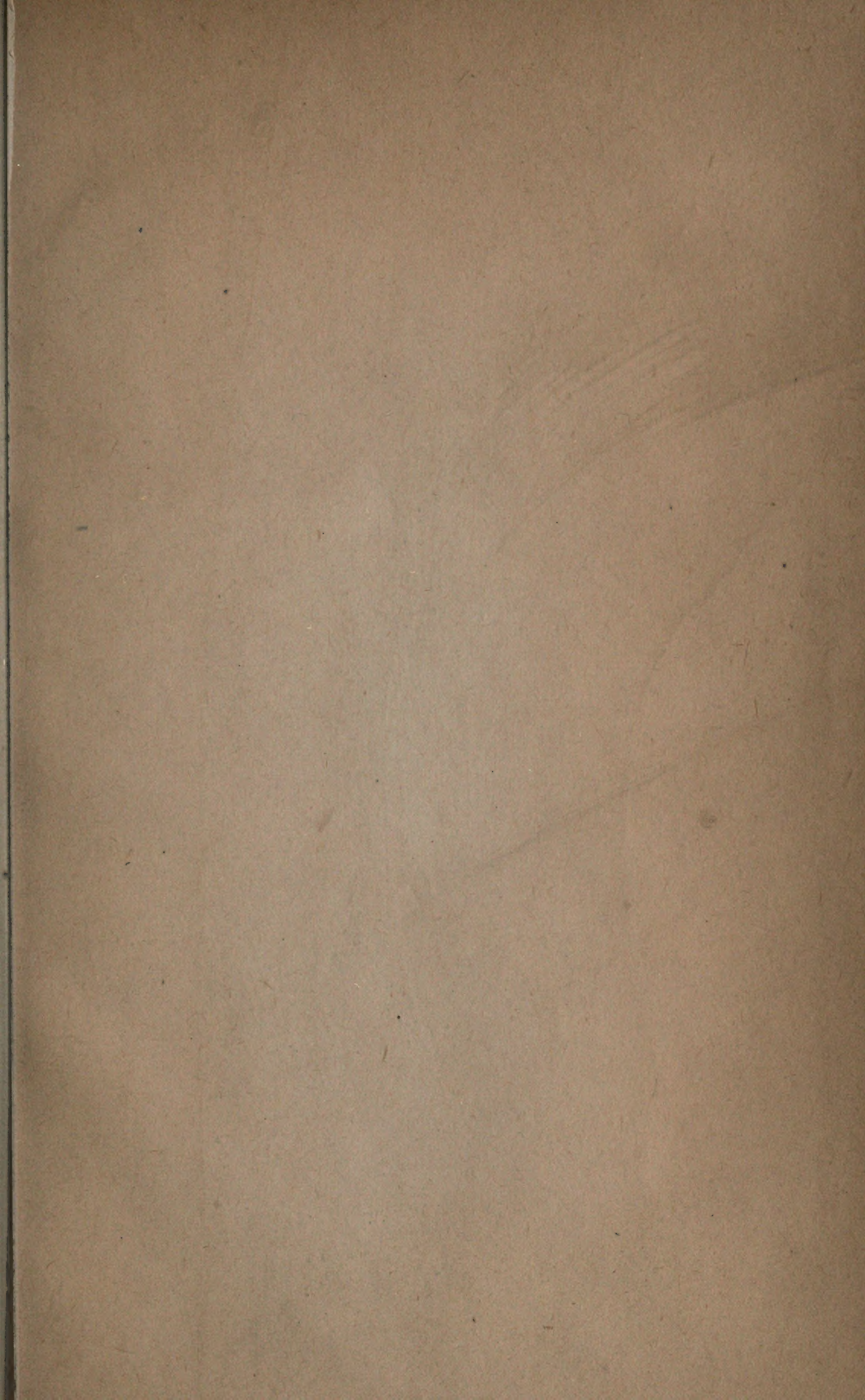
„Meine Kinder und die meiner lieben Schwägerin," antwortete der Geistliche und wies auf eine Frau im Witwenkleide.

Der König wandte sich zu seinem Begleiter im Wagen: „Kennen Eure Liebden diese hohe Säule unserer Kirche?"

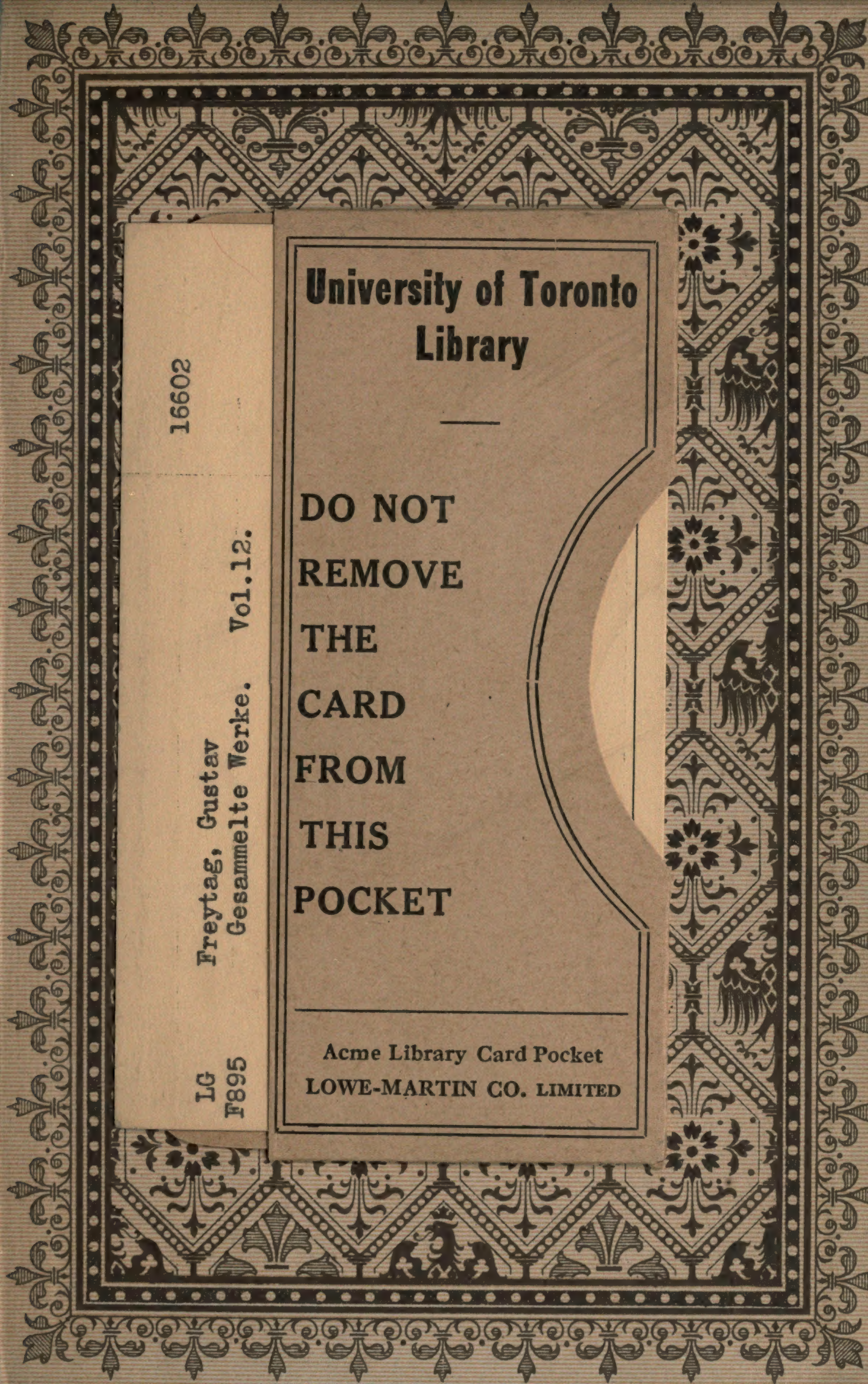
„Es ist der große Feldprediger, der früher im Regiment Markgraf stand."

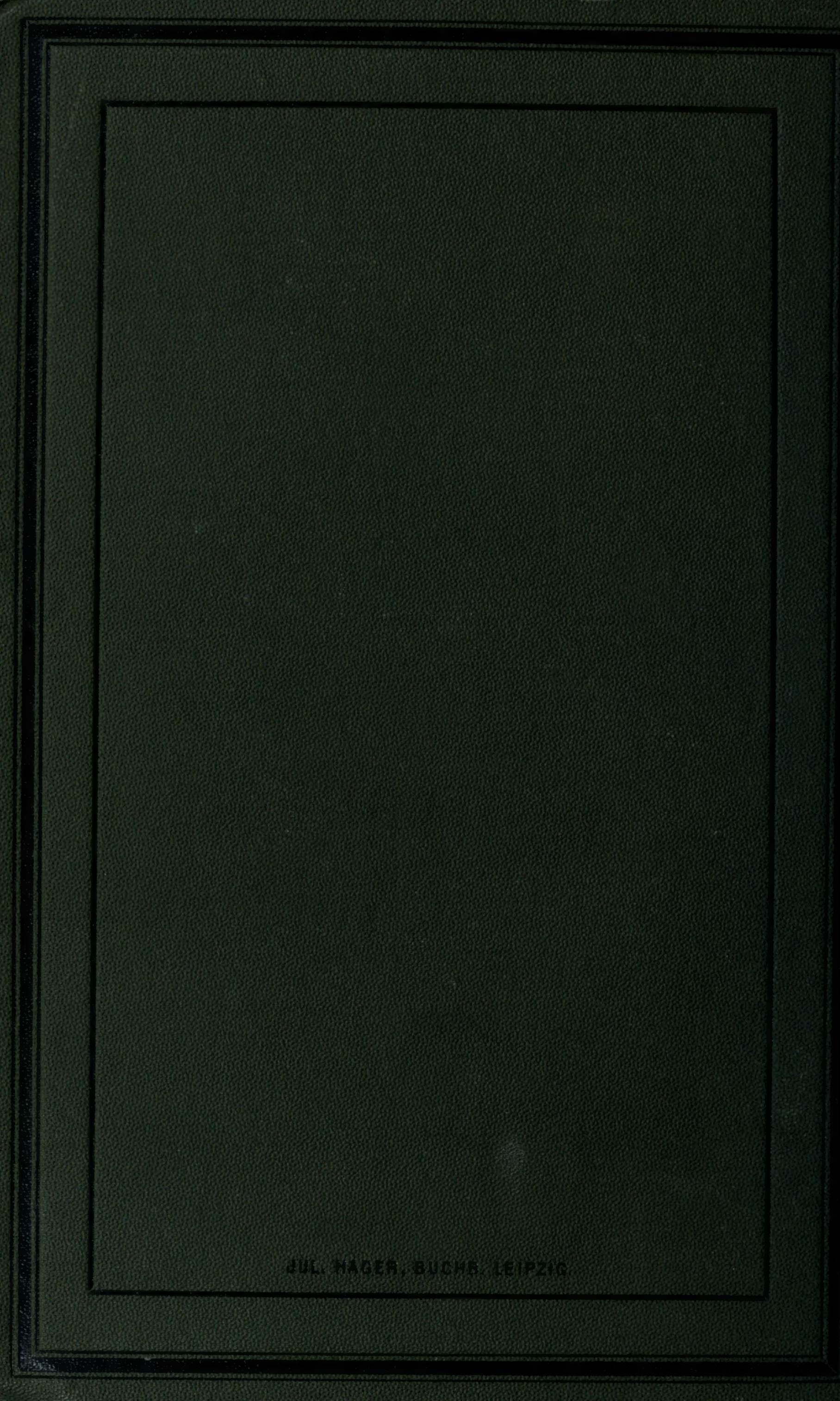
„Wissen Sie, wo wir beide ihn zuerst gesehen haben? — Es war bei dem seligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn."

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.






16602
LG
F895
Freytag, Gustav
Gesammelte Werke. Vol.12.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED



JUL. HAGER, BUCHB. LEIPZIG